DER SPIEGEL Geschichte

Ausgabe 1/2017 7,90€
4 197436 307905 01



Machtkampf, Handel und Kultur seit 1300 Jahren

DER ISLAM UND DIE EUROPÄER

Österreich € 8,90 Schweiz sfr 14,- Benelux € 9,20 Dänemark dkr 85,- Finnland € 12,80 Frankreich € 10,40 Griechenland € 11,30 Italien € 10,40 Norwegen NOK 144,- Polen Zl 54,50 Portugal (cont) € 10,40 Schweden SEK 122,- Spanien € 10,40 Spanien/Kanaren € 10,60 Ungarn Ft 3.830,-

PRINTED IN GERMANY

DER SPIEGEL
GESCHICHTE

Das Weltreich, das Mohammeds Anhänger eroberten, war größer als das Römische Imperium. In seiner Blütezeit war es sagenhaft reich, bildungshungrig, militärisch eine Supermacht. Nachdem Muslime im 8. Jahrhundert Spanien unterworfen hatten, trafen islamische und christliche Kultur direkt aufeinander, rieben sich in Kampf und Abgrenzung, lernten voneinander bei Handel und Wissensaustausch. Dieses Heft zeichnet die 1300-jährige gemeinsame Geschichte nach, von den Mauren als den ersten Muslimen auf dem Kontinent bis zu denen im heutigen Europa – allein in Russland leben an die 15 Millionen Muslime. Ein Zeugnis dieser bewegten Historie besichtigte SPIEGEL-Autor Wolfgang Höbel in Córdoba: Das zentrale Gebetshaus der andalusischen Stadt heißt „Moschee-Kathedrale“, ein cordobesischer Kalif machte seine Metropole einst zu einem zweiten Mekka (Seite 24).



Höbel im Orangenhof in Córdoba

Nach der Blütezeit des Islam stieg dieser keinesfalls ab, wie der Bremer Professor Alexander Flores erläutert (Seite 74). Sondern es war Europa, dessen Stern unaufhaltsam zu steigen begann, bis die christliche Machtsphäre weit über seine Grenzen hinausreichte. Diese Expansion rechtfertigten europäische Eroberer gern mit ihrem Missionsauftrag. Zu den Opfern der neuen „Christen zuerst“-Ideologie gehörten neben den Juden ausgerechnet Spaniens einstige Mauren (Seite 68). Der erste Imperialist, der direkt in Ägypten und damit in muslimisches Territorium einfiel, war Napoleon Bonaparte. Marc Röhlig, der in Kairo studiert hat, beschreibt, wie die französische Fremdherrschaft das Land umkrempelte (Seite 84). „Napoleon konnte sich zwar nur drei Jahre lang halten“, sagt Röhlig, Redakteur des Onlineportals bento. „Aber danach war nichts mehr wie zuvor.“ Der Wettlauf um die hegemoniale Vormacht im Nahen und Mittleren Osten war eingeläutet.



Röhlig im Hof der Ibn-Tulun-Moschee in Kairo

1909 ging die erste Konzession für Erdöl im Mittleren Osten an die Anglo-Persian Oil Company, 1927 begannen westliche Firmen, Öl im Irak zu fördern, 1938 stiegen die USA in Saudi-Arabien ins Geschäft ein. Der Hunger nach dem Rohstoff und nach Einfluss ließ die Eliten alle Werte vergessen. Ein trauriger Höhepunkt ist das falsche Spiel des walisischen Offiziers Thomas Edward Lawrence, berühmt als „Lawrence von Arabien“, der den Stämmen der Wüste das Blaue vom Himmel versprach, während Franzosen und Briten deren Land klammheimlich unter sich aufteilten (Seite 102). Auch die britische Ankündigung, Europas drangsalierten Juden eine „Heimstätte“ in Palästina – dem heutigen Israel – zu geben, hatte dramatische Folgen für die Menschen vor Ort. Bis heute sind die Beziehungen zwischen arabischer und westlicher Welt dadurch belastet (Seite 120). Warum er trotzdem noch große Hoffnung in den Austausch zwischen Islam und Europa setzt, erklärte der Kölner Nahostexperte Loay Mudhoon den Heftverantwortlichen, Annette Bruhns und Dietmar Pieper: Europas Muslime sollten, so Mudhoon, in einem „fruchtbaren Prozess der gegenseitigen Zumutung“ den Islam neu definieren (Seite 130).



Bruhns, Mudhoon, Pieper



Innenansicht der Moschee-Kathedrale

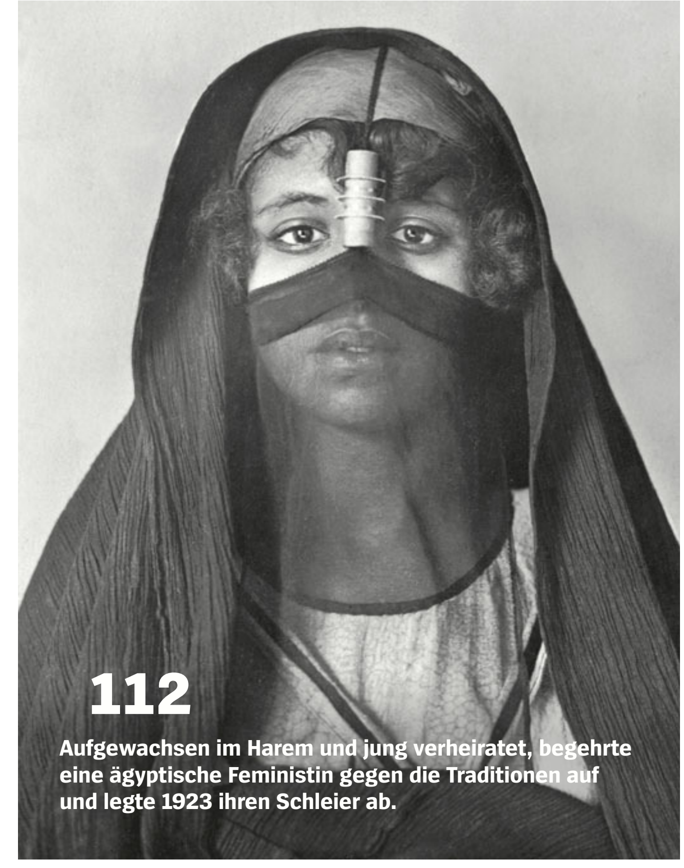


Muslimischer Universalgelehrter Averroes (1126 bis 1198)


88

„Ex oriente lux“ – aus dem Osten kommt das Licht, hieß ein romantisches Leitmotiv im 19. Jahrhundert. Maler und Dichter schwärmten für den Orient.

„Das Bad“, Gemälde von Jean-Léon Gérôme (um 1880)


112

Aufgewachsen im Harem und jung verheiratet, begehrte eine ägyptische Feministin gegen die Traditionen auf und legte 1923 ihren Schleier ab.

Verschleierte Ägypterin, 1930

Konflikte der Moderne



Titelbild: Der Graf von Tripolis nimmt 1124 die Kapitulation der Stadt Tyros entgegen. Gemälde von A.-F. Caminade, 1840

Kontakt: info@spiegel-geschichte.de


YENIDZE

Als eine faszinierende, aber auch fremd und gefährlich erscheinende Welt hat „der Orient" seit Langem einen festen Platz in der deutschen Wirklichkeit.

ISLAM IN DEUTSCHLAND

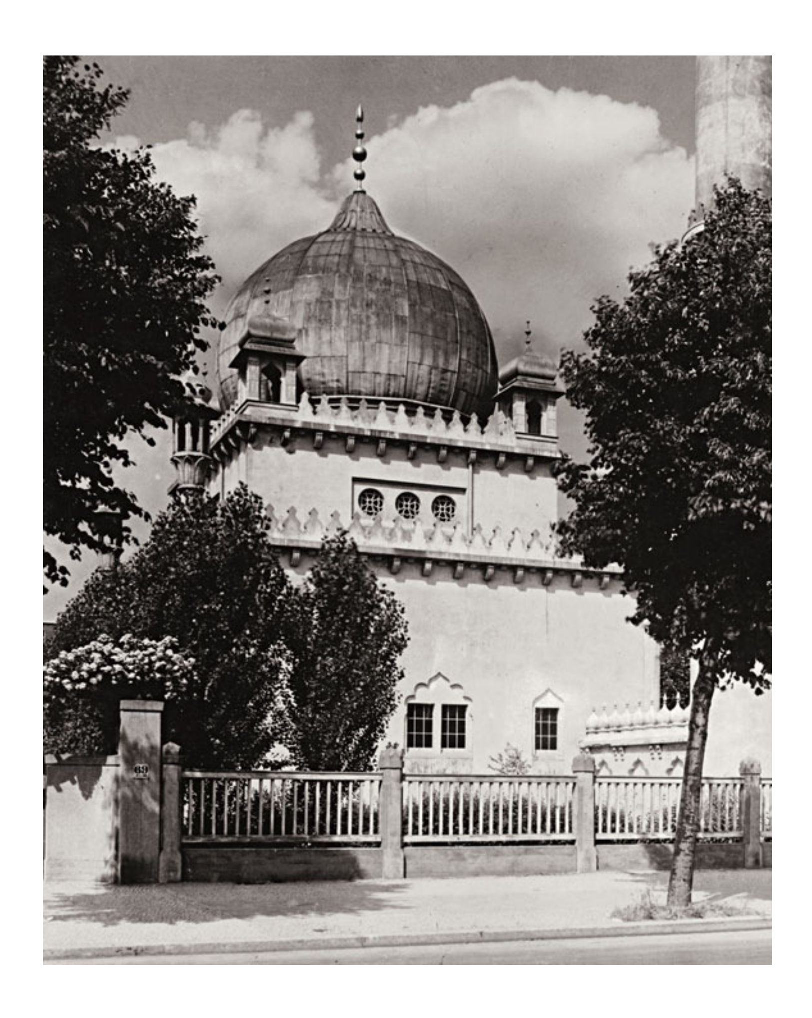
DRESDEN
Vor der Silhouette mit der Kuppel der Frauenkirche und dem Turm der Hofkirche erhebt sich die „Tabakmoschee". Sie wurde 1909 als Zigarettenfabrik fertiggestellt und dient heute als Veranstaltungs- und Bürogebäude. Yenidze (eigentlich Yenice) ist der türkische Name eines griechischen Tabakanbaugebiets, das früher einmal zum Osmanischen Reich gehörte. Das vermeintliche Minarett fungierte als Schornstein.





SCHLESIEN
Ende 1943 werden muslimische Freiwillige aus Bosnien und der Herzegowina als Mitglieder der späteren Waffen-SS-Division „Handschar“ in Neuhammer, dem heute polnischen Swietoszow, ausgebildet.

BRANDENBURG
Bei Wünsdorf südlich von Berlin richtet das deutsche Militär im Ersten Weltkrieg das „Halbmondlager“ für muslimische Kriegsgefangene ein. 1915 wird dort aus Balken und Brettern eine Moschee gebaut.



BERLIN
Im persisch-indischen Stil wird von 1924 bis 1928 im Stadtteil Wilmersdorf die Ahmadiyya-Moschee erbaut, das älteste islamische Gebetshaus in Deutschland, das bis heute besteht. Nach starken Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg wurde die Wilmersdorfer Moschee aus Mitteln der Alliierten sowie Spenden wieder hergerichtet. Die Aufnahme rechts datiert von 1963 und zeigt Gläubige während des Opferfests, dem höchsten islamischen Feiertag.







HAMBURG
Auf dem Dach eines Mietshauses aus Backstein steht ein Muezzin und ruft zum Gebet (Mai 1961). Er trägt eine Karakulmütze, eine traditionelle Kopfbedeckung in Süd- und Zentralasien, etwa in Afghanistan.

DÜSSELDORF
Auf dem Flughafen kommen am 27. November 1961 die ersten türkischen Bergleute an, die sich für ein Jahr zur Arbeit in deutschen Zechen verpflichtet haben – Anfang einer langen Migrationsgeschichte.



BERLIN
Als 2014 diese Aufnahme von drei muslimischen Frauen entsteht, leben in Deutschland rund drei Millionen Menschen, die türkische Wurzeln haben. Mehr als die Hälfte von ihnen sind deutsche Staatsbürger.



Im 7. Jahrhundert begann ein erstaunlicher Siegeszug: Bald war das *Reich der Muslime* größer als das Römische Imperium zu seinen besten Zeiten.

Als Araber die Welt eroberten

Von Mischa Meier und Steffen Patzold

Etwa 120 Kilometer südöstlich von Damaskus, in Namara, wurde im Jahr 328 der Araberführer Imru al-Kais bestattet. Berühmt geworden ist er durch seine Grabinschrift. Sie stellt nicht nur das früheste schriftliche Dokument in arabischer Sprache dar, sondern feiert den Verstorbenen als „König aller Araber". Lange wurde über die Deutung dieses Textes gestritten: Zeigt sich hier so etwas wie ein arabisches Gemeinschaftsbewusstsein – gar die Basis für das spätere Wirken Mohammeds?

Inzwischen überwiegt die Skepsis. Imru al-Kais repräsentierte nicht alle Araber, sondern unter vielen Gruppen eine, die besonders selbstbewusst aufzutreten vermochte. Kais' Krieger hatten sich zunächst in den Dienst der persischen Sasaniden gestellt, jenes Großreichs, das über 400 Jahre lang, bis etwa 640, große Gebiete des heutigen Nahen Ostens kontrollierte. Dann aber waren sie zu den Kaisern des römischen Reichs übergelaufen – vielleicht im Zusammenhang mit der Annahme des Christentums.

So stehen Imru al-Kais und seine Leute weniger für eine frühe gesamtarabische Identität als vielmehr für die Dynamik, die zwei Großreiche durch ihre Konkurrenz in den dazwischenliegenden „Puffergesellschaften" auslösten. Um ihre Grenzen zu sichern und den jeweiligen Gegner in Schach zu halten, strebten Byzantiner ebenso wie Perser danach, arabische Verbände als Alliierte zu gewinnen. Damit setzten sie Prozesse in Gang, die für die Araber – die Bewohner der Arabischen Halbinsel bis nach Norden in die syrische Wüste und darüber hinaus – einschneidende Folgen hatten: Neue Hierarchien bildeten sich heraus, der Wettbewerb unter erfolgreichen Führungsfiguren verstärkte sich. Wie schon seit dem 3. Jahrhundert setzten sich Menschen in Bewegung, neue Gemeinschaften bildeten sich heraus. Ganz ähnliche Prozesse spielten sich gleichzeitig überall jenseits der Grenzen Ostroms ab – vereinfachend oft als „Völkerwanderung" bezeichnet.

Die Bevölkerung der Arabischen Halbinsel gliederte sich in der Antike in Clans und Stämme – Verwandtschaftsgruppen häufig konstruierten Charakters, die miteinander rivalisierten und sich vielfach in wechselnden Koalitionen bekämpften. Dienst für eines der Großreiche sicherte ihnen Prestige und Reichtum. So hatte sich den Persern schon seit dem ausgehenden 3. Jahrhundert ein von den Nasriden beherrschter Verband im heutigen Irak an die Seite gestellt, während die Römer im 6. Jahrhundert vornehmlich auf die Dschafniden setzten, Herrscher einer Konföderation aus Südarabien, die in den Norden vordrangen und ihrerseits das Christentum annahmen.

Viele arabische Stämme lebten anfangs zumindest teilweise als Nomaden; ihre Kontakte zu den Großreichen beschleunigten nun die Sesshaftwerdung. In Mekka im Westen der Arabischen Halbinsel, der „Hedschas", wohnten sesshafte Araber. Den Ort prägten Kaufleute sowie die Kultstätte, die heute mit der Kaaba identifiziert wird und die wahrscheinlich zunächst mit unterschiedlichen paganen Gottheiten in Verbindung stand. In diesem lebhaften Ort, den der Stamm der Kuraisch beherrschte, wurde wahrscheinlich um 570 Mohammed geboren. Sein Vater Abdallah starb früh. Der spätere Prophet wuchs bei einer Amme und seinem Onkel auf.

Die Zeiten waren schwierig. Der „letzte große Krieg der Antike", ausgefochten Anfang des 7. Jahrhunderts zwischen Byzantinern und Sasaniden, hatte beide Konkurrenten an den Rand des Abgrunds geführt. Die Bevölkerung war zudem durch mehrere Pestepidemien und Naturkatastrophen stark dezimiert worden. Endzeiterwartungen hatten in Ostrom bereits das 6. Jahrhundert geprägt und ergriffen immer mehr Menschen, nicht zuletzt auch Teile der Juden. Vielen genügten nicht mehr die diesseitsorientierten paganen Kulte, die auf der Arabischen Halbinsel praktiziert wurden. Monotheistische Religionen wie das Juden- und Christentum fanden auch unter den Arabern zahlreiche Anhänger; andere, wie die sogar im Koran erwähnten Hanifen, befanden sich auf der Suche nach einem eigenen, gleichfalls abrahamitisch geprägten Monotheismus.

In dieser Welt erfuhr Mohammed seine ersten Offenbarungen und begann, unter dem Eindruck der nahenden Endzeit, einen strikten Monotheismus mit der Perspektive eines ewigen Lebens zu predigen. Auf die mekkanische Bevölkerung wirkte dies zunächst befremdlich, wahrscheinlich sah man auch die etablierten Stammesstrukturen gefährdet. So sahen sich Mohammed und seine Anhänger im Jahr 622 gezwungen, die Stadt zu verlas-

In der „Kamelschlacht" bei Basra 656 zog das Heer von Mohammeds Witwe Aischa gegen die Truppen des Konkurrenten Ali, Ahnherr der Schiiten ***(Buch-Illustration, Mirza Muhammed Rafi Bazil, 1808).***

sen. Diese Flucht ging als „Hidschra“ in die Geschichte ein – mit ihr beginnt die islamische Zeitrechnung.

In Jathrib, dem späteren Medina, fand Mohammeds Schar eine neue Heimat. Die mekkanischen Auswanderer und ihre Helfer bildeten hier eine neue Gemeinschaft. Etwa zwei Jahre später zogen sie gegen die Mekkaner in den Kampf – im Kontext der üblichen Stammeskonflikte sicherlich kein allzu spektakulärer Vorgang. Neu war freilich, dass die Medinenser sich als religiös gefasste „Stammes“-Gemeinschaft verstanden.

Nach dem Sieg über die Mekkaner stellte sich das Problem, diese in die Gemeinschaft, die „Umma“, zu integrieren. Die Rivalität zwischen Medinensern und Mekkanern sowie die Kompromisse, die Mohammed zur Friedensstiftung einging, sollten noch lange scharfes Konfliktpotenzial bergen. Zu Lebzeiten des Propheten ließen sich die Spannungen durch seine besondere Autorität und weitere Kriegszüge mit dem Ziel einer Einigung der arabischen Stämme entschärfen; die dabei in Aussicht stehende Beute ließ die Gemeinschaft anwachsen und vergrößerte allmählich ihr Einflussgebiet. Doch im Jahr 632 verstarb Mohammed, ohne Regelungen für seine Nachfolge getroffen zu haben.

Die Gemeinschaft stand vor einer Zerreißprobe. Verschiedene Gruppen sonderten sich nach dem Tod des Propheten ab und zettelten blutige Auseinandersetzungen an. Die verbliebenen Getreuen unter Mohammeds Nachfolger Abu Bakr blieben aber militärisch erfolgreich. Rasch konnten sie, insbesondere durch die Unterstützung der inzwischen bekehrten Mekkaner, die gesamte Arabische Halbinsel unter ihre Kontrolle bringen, sodass nach Abu Bakrs Tod 634 der Übergang seines Amts auf Umar (Kalif bis 644) konfliktfrei erfolgte.

Allerdings hatten die militärischen Erfolge nun eine Eigendynamik gewonnen: Spektakuläre Siege eröffneten die Perspektive, zusätzliche Beute zu gewinnen. Heerführer und Soldaten wollten sich auszeichnen, und jenen, die für die Sache Medinas fielen, winkte das Paradies. Es erschien jetzt jedenfalls nicht mehr notwendig, die Krieger eigens für den Kampf zu motivieren, wie es noch in den medinensischen Suren des Koran zu lesen ist. Allzu oft sind diese martialischen Verse aus ihrem historischen Zusammenhang herausgelöst und als zeitlos gültige Gewaltaufrufe missverstanden worden. Sie beziehen sich auf den Kampf gegen Mekka, danach auf die Unterwerfung und Vereinigung der arabischen Stämme, und dies im Kontext von aus Byzanz importierten Ideologien eines „heiligen Krieges“.

Die Eroberer verzichteten auf Zwangsbekehrungen und Mission, fällig wurde lediglich eine Kopfsteuer.

Ob die arabische Expansion tatsächlich ein zentral gesteuerter Vorgang war, lässt sich vor diesem Hintergrund jedenfalls trefflich diskutieren. Nicht ohne Grund werden Umar in der Überlieferung Zweifel zugeschrieben, ob es tatsächlich notwendig sei, den islamischen Machtbereich bis nach Ägypten auszudehnen. Denn mit der Expansion wuchsen die Probleme einer zentralen Kontrolle. Andererseits aber soll bereits Mohammed eine Eroberung Palästinas, des Gelobten Landes, angestrebt haben.

Große Teile des Nahen Ostens fielen den Arabern indes regelrecht zu. Erschöpft von den Kriegen und Katastrophen der zurückliegenden Jahrzehnte, fehlten den Großreichen der Byzantiner und Sasaniden schlicht die materiellen und wohl auch humanen Ressourcen, um den vordringenden Arabern wirksam entgegenzutreten. Dass man ihre ersten Streifzüge zunächst nicht als Bedrohung wahrnahm – Plünderungszüge stellten in der Region kein Novum dar – und bei den entscheidenden Aufeinandertreffen dann militärisch versagte, tat ein Übriges.

Der Zusammenbruch der byzantinischen Verteidigung wird typischerweise mit der Schlacht am Jarmuk, dem größten Nebenfluss des Jordan, im Jahr 636 in Zusammenhang gebracht. Dass die ansässige Bevölkerung die arabischen Krieger als Befreier vom Joch der oströmischen Herrschaft begrüßt habe, ist ein häufig zu lesender Gemeinplatz, der aber auf einer problematischen Quellenbasis beruht. Unbestritten ist, dass viele mit der Zentralregierung unzufrieden waren, dass Eliten sich neu orientierten und gerade auch religiöse Differenzen aufgrund des umstrittenen religionspolitischen Kurses des byzantinischen Kaiser Herakleios († 641) vorherrschten. Ob man die Eroberer deshalb überall mit offenen Armen empfangen hat, ist eine andere Frage. Vor allem die Bevölkerungsverluste aufgrund der Pest dürften sich weitaus stärker auf den Ausgang der Eroberungszüge ausgewirkt haben. Mancherorts gab es schlichtweg keine widerstandsfähige Bevölkerung mehr.

Hinzu kam die enorme Motivation, mit der die Muslime vordrangen. Die neue Religion hatte ihnen erstmals einen ideologischen Rahmen geschaffen, um das kleinteilige Stammesdenken zu überwinden und erfolgreich so etwas wie eine arabische Politik zu betreiben. Die Eroberer übten zunächst auch keinerlei religiösen Druck aus und verzichteten auf Zwangsbekehrungen und Mission; fällig wurde lediglich eine Kopfsteuer für die Andersgläubigen. Das erleichterte es den etablierten Eliten im Sasanidenreich, sich in ihren Dienst zu stellen. So war es den

Blüte der islamischen Welt

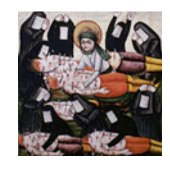
In Medina wird Religionsstifter Mohammed zum Begründer eines Weltreichs, das bald bis nach Europa ausgreift.

622



Nach dem Auszug aus Mekka, der sogenannten **Hidschra,** steigt Mohammed in Medina zum geachteten Staatsmann auf.

10. Oktober 680



Die Niederlage der Schiiten in der **Schlacht bei Kerbela** (heute Irak) gegen die sunnitischen Umajjaden vertieft die Gegnerschaft.

711



Der muslimische Berber Tarik Bin Sijad besiegt die Westgoten in Südspanien und beginnt, die **Iberische Halbinsel** zu erobern.

756 bis 1031



Die **Umajjaden,** die bis 750 die Kalifen von Damaskus gestellt haben, herrschen weiter in Spanien, ab 929 als Kalifen von Córdoba.



Genealogie der Anfangszeit: Der Prophet Mohammed im Kreis seiner Nachfolger, der vier „rechtgeleiteten Kalifen“: Abu Bakr, Umar, Uthman und Ali *(Türkische Miniatur, 16. Jahrhundert)*

Arabern auch möglich, die Verwaltung der eroberten Gebiete zunächst einfach zu übernehmen.

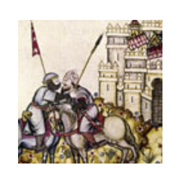
Das persische Großreich brach unter der Wucht des arabischen Ansturms zusammen: Der letzte sasanidische Herrscher wurde 651 auf der Flucht ermordet. Byzanz konnte sich dagegen behaupten, wenngleich unter erheblichen Verlusten: Kleinasien wurde über zwei Jahrhunderte hin zum dauerhaften Kriegsschauplatz, Konstantinopel hatte mehrere Belagerungen zu verkraften, zuletzt 717/18. Sämtliche Ostprovinzen südlich von Kleinasien gingen verloren, darunter auch das wohlhabende Ägypten. Alexandria fiel 642, nach kurzer Rückeroberung endgültig 646.

Danach begann der Vormarsch der Araber entlang der nordafrikanischen Mittelmeerküste nach Westen; Karthago vermochte sich bis 697/98 zu behaupten. Auf ernsthaften Widerstand trafen die Eroberer bezeichnenderweise vor allem in Regionen jenseits der Großreiche: in den zentralasiatischen Handelsstädten um das heutige Taschkent und bei den nordafrikanischen Berbern. Ob dies damit zusammenhängt, dass diese Gruppen unter den neuen Herren gegenüber den bisherigen Verhältnissen nichts zu gewinnen hatten oder schlicht gerade aufgrund ihrer Unabhängigkeit von den Großreichen besser aufgestellt waren, ist umstritten.

Im Jahr 711 schließlich griffen Heere von Arabern und Berbern in westgotische Thronstreitigkeiten ein und begannen mit der Eroberung der Iberischen Halbinsel. Roderich, der König der Westgoten, fiel in einer Schlacht am Fluss Guadalete schon 711. Bis zum Jahr 719 war dann Barcelona im Norden erobert.

Als ihr politisches Zentrum wählten die Eroberer nicht den alten westgotischen Königssitz Toledo, sondern Córdoba. Von diesem Machtzentrum aus zogen Araber und Berber in den folgenden Jahrzehnten immer wieder zum Plündern über die Pyrenäen. 719/20 nahmen sie Narbonne ein, bald danach auch Toulouse. Andere militärische Operationen führten nach Bordeaux, Poitiers, in die Provence. Nicht etwa, wie oft zu lesen, in einer einzigen Entscheidungsschlacht „bei Tours und Poitiers“ im Jahr 732, sondern in einem langen Prozess, der das gesamte 8. Jahrhundert hindurch fortdauerte, sollte sich die Grenze zum Frankenreich in Gallien stabilisieren (siehe Seite 21). Erst an der Wende zum 9. Jahrhundert konnte die neue fränkische Herrscherdynastie der Karolinger dann Barcelona erobern und im heutigen Katalo-

1031 bis 1235



Al-Andalus zerfällt in Kleinstaaten, **Taifas.** Ab 1085 einen es gegen die Christen zu Hilfe gerufene Almoraviden, dann Almohaden.

1085



Die sogenannte Wiedereroberung Spaniens durch Christen, die „Reconquista“, feiert mit der **Einnahme Toledos** einen großen Sieg.

9. bis 11. Jahrhundert



Palermo fällt 831 an Araber; die letzte Stadt in **Sizilien** wird 965 muslimisch. Von 1061 bis 1091 erobern Normannen die Insel.

1096 bis 1291



Christliche Heere erobern in **Kreuzzügen** Jerusalem und benachbarte Gebiete, bis mit Akkon die letzte Bastion an die Mamluken fällt.

1333 bis 1391



Unter den Nasriden Jusuf I. und Muhammad V. werden die erhaltenen Gebäude der **Alhambra von Granada** erbaut.



nien eine Grenzzone errichten, die sogenannte Spanische Mark.

Auf der Iberischen Halbinsel aber blieb der Islam mehrere Jahrhunderte hindurch ein bedeutender Teil der europäischen Geschichte.

Die eruptiven Erfolge der arabischen Expansion setzten indes auch im Inneren aggressive Kräfte frei, die sich in zwei Bürgerkriegen während der 650er und 680er Jahre, der sogenannten ersten und zweiten Fitna, entluden. Die Ermordung des Umar-Nachfolgers Uthman 656 hatte die Umma gespalten; zahlreiche ehemalige Gefährten des Propheten verweigerten dem neuen Kalifen Ali die Gefolgschaft, darunter Mohammeds Lieblingsfrau Aischa.

Aus den nachfolgenden Konflikten ging Muawija, ein Sohn des medinensischen Kuraisch-Anführers, der einst den Widerstand gegen Mohammed angeführt hatte, siegreich hervor. Muawija hatte unter Uthman als Statthalter von Syrien gedient und verlegte als Kalif das Zentrum des Reichs von Medina nach Damaskus.

Als Kalif verlegte Muawija das Zentrum des Reichs von Medina nach Damaskus.

Er war der erste Umajjade und begann mit der Neuorganisation und Zentralisierung des Reichs. Die Partei des Konkurrenten Ali, die „Schiat Ali“, erfuhr in den folgenden Jahrzehnten eine religiöse Aufladung, aus der sich eine eigenständige religiöse Großgruppe innerhalb des Islam entwickelte: die Schiiten.

Muawijas Zentralisierungsmaßnahmen wurden von Abd al-Malik, der sich in der zweiten Fitna durchgesetzt hatte, fortgeführt und verschärft. Jetzt setzte auch ein Prozess der forcierten Islamisierung des Reiches ein, und erst seitdem taucht das Wort Kalif (chalifa, „Stellvertreter“) als Chalifat Allah („Stellvertreter Gottes“) in offiziellen Dokumenten auf – die ersten Nachfolger Mohammeds sollen sich lediglich als Stellvertreter des Propheten gesehen haben. Sie führten den Titel Amir al-Muminin („Gebieter der Gläubigen“). Auch Abd al-Malik gehörte den Umajjaden an, einem Klan der mekkanischen Kuraisch. Diese erste Kalifendynastie wurde dann um 750 durch die Abbasiden abgelöst.

Lange ist darüber diskutiert worden, ab wann es überhaupt möglich ist, von einem ausgebildeten Islam zu sprechen, ab wann auch die Muslime selbst sich klar vom Christentum abgrenzten. Die These, dass der Islam sich erst in einem langen Prozess bis zum 9. Jahrhundert herausgebildet habe, findet auch heute noch Vertreter. Denn im Koran werden die Anhänger des Propheten nicht nur als Muslime (von Islam: „Unterwerfung“, „Hingabe“) bezeichnet, sondern vor allem auch als Gläubige (Muminin, abgeleitet von Iman: „Glaube“), was als offeneres Konzept gedeutet wurde und Anlass zur Vermutung gab, der Islam sei zunächst eine endzeitlich aufgeladene Variante eines allgemeinen abrahamitischen Monotheismus gewesen.

Wann die Abgrenzung gegenüber den anderen Buchreligionen schärfer wurde, ist tatsächlich nur schwer bestimmbar. Immerhin belegen datierbare Handschriftenfunde inzwischen eindeutig, dass der Koran ein Produkt des 7. Jahrhunderts ist – und damit auch tatsächlich wichtigste Quelle für Leben und Wirken Mohammeds.

Der Koran aber ist, auch dies wurde in den letzten Jahren zunehmend klarer, in einem spezifischen arabischen Milieu mit seiner tribalen Organisation anzusiedeln, ein Milieu, das ganz selbstverständlich zahlreiche Einflüsse der beiden anderen monotheistischen Buchreligionen aufgenommen hat. Das bedeutet freilich nicht, dass man für den Koran einen kryptochristlichen Hintergrund annehmen müsste – auch wenn byzantinische Gelehrte im Islam zunächst eine christliche Häresie sahen. Als Offenbarungsbuch aber stellt der Koran ein genuines Produkt der Spätantike dar. ■

Der Althistoriker Mischa Meier und der Mediävist Steffen Patzold lehren und forschen an der Universität Tübingen. Gemeinsam haben sie das Buch geschrieben: „410 – ein Kampf um Rom“, Klett-Cotta; 259 Seiten; 19,95 Euro.

Wie der Sieg Karl Martells im Jahr 732 mythisch überhöht wurde

Die Schlacht bei Tours und Poitiers

Karl Martell (zu Pferde) in der Schlacht bei Poitiers ***(Ausschnitt aus Gemälde von Charles de Steuben, 1837)***

Nicht viele Ereignisse des Mittelalters zählen heute noch zur Allgemeinbildung. Karl Martells Sieg „bei Tours und Poitiers" 732 gehört zweifellos dazu. In populären Geschichtsdarstellungen gilt die Schlacht als der Schlüsselmoment, in dem der fränkische Hausmeier „das christliche Abendland" gegen „den Islam" verteidigt habe. Richtig daran ist immerhin: Karl hat damals einen Sieg gegen ein Heer von Arabern und Berbern erfochten.

Alles andere ist falsch.

Zunächst der Ort der Schlacht: Es ist unklar, wo genau die Heere aufeinandertrafen. Zeitnahe Quellen nennen zwar Tours als Ziel des arabischen Heerführers Abd al-Rahman. Sie lokalisieren den Kampf aber nur „ad Pectavis" (also „bei Poitiers"), nicht dagegen „bei Tours", das etwa hundert Kilometer weiter nördlich liegt. Von einer Schlacht bei „Tours und Poitiers" kann deshalb keine Rede sein.

Viel wichtiger ist ein zweiter Punkt: Karls Sieg hatte militärisch keine besondere Bedeutung. Tatsächlich sehen wir in den 720er und 730er Jahren eine Serie von Schlachten – Kämpfe, die schon vor 732 anfingen und danach noch lange fortdauern sollten. Weit mehr Aufsehen etwa hatte bei Zeitgenossen ein Kampf im Jahr 721 erregt: Nachdem es einem Heer von Arabern gelungen war, die Stadt Narbonne in Südfrankreich einzunehmen, belagerten sie Toulouse. Doch Herzog Eudo von Aquitanien konnte die Belagerung aufbrechen und die Gegner in die Flucht schlagen. In einem Bericht an Papst Gregor II. bezifferte er – mit wenig Realismus und umso mehr Selbstbewusstsein – die Verluste der Araber auf 375 000 Mann. Die Zahl war maßlos übertrieben; sie zeigt aber ebenso wie Eudos Brief und die Überlieferung der Nachricht im Geschichtsbuch der Päpste, welche hohe Bedeutung man damals dieser Schlacht beimaß. Weitere Kämpfe hat Eudos Sieg ebenso wenig verhindert wie derjenige Karls bei Poitiers.

Zu einem historischen Sieg über die „Sarazenen" ist die Schlacht erst im Rückblick geworden.

Schon 736 und 739 rückte Karl Martell wieder persönlich aus gegen Araber und Berber, die diesmal in der Provence operierten. Die Araber bewahrten auch danach noch lange in einem Küstenstreifen Südfrankreichs ihre Herrschaft. Narbonne wurde erst 759 von Karls Sohn Pippin zurückerobert. So bildete die Schlacht bei Poitiers 732 nur eine Etappe: Sie war weder der spektakulärste noch der letzte fränkische Sieg über Heere von Arabern und Berbern nördlich der Pyrenäen.

Schließlich ein dritter Punkt: Zeitgenossen schilderten die Kämpfe zwischen Karl, Eudo, Arabern und Berbern gar nicht als religiösen Grundsatzkonflikt zwischen Christen und Muslimen. Tatsächlich verbündete sich Eudo sogar nach seinem Sieg 721 mit dem muslimischen Berberfürsten Uthman Bin Naisa, bekannt als Munusa, und gab ihm seine Tochter zur Frau. Und die Kämpfe in den 730er Jahren wurden gerade auch dadurch ausgelöst, dass sich Munusa 731 mit Abd al-Rahman überwarf. Statt eines Kriegs zwischen Christen und Muslimen oder gar eines Plans des Kalifats, ganz Gallien zu erobern, sehen wir also Konflikte zwischen Magnaten beiderseits der Pyrenäen – und einzelne Plünderungszüge über das Gebirge hinweg.

Zu einem historischen Sieg über die „Sarazenen", die geplant hätten, Gallien zu besetzen, ist die Schlacht von 732 erst im Rückblick geworden: Diese Deutung ist zuerst in den späten 820er Jahren belegt, in Einhards Biografie Karls des Großen. Der Höfling Einhard aber hatte gute Gründe für seine Interpretation: Er wollte die Leistung Karl Martells und seiner Nachfahren überhöhen, die im Jahr 751 in einem Staatsstreich die Merowinger aus dem Königtum verdrängt hatten. Wir sollten Einhards späten politischen Legitimationsversuch nicht der heutigen Deutung jener Schlacht vor fast 1300 Jahren zugrunde legen.

Mischa Meier, Steffen Patzold

Wie stichhaltig ist die berühmte These des Belgiers Henri Pirenne, dass es Karl den Großen ohne Mohammed nicht gegeben hätte?
Eine Analyse der Tübinger Historiker Mischa Meier und Steffen Patzold

WEIHRAUCH GEGEN PELZE



Goldfund mit abbasidischen Dinaren, zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts, aus dem norwegischen Hon
(Historisches Museum, Oslo)

Was bedeuteten der Islam, die arabische Expansion und die Entstehung eines muslimischen Großreichs für die Geschichte Europas? Darüber hat die Geschichtswissenschaft intensiv diskutiert. Der belgische Historiker Henri Pirenne vertrat ab den Zwanzigerjahren sogar die berühmt gewordene These, erst die Expansion des Islam im 7. Jahrhundert habe die Antike beendet und eine neue Epoche eingeläutet – und nicht schon die sogenannte Völkerwanderung des 4. bis 6. Jahrhunderts.

Pirenne (1862 bis 1935) argumentierte ökonomisch: Die Expansion habe tief greifende wirtschaftliche Folgen gezeitigt. Das Mittelmeer konnte ihm zufolge nicht länger jenen zentralen Handelsraum abgeben, den es für die römische Welt gebildet hatte. Die Provinzen im nördlichen Afrika, zumal Ägypten, waren die Kornkammern des Imperiums gewesen, von denen aus zum Beispiel die Bevölkerung der Stadt Rom versorgt worden war. Nach der arabischen Expansion sei dies nicht mehr möglich gewesen – mit dramatischen Folgen: Aus Pirennes Sicht kam mit dem Fernhandel nämlich auch die Goldwährung in Europa zum Erliegen. Die alten Strukturen seien abgelöst worden durch eine weniger entwickelte, weniger leistungsfähige und kleinräumige Wirtschaft, die auf Ackerbau beruht habe. Anstelle der römischen Goldwährung seien nur noch Silbermünzen geprägt worden. Und im Handel orientierte sich Europa nach Norden um: Nicht das Mittelmeer, sondern die Nord- und Ostsee waren nun die wichtigen Handelszonen, die von neuen Handelsorten wie Haithabu beim heutigen Schleswig und Dorestad in Friesland aus erschlossen wurden.

Aber damit nicht genug: Pirenne meinte, die arabische Expansion habe sich auch stark auf die Kultur

ausgewirkt – besonders auf die Bildung und den Gebrauch der Schrift. In der römischen Welt war Papyrus ein wichtiger und zugleich günstiger Beschreibstoff für Texte aller Art; er wurde in Ägypten gehandelt und gelangte aus Afrika nach Europa. Pirenne sah den frühmittelalterlichen Wechsel vom Papyrus zum wesentlich teureren Pergament – also zu bearbeiteter Tierhaut – als eine weitere Folge der islamischen Expansion mit weitreichenden Konsequenzen für die alltägliche Nutzung der Schrift und für die Textkultur in Europa.

Das Reich der Karolinger im 8. und 9. Jahrhundert hatte seine Schwerpunkte in Gebieten, die aus einer römischen Perspektive tatsächlich eher randständig waren: im Nordosten Galliens und in Germanien. Aus Pirennes Sicht konnte das Karolingerreich seinen historischen Stellenwert überhaupt erst dadurch erlangen, dass im Zuge der arabischen Expansion das Mittelmeer seine Funktion als Handels- und Kommunikationsraum verloren hatte. Zugespitzt lautet daher Pirennes These: Erst Mohammeds Werk hat einen Karl den Großen möglich gemacht – und das europäische Mittelalter hervorgebracht.

Henri Pirenne kommt zweifellos das Verdienst zu, die Debatte über den epochalen Wandel von der römischen Welt der Antike zum mittelalterlichen Europa befruchtet zu haben, indem er nicht mehr von politischen und militärischen Ereignissen her dachte, sondern einen ökonomischen Prozess wirksam sah. Zugleich hat er das Miteinander von Christentum und Islam als konstituierenden Faktor der Geschichte Europas berücksichtigt. In einem entscheidenden Punkt allerdings hat Pirenne sich schlicht geirrt: Anders als er meinte, bedeutete die arabische Expansion keineswegs das Ende des Fernhandels über das Mittelmeer hinweg. Die jüngere Forschung hat eindrucksvoll gezeigt, wie intensiv die Handelsbeziehungen zwischen der arabischen Welt und Mittel- und Westeuropa auch im 8. und 9. Jahrhundert blieben.

Eine wichtige Quellengrundlage dafür bilden Münzfunde: Vom 7. bis zum 10. Jahrhundert gelangten mehr als 80 000 Münzen aus dem Orient nach Skandinavien; auch im Karolingerreich lassen sich mehr als 600 solcher Münzen nachweisen, besonders dicht in den Randzonen, insgesamt aber breit gestreut und oft eindrucksvoll rasch nach ihrer Prägung. Doch nicht nur dies spricht für einen regen Handel zwischen der islamischen Welt im Süden und Osten und der lateinisch-christlichen Welt im Norden und Westen. Wir kennen mehrere Hundert Reisende zwischen diesen Welten, sehen einen weiträumigen Austausch von Reliquien, wissen um die Präsenz von Gewürzen aus dem Osten, zudem von Seide und Weihrauch für die Liturgie. Im Gegenzug bot Europa, und hier zumal der Nordosten, Pelze, Waffen und vor allem Sklaven als Waren für den Fernhandel an.

Im frühen Mittelalter gelangten mehr als 80 000 Münzen aus dem Orient nach Skandinavien.

Kurzum: Die weiträumigen Handelsbeziehungen über das Mittelmeer blieben auch nach dem 7. Jahrhundert bestehen, Güter und Menschen zirkulierten in beeindruckender Dichte zwischen der christlichen und der islamischen Welt. Der Wechsel vom Papyrus zum Pergament war wohl eher eine Folge neuer Handelsrouten in Europa selbst, nämlich einer Verlagerung von der Rhône auf die Rheinschiene. In Italien dagegen wurde Papyrus bezeichnenderweise noch lange als Beschreibstoff verwendet, in der päpstlichen Kanzlei sogar bis ins 11. Jahrhundert hinein. Andere wirtschaftliche Entwicklungen dagegen hatten schon lange vor Mohammeds Wirken begonnen: So ging der Seehandel über das Mittelmeer schon im 6. Jahrhundert deutlich zurück; und auch das Ende der Goldwährung im Westen datiert tatsächlich ein Jahrhundert früher, als es Pirenne angenommen hatte.

Wichtig bleiben Pirennes Arbeiten trotz alledem: Seine Kernthese ist heute zwar nicht mehr zu halten. Aber gerade die kritische Auseinandersetzung mit Pirennes Argumenten hat seine Perspektive in ihrer Bedeutung im Grunde nur noch weiter bekräftigt: Islam und Christentum standen eben nicht unverbunden nebeneinander. Ganz im Gegenteil: Die engen Beziehungen und Kontakte zwischen Muslimen und Christen haben die Geschichte und Kultur Europas im Mittelalter geprägt. ■

Dickhäuter-Diplomatie

Seit tausend Jahren hatte kein Elefant mehr die Alpen überquert, seit dem Feldzug des karthagischen Heerführers Hannibal im 3. Jahrhundert v. Chr. gegen die Römer. Aber dann war es wieder so weit: Nach einer Reise von Bagdad über Nordafrika, mit dem Schiff vorbei an Sardinien und Korsika bis Norditalien und weiter über die Alpen, gelangte eins der riesigen Tiere am 20. Juli 802 nach Aachen. Damit endete eine der aufwendigsten diplomatischen Missionen der Geschichte. Denn der Elefant, der täglich drei Zentner Futter und 100 Liter Wasser benötigte, war ein Geschenk des Kalifen Harun al-Raschid für Karl den Großen. Abu al-Abbas hieß das Tier, nach dem Gründer der Abbasiden-Dynastie, die ein weit größeres Reich beherrschte als der kurz zuvor zum Kaiser gekrönte König der Franken.

In Abu al-Abbas verkörperte sich auf spektakuläre Weise die Machtpolitik rund ums Mittelmeer. Abbasiden und Franken bezeugten einander ihre Verbundenheit – ein Signal an ihre Konkurrenten, die Kaiser von Byzanz und die umajjadischen Emire von Córdoba.

Schon Karls Vater Pippin hatte 765 eine Gesandtschaft nach Bagdad geschickt, die drei Jahre später reich beschenkt zurückkehrte. Ob die Herrscher mit ihrer Diplomatie über Tausende von Kilometern hinweg konkrete Pläne verfolgten, lässt sich aus den Quellen nicht entnehmen. Das wenige, was bekannt ist, stammt aus fränkischen Chroniken. In der arabischen Überlieferung findet sich kein Wort darüber.

Abu al-Abbas lebte viel bestaunt acht Jahre im Norden. Dann starb er während eines Kriegszugs gegen marodierende Normannen, denen er wohl Angst einjagen sollte. Wahrscheinliche Todesursache: Maul- und Klauenseuche. *Dietmar Pieper*

Córdoba war unter muslimischer Herrschaft eine prachtvolle Weltstadt, von deren Glanz noch heute die Moschee-Kathedrale zeugt. Doch das friedliche *Miteinander der Kulturen* währte nicht lange.

Mekka in Spanien



Von Wolfgang Höbel

Der König trägt weiße Strumpfhosen, einen goldglänzenden Panzer und einen Heiligenschein ums vollbärtige Haupt, in seinem Rücken glüht der Himmel rot, um ihn herum erstarren Freund und Feind mit züchtig gesenkten Blicken. Jeder Besucher, der Córdobas berühmtestes Bauwerk betritt, kann dort in einer Nische ein Gemälde jenes Mannes bewundern, der das Gebäude im Jahr 1236 gerettet hat: König Ferdinand III. von Kastilien und León. Er war damals 37 Jahre alt und eroberte die Stadt Córdoba nach mehr als fünf Jahrhunderten muslimischer Herrschaft für die Christen – aber er verbot seinen Mitstreitern, die Moschee kaputt zu schlagen, wie sie es zuvor mit den Moscheen anderer Städte getan hatten, damit auf den Trümmern eine Kirche gebaut werden konnte.

König Ferdinand III. wird als Eroberer in Córdoba empfangen (*Gemälde von Antonio Palomino in der Moschee-Kathedrale*).

Einer Anordnung Ferdinands ist es zu verdanken, dass die Schönheit des Gebäudes mit seinen prachtvollen Säulengängen erhalten blieb.

Dank Ferdinand III., den die katholische Kirche als Heiligen verehrt, sind große Teile der „Mezquita“, so das spanische Wort für Moschee, erhalten geblieben. Der Legende nach hat der König nach seinem Einzug in Córdoba angesichts der Schönheit des Bauwerks spontan beschlossen, die Moschee stehen zu lassen – und das, obwohl er als eifriger Frömmler und keineswegs als toleranter Feingeist galt. Weil Ferdinand offenbar einen Moment der Erleuchtung hatte, können die Besucher in Córdoba bis heute durch einen Wald aus römischen Säulen unter rotweißen Doppelbögen spazieren und das raffinierte Lichtspiel in diesem einzigartigen Gebetshaus bewundern.

Geweiht ist das Gebäude seit dem Jahr 1236 allerdings wieder dem Christentum. Bald nach Ferdinands Sieg begann man damit, in den Wandnischen des Gebäudes diverse Kapellen einzurichten. In der Kapelle der heiligen Teresa hängt heute das um 1710 entstandene Gemälde des Malers Antonio Palomino, das Ferdinand III. in würdevoller, geradezu idyllischer Siegerpose nach dem Einzug in Córdoba zeigt: Auf einem goldenen Teller lässt sich der König die beiden Stadtschlüssel von Córdoba vom bis dahin herrschenden muslimischen Fürsten Ibn Hud übergeben; der Unterlegene trägt einen prächtigen roten Umhang und einen riesigen Turban auf dem Haupt.

Die Mezquita von Córdoba, im Jahr 1984 von der Unesco zum Weltkulturerbe deklariert, ist ein seit vielen Jahrhunderten bewundertes Symbol für den Kunstsinn, die Glaubenskraft und die politische Macht, mit denen die Mauren einst in Europa regierten. Dem heutigen Besucher verschafft der Anblick des Gebäudes aber schon aus der Ferne auch eine Ahnung davon, mit welcher Gewalt hier weltliche und metaphysische Kämpfe ausgetragen wurden.

Denn fast 300 Jahre nach dem Beschluss des heiligen Ferdinand, das Haus nicht zu zertrümmern, führte ein christlicher Fanatiker dann doch einen grobianischen Schlag aus. Ein Bischof namens Don Alonso Manrique begann im Jahr 1523 – gegen den zornigen Protest des Stadtrats von Córdoba – damit, einen im sogenannten plataresken Stil der spanischen Renaissance erdachten, später barock ausgeschmückten Kirchenbau mitten in die Moschee hineinzubauen: So ragt nun über den fein gestaffelten Ziegeldächern der Moschee ein Protzbau



auf, der den Namen „Kathedrale der Empfängnis unserer Lieben Frau“ trägt.

Seine stärkste Wirkung hat dieses roh implantierte Christengotteshaus nicht, wenn man das Kirchenschiff betritt: Da ist man höchstens leicht verdutzt. Inmitten des klug austarierten Lichtwunders, das unter den heute noch 856 unangetasteten Säulen (vor dem Einbau der Kathedrale waren es 1013 Säulen) und Hufeisenbögen der alten Moschee wirkt, tut sich plötzlich ein hoch aufragender Riesenraum auf, in den nahezu ungehindert das Sonnenlicht hereinflutet. Erst wenn man die Mezquita von außen betrachtet, etwa von der über den Fluss Guadalquivir führenden Römerbrücke aus, zeigt der Kathedralbau seine maximale Wucht. Seine Strebepfeiler, Giebel und Dächer ragen aus dem Dach der Moschee, als sei ein Meteor in das Gebäude der Mauren gestürzt.

Schon Karl V., spanischer König und römisch-deutscher Kaiser, der den Bau erlaubt hatte, bemerkte offenbar die Grobheit der Zwangschristianisierer: Als der Habsburger die Kathedrale besichtigte, soll er gesagt haben: „Ihr habt etwas zerstört, was einmalig in der Welt war, um etwas an seiner Stelle zu errichten, was man überall sehen kann.“

Die Mezquita ist trotz dieses historischen Frevels bis heute ein idealer Ort für jeden, der neugierig die Spuren begreifen will, die viele Jahre muslimischer Herrschaft in Spanien hinterlassen haben. Insgesamt währte diese Herrschaft fast acht Jahrhunderte. Im Jahr 711, ein Menschenalter nach dem Tod des Propheten Mohammed, überquerte der für den arabischen Kalifen Walid I. kämpfende berberische Feldherr Tarik Bin Sijad die Meerenge von Gibraltar und schlug die Krieger des christlichen Westgotenkönigs Roderich. Damit begann die Herrschaft islamischer Fürsten über spanische Gebiete, die erst 1492 mit der Vertreibung des „Boabdil“ genannten Emirs Muhammad XII. aus Granada und dem Sieg der christlichen „Reconquista“ (Wiedereroberung) endete.

Córdoba wurde gleich im Jahr 711 von den Fremden eingenommen. Die Herrschaft der Muslime begann mit einiger Sprachverwirrung. Die Eroberer nannten ihre europäischen Besitztümer „al-Andalus“, was nach Meinung vieler Historiker so viel wie „Land der Wandalen“ bedeutet – in den Jahrhunderten zuvor waren Menschen vom Volksstamm der längst wieder aus Spanien abgewanderten Wandalen von Europa aus nach Nordafrika auf Beutezug gegangen. Die Eroberten nannten die Araber und Berber „Moros“, was auf das lateinische Wort „Mauri“ zurückgeht und ursprünglich nur die Berber bezeichnete.

Die Festigung ihrer Macht fiel den neuen maurischen Herrschern leicht, weil sie sich in vielen südspanischen



Mitten in die Moschee pflanzten die Spanier im 16. Jh. eine Kathedrale – gegen den Protest des Stadtrats von Córdoba.

Städten als erstaunlich milde Machthaber erwiesen. Die Stadt Córdoba stellten sie zu Beginn ihrer Herrschaft sogar für einige Zeit unter jüdische Aufsicht. Anders als die verjagten Westgoten verlangten die Mauren nur bescheidene Abgaben und gewährten Juden und Christen religiöse Freiheit gegen Steuerzahlungen. „Christen und Juden, heißt es, sind Dhimmis, Schutzbefohlene“, beschreibt der französische Historiker André Clot die Grundeinstellung der Eroberer. So unerbittlich und grausam sie gefangene feindliche Krieger behandelten, die sie zu Tausenden nach Nordafrika und Bagdad verschleppten – mit den Bewohnern der eroberten Städte Südspaniens gingen die Mauren sehr viel großmütiger um als zuvor die Goten. So konnten die neuen muslimischen Herren ihre Macht in Spanien festigen und auch jenseits der Pyrenäen auf Beutezug gehen, obwohl sie zunächst nur über eine eher begrenzte Anzahl von einigen Zehntausend Kriegern geboten.

Zu einem eigenständigen muslimischen Reich stieg al-Andalus Mitte des achten Jahrhunderts auf, als die Umajjaden dort eine unabhängige Herrschaft etablierten. Im Jahr 750 kam es in Damaskus zu einem Umsturz. Das Geschlecht der Abbasiden erhob sich gegen die bis dahin herrschenden Umajjaden und tötete fast alle Angehörigen der Herrscherfamilie – nur der 19-jährige Umajjaden-Prinz Abd al-Rahman soll dem Massaker entkommen sein. Er schlug sich dann, so der Gründungsmythos der neuen Umajjaden-Dynastie, nach Westen durch und eroberte als 25-Jähriger im Jahr 756 die Macht in al-Andalus.

Als Abd al-Rahman I. machte er Córdoba zur Hauptstadt von al-Andalus und ließ sich zum Emir erheben. Er rang alle muslimischen Konkurrenten nieder und sorgte für eine Zeit der Ruhe und des Wohlstands. Die abbasidischen Herrscher in Damaskus, die im Jahr 762 ihren Hauptsitz nach Bagdad verlagerten, ließen die Umajjaden in Córdoba in den folgenden anderthalb Jahrhunderten gewähren, auch weil sie selbst in familiäre und innerarabische Konflikte verstrickt waren.

Abd al-Rahman I. begann 785 mit dem Bau der Moschee. Er kaufte den Christen von Córdoba eine dem heiligen Vinzenz geweihte Kirche aus der Zeit der Westgoten ab, ließ sie abreißen und errichtete auf dem Grundstück eine Moschee mit zunächst elf Schiffen. Einige Säulen für das Bauwerk stammten aus der abgerissenen Basilika, die meisten aus römischen Tempeln und Palästen. Rätselhaft ist, warum Abd al-Rahman I. sein neues Gebetshaus mit einer auffälligen Abweichung errichten ließ: Die Mauer der Kibla, in der der Koran aufbewahrt wird, ist in der Mezquita von Córdoba aus unbekannten Gründen nicht gen Mekka ausgerichtet, sondern nach Süden – woran auch spätere Umbauten mit einer Verschiebung der Kibla-Mauer nichts änderten.



Tarik Bin Sijad fing 711 an, die Iberische Halbinsel unter muslimische Herrschaft zu bringen *(kolorierte Lithografie, 1847).*

Fast alle Besucher betreten heute die Mezquita durch ein Tor im Winkel des sogenannten Orangenhofs. Zu Zeiten des Emirats waren die heute verschlossenen Torbögen zwischen dem Hof und der Moschee offen, sodass die Gläubigen frei zwischen Hof und Gebetsraum hin- und herwandeln konnten. Der Glockenturm am Rand des Hofs steht an jener Stelle, an der einst ein prachtvolles, über 30 Meter hohes Minarett aufragte, dessen Überreste im Glockenturm verbaut sind. Zwischen den Orangenbäumen ragen auch ein paar Zypressen auf – und einige mächtige Palmen. Der Legende nach war es Abd al-Rahman I., der die vorher in Südspanien weithin unbekannte Palmenpflanze im 8. Jahrhundert in sein Reich importierte, wovon eines seiner Gedichte zeugt. „Fern im Westen, fern vom Palmenland / Pflanzte ich mir einen Palmenbaum“, heißt es darin, „Weit entfernt vom heimatlichen Strand / Leben wir in einem neuen Raum.“

Tatsächlich wuchs Córdoba unter den Nachfolgern des dichtenden Emirs zu einer Großstadt. Von 833 an wurde die Mo-

schee zum ersten Mal erweitert, von 962 an zum zweiten Mal und 987 zum dritten Mal. Nach diesem letzten Anbau, zur Zeit des nicht sehr kunstsinnigen Gewaltherrschers Mansur, bot das Gebäude Platz für 40 000 Betende. Neben Konstantinopel und Bagdad war Córdoba gegen Ende des 10. Jahrhunderts eine der größten Städte der Welt. Vermutlich lebten dort eine halbe Million Menschen, nach arabischen Quellen sogar eine Million. Aber lebten sie auch friedlich zusammen?

Charakteristisch für das mittelalterliche Spanien sei es gewesen, „dass zwischen Christen, Juden und Muslimen ein instabiles Verhältnis herrschte, das sich in Konflikten entladen konnte, aber auch für Kooperationen offen war", schreibt der Historiker Michael Borgolte. „Ein wirklicher Ausgleich oder eine einheitliche Kultur, nach der sie alle strebten, war aufgrund ihrer dogmatischen Religiosität zwar unmöglich, aber es dürfte gerade das Wechselspiel von Inklusion und Exklusion gewesen sein, das die besondere kulturelle Dynamik ausgemacht hat."



Mit Abd al-Rahman III. begann die glanzvollste Zeit der Muslime von Córdoba ***(kolorierter Stich, 19. Jh.).***

Tatsächlich waren die über fünf Jahrhunderte muslimischer Herrschaft in Córdoba geprägt von fast pausenlosen Kämpfen. Die Emire mussten sich zur Wehr setzen gegen muslimische Widersacher aus Nordafrika und Südspanien, gegen Christen und Wikinger, die Piratenzüge bis weit hinauf ins Flusstal des Guadalquivir unternahmen. Sie selbst gingen immer wieder auf Raubzüge nach Nordspanien und Südfrankreich; und sie mussten regelmäßig Aufstände und Widerstandsaktionen in der Bevölkerung der Hauptstadt niederringen. So rief im 9. Jahrhundert ein christlicher Hassprediger namens Eulogius die Einwohner von Córdoba zu opferbereiten Attacken gegen den Islam auf. Es kam zu einer „wahrhaftigen Märtyrerepidemie", wie Clot berichtet, weil Christen den Propheten Mohammed öffentlich beleidigten und Muslime attackierten; in der Regel wurden die christlichen Glaubensfanatiker sozusagen wunschgemäß mit dem (Märtyrer-) Tod bestraft.

Das schöne Bild vom friedvollen Multikulturalismus in al-Andalus, für den auf Spanisch der Begriff „Convivencia" geprägt wurde, entstand zu großen Teilen erst durch die Dichter und Denker späterer Epochen: Sie verklärten die muslimischen Herrschaftsjahre zu einem goldenen Zeitalter des Handels, des Wissensaustauschs und der Kunst. Unter den Romantikern des frühen 19. Jahrhunderts, darunter der Deutsche Friedrich de la Motte Fouqué („Der Zauberring", 1812) und der Amerikaner Washington Irving („Tales of the Alhambra", 1832), wurde ein Schwärmergeist kultiviert, der den Schönheitssinn, die Kunstfertigkeit und die Weltoffenheit der Mauren feierte. Der junge deutsche Dichter Heinrich Heine, Nachkomme von aus Spanien stammenden Juden, beschrieb in seinem Theaterstück „Almansor" hymnisch das für Muslime wie Juden und Christen paradiesische Leben in al-Andalus: „In den Prachtgebäuden Cordovas / Da wehte jetzt ein reinrer Lebensgeist, / Als in des Orients dumpfigen Haremen. / Wo sonst nur grobe Schrift die Wand bedeckte, / Erhub sich jetzt, in freundlicher Verschlingung, / Der Tier- und Blumenbilder bunte Fülle;/ Wo sonst nur lärmte Tamburin und Zimbel, / Erhob sich jetzt, beim Klingen der Chitarre, / Der Wehmutsang, die schmelzende Romanze; / Wo sonst der finstre Herr, mit strengem Blick, / Die bange Sklavin trieb zum Liebesfron, / Erhub das Weib jetzund sein Haupt als Herrin, / Und milderte, mit zarter Hand, die Roheit / Der alten Maurensitten und Gebräuche, / Und Schönes blühte, wo die Schönheit herrschte."

In einer schmalen Gasse im Stadtviertel Judería findet sich heute Córdobas einzige Synagoge. Sie steht unweit des Denkmals für den Rabbi, Arzt und Gelehrten Maimonides, hebräisch Mosche ben Maimon, der vermutlich 1135 in Córdoba geboren wurde. Damals gab es mehr als drei Dutzend Synagogen in der Stadt.

Im gegenüberliegenden Haus ist ein privates jüdisches Museum untergebracht, in dessen Vitrinen mittelalterliche Schmuckstücke, Gürtelschnallen und Halsketten die Fertigkeiten der jüdischen Handwerker belegen. Auf Schautafeln wird das Leben von Maimonides und anderen jüdischen Gelehrten dokumentiert und an die massenhafte Ermordung von Juden in Córdoba 1011 und Granada 1066 erinnert, die beiden ersten Pogrome auf europäischem Boden: Bei den Attacken christlicher und muslimischer Stadtbewohner starben in Córdoba mehrere Hundert Menschen, beim Massenmord an den Juden von Granada wurden rund 3000 Menschen massakriert.

Diese Pogrome waren freilich Ausnahmen in den Jahrhunderten eines oft halbwegs harmonischen interreligiösen Mit- und Nebeneinanders – doch wie lange währten diese überhaupt? Am südlichen Ende der stolzen Römerbrücke, die in den Sommermonaten Abertausende Touristen passieren, steht ein mächtiger Turm, der Torre de la Calahorra. Er bestand ursprünglich aus zwei zu maurischer Zeit errichteten Türmen und wurde im 14. Jahrhundert von den Christen zu einer Art Festung ausgebaut. Im Turm ist heute das von einer Stiftung finanzierte „Museum des lebendigen al-

Andalus“ untergebracht, das auch als „Museum der drei Kulturen“ beworben wird. Mit einer Filmshow, sprechenden Figuren und Alltagsgegenständen wird die Epoche einer harmonischen Koexistenz von Muslimen, Juden und Christen im Córdoba des 10. Jahrhunderts beschworen, ein weltstädtisch-offenes Klima, mit dem es im Jahr 1236 endgültig vorbei war. Der Triumph des Christenkönigs Ferdinand III. über die Muslime machte die Stadt, in der zuvor Reisende aus halb Europa zu Gast waren, schnell zu einer Provinzstadt unter vielen.

Als glanzvollste Epoche Córdobas gilt die Zeit zwischen der Ausrufung des Kalifats durch Abd al-Rahman III. im Jahr 929 bis zum Tod seines Sohnes Hakam II. im Jahr 976 – eine Ära relativen Friedens, großen Reichtums und kulturellen Aufschwungs. Für die Wirtschaftsmacht Córdobas sorgte der offenbar sagenhaft üppige Ertrag der Felder und Plantagen um die Stadt, die mit einem raffinierten, von den Römern übernommenen und von den Arabern verfeinerten Bewässerungssystem bewirtschaftet wurden. Der selbst erkorene Kalif bestimmte, dass Córdoba frommen Muslimen als alternativer Wallfahrtsort zu Mekka dienen durfte: eine Entscheidung, die der Stadt riesige Besucherströme bescherte und sie ungeheuer aufwertete. Illustrationen des damaligen Stadtlebens in der Torre de la Calahorra zeigen, dass die Straßen der Stadt nachts von Laternen beleuchtet waren. Gesprochen wurde Arabisch, das sich vom geschriebenen Hocharabisch allerdings stark unterschied, und ein vom geschriebenen Latein gleichfalls weit entferntes Altspanisch sowie Hebräisch.

Die Stadtgesellschaft war klar gegliedert und doch durchlässig. Neben der arabisch-berberischen Herrschaftsschicht gab es eine große Gruppe von zum Islam übergetretenen Christen, die mit dem Namen „Musalimun“ bezeichnet wurden. Ihre Nachfahren wurden „Muwalladun“ genannt – es sind zwar wiederholt Aufstände der Muwalladun in Córdoba dokumentiert, sie hatten aber nach Ansicht von Historikern ökonomische und keineswegs religiöse Motive. Weil die muslimischen Herrscher keine Missionierung betrieben, blieb auch die Gruppe von Christen, die nicht zum Islam konvertierten, groß; für sie fand man später die Bezeichnung „Mozaraber“. Die jüdischen Bewohner Córdobas, unter denen viele Händler waren, hatten zu Beginn der arabischen Herrschaft die neuen Machthaber ausdrücklich begrüßt und waren vor Nachstellungen weitgehend sicher. Anders als in fast allen Ländern des damaligen Europa besaßen sie die gleichen Rechte wie die anderen Bürger der Stadt.

Als besonders getreue Gefolgsleute der umajjadischen Kalifen bewährten sich die Sklaven, die man „Sakaliba“ nannte.



Kunstvolle Ornamente schmücken das im historischen Stil erbaute „Hammam Al Ándalus“ in Córdoba.

Anders als die christlichen Goten, die für ihre Brutalität gegenüber den von ihnen Versklavten berüchtigt gewesen waren, behandelten die muslimischen Machthaber die meisten ihrer Sklaven einigermaßen rücksichtsvoll. Sakaliba ist das mittelalterliche arabische Wort für Menschen aus Osteuropa, für Slawen. Viele der Sakaliba waren aber germanischen oder fränkischen Ursprungs und wurden von meist jüdischen Händlern vermutlich auf dem Sklavenmarkt in Verdun erworben; andere kamen im Verlauf kriegerischer Beutezüge als Gefangene nach Córdoba.

Nach damals geltendem muslimischem Recht konnten sich Sklaven durch Arbeit freikaufen und bei schlechter Behandlung sogar vor einem Gericht ihre Herrn anklagen. Am Hof und in den Truppen, die weitgehend aus Söldnern bestanden, bewährten sich die Sklaven unter Kalif Abd al-Rahman III. und dessen Sohn: Die oft im Kindesalter nach al-Andalus verschleppten Männer waren ihren Herrschern meist loyal ergeben. Am Hof errangen sie wichtige Posten. So gelangten die Sakaliba, deren Zahl im Córdoba des 10. Jahrhunderts, so heißt es, 3750 betrug, zu erstaunlicher Macht. Unter manchen Einheimischen führte das freilich zu Unmut gegenüber den Sklaven, der sich im 11. Jahrhundert in Aufständen entlud.

Abd al-Rahman III., der von der Nachwelt den Beinamen „der Große“ erhielt und sich 929 selbst zum Kalifen ernannte, war ein schon äußerlich höchst außergewöhnlicher muslimischer Herrscher. Seine Mutter war eine fränkische Sklavin, sein arabischer Vater war von dessem eigenem Vater, dem Emir Abdallah, als angeblicher oder tatsächlicher Feind des Throns hingerichtet worden. Abd al-Rahman III. hatte blonde Haare und eher nordeuropäische Gesichtszüge. Mit der Ausrufung des Kalifats von Córdoba sagte er sich endgültig von der Kalifen-Dynastie der Abbasiden in Bagdad los, die er „schuldig des Raubs“ nannte und „Trägerin eines angemaßten Titels“. Nachfolger des Propheten Mohammed, das war nur er.

In den insgesamt 49 Jahren seiner Herrschaft als Emir und Kalif entwickelte Abd al-Rahman III. eine prächtige Hofhaltung. Er begann 936 mit dem Bau eines neuen Palasts samt Höflingsstadt vor den Toren Córdobas. Für die Errichtung der Residenzstadt Medina azahara wurden aus Karthago allein mehr als tausend Säulen herangeschafft und Tausende von Arbeitern eingesetzt. Die Baukosten sollen jährlich ein Drittel der gesamten Staatseinnahmen betragen haben. Der Hof des Kalifen pflegte Kontakte zu vielen christlichen Herrschern wie etwa Otto dem Großen, der im Jahr 953 um Hilfe gegen die von al-Andalus aus an den Küsten seines Herrschaftsgebiets einfallenden Piraten bat – unter den Raubzügen der normannischen Wikinger litten sowohl die Muslime in Andalusien wie die Christen an



Im christlichen Teil der Moschee-Kathedrale deutet nichts auf die islamischen Ursprünge hin.

den Küsten der Provence und Italiens.

Der byzantinische Kaiser Konstantin Prophyrogennetos sandte dem Kalifen die „Materia medica“, eine illustrierte Handschrift des Pharmakologen Dioskurides, als Geschenk. Dem Austausch von Wissen in Philosophie, Heilkunde, Mathematik und Astronomie dienten in Córdoba über 80 Schulen und mehr als ein Dutzend öffentliche Bibliotheken. Einige goldene Jahrzehnte lang war das Kalifat der Umajjaden der intellektuelle Mittelpunkt Europas.

In den späten Jahren der Regentschaft von Abd al-Rahman dem Großen und während der Herrschaft seines Sohnes Hakam II. war Córdoba weitgehend unbehelligt von kriegerischen Bedrohungen. Mehr noch als sein Vater demonstrierte Hakam II. eine phänomenale Neugier und Sammelleidenschaft: Von fast überall in der damals bekannten Welt ließ der Kalif Bücher in arabischer, persischer, griechischer und lateinischer Sprache zusammenkaufen und nach Córdoba schaffen; für die Erweiterung seines Bücherschatzes gründete er ein Komitee aus arabischen und christlichen Gelehrten und Übersetzern. Berühmt ist Hakam II. auch dafür, dass er einen Männerharem unterhielt (der Koran tolerierte, zumindest nach Meinung der Religionsgelehrten der damaligen Zeit, die Homosexualität). Zudem förderte der Kalif Dichter und Musiker, die eine lange nachwirkende Tradition begründeten, von der der deutsche Sprachwissenschaftler Georg Bossong schwärmerisch schreibt: „Islamische, christliche und jüdische Autoren schufen in al-Andalus eine Dichtung, die zum Schönsten der Weltliteratur gehört.“

Als Hakam II. im Jahr 976 starb, hatte Córdoba keinen Thronanwärter. Hakams einziger Sohn Hischam war beim Tod des Vaters erst elf Jahre alt. Das Machtvakuum nutzte ein Höfling namens Mansur, der als sogenannter Hajib eigentlich nur eine Art Kämmerer war. Er ließ den Kalifensohn viele Jahre lang einfach wegsperren, bewies sich als begabter Feldherr, der zum Beispiel die stolze Christenstadt Santiago de Compostela dem Erdboden gleichmachen ließ, und sprach sich schließlich selbst die Königswürde zu. Leider erwies sich Mansur, der bis 1002 regierte, als Feind des Geistes und des kulturellen Austauschs. Weil er seine Unbeliebtheit beim Volk mindern wollte, gerierte er sich trotz eines ausschweifenden Lebenswandels als Glaubenseiferer. Bei einer Bücherverbrennung ließ er Hunderte, wenn nicht Tausende, von seinen Vorgängern aus aller Welt zusammengekaufte Werke der Wissenschaft und der Dichtkunst in Brunnen werfen und anzünden, weil sie angeblich den Islam beleidigten.



Mansur machte sich selbst zum König. Nach seinem Tod zerfiel das Kalifat ***(Gemälde von Francisco de Zurbarán, 17. Jh.).***

Nach Mansurs Tod brach das Kalifat von Córdoba im 11. Jahrhundert auseinander. Es zerfiel in Kleinkönigreiche, sogenannte Taifas. Deren Herrscher paktierten mal mit christlichen, mal mit muslimischen Nachbarn und verstrickten sich in endlose Kleinkriege. Im Jahre 1085 eroberte eine christliche Streitmacht die Stadt Toledo, die einstige Hauptstadt des untergegangenen Westgotenreiches. Bald darauf riefen die Taifen-Kleinkönige die glaubensstrengen nordafrikanischen Almoraviden als Mitstreiter ins Land – und büßten bald ihre Reiche an die Verbündeten ein. Die Almoraviden und das sie 1147 ablösende gleichfalls nordafrikanische Herrschergeschlecht der Almohaden hielten zwar viele Jahre lang den Christen stand. Ihre Hofhaltung aber war glanzlos, ihr Kunstsinn unterentwickelt.

Erst nach der Eroberung Córdobas durch den Christen Ferdinand III. im Jahr 1236 kam es in zwei spanischen Städten noch einmal zu Jahrzehnten einer strahlenden Convivencia, eines weitgehend konfliktfreien Miteinanders der drei Buchreligionen. Im Toledo des 13. Jahrhunderts huldigte der Sohn des heiligen Ferdinand, Alfons X., genannt „der Weise“, dem Geist der Toleranz, eröffnete eine Übersetzerschule und lud Dichter und Denker aus ganz Europa ein. Und in Granada, später dem letzten von den Christen eroberten Vorposten der Muslime in Europa, errichteten die Emire aus dem Geschlecht der Nasriden von Mitte des 13. Jahrhunderts an ein zwar politisch machtloses, aber von Gelehrten, Baumeistern und Künstlern aus vielen Teilen der damals bekannten Welt bewundertes und besuchtes Fürstentum, das durch den Bau der Alhambra das stolzeste Denkmal muslimischer Herrschaft in Spanien schuf.

Es ist eine böse Ironie, dass jener Beschluss, der aus Spanien auf Jahrhunderte hin ein Land der nicht bloß religiösen, son-



Die in Stein gearbeitete Kalligrafie in der Alhambra von Granada ist ein Meisterwerk islamischer Kunstfertigkeit.

dern auch geistigen und ethnischen Intoleranz machte, ausgerechnet unter dem Namen „Alhambra-Edikt" in die Geschichtsbücher fand. Die sogenannten Katholischen Könige Isabella von Kastilien und Ferdinand II. von Aragon verfügten darin kurz nach der Eroberung Granadas im März 1492 die Vertreibung aller Juden aus Spanien. Wer bleiben wollte, dem blieb nur, sich taufen zu lassen; viele von denen, die sich taufen ließen, wurde trotzdem von der Inquisition verdächtigt, weiter dem jüdischen Glauben anzuhängen, und gnadenlos verfolgt. 1502 mussten dann auch alle Muslime zu „Morisken" genannten Christen konvertieren, deren Nachfahren dann im Jahr 1609 wie zuvor die Juden ausgewiesen wurden (siehe Seite 68).

Politisch und religiös war Spanien dadurch geeint; die kulturelle Verarmung infolge dieser Vertreibungspolitik prägte das Land nach Meinung vieler Historiker und Intellektueller bis ins 20. Jahrhundert. Ein „Land der Engstirnigkeit und des Fremdenhasses" nennt der spanische Schriftsteller Juan Goytisolo, der in Marrakesch lebt, sein Heimatland.

360°-FOTO:
Ein Blick in die Mezquita

spiegel.de/sg012017cordoba
oder in der App DER SPIEGEL

Eine Ahnung, welche Verarmung die Vertreibung aller Nichtkatholiken bedeutete, ereilt den Córdoba-Besucher ausgerechnet in einem der auffälligsten modernen Gebäude der heutigen Stadt. Das Haus steht an der Südmauer der Mezquita und ist ein monumentales Touristen-Empfangszentrum, das die lokalen Politiker 2014 für die vielen Tausend Besucher bauen ließen, die jedes Jahr in die Stadt strömen. Es ist ein klug proportionierter rechteckiger Klotz mit einer tief angesetzten frontalen Fensterfront, nach einem Entwurf des Architekten Juan Cuenca Montilla. Die hellbraune Klinkerfassade des Baus fügt sich grandios ins Stadtbild, stolz verweist die Schrift am Eingang auf die Aufnahme der Mezquita Córdobas ins Unesco-Weltkulturerbe.

Sobald man das Haus betritt, ist man verblüfft: Im Inneren des Empfangszentrums herrscht fast völlige Leere. In einer Ecke im Erdgeschoss geben zwei städtische Bedienstete Besuchern Auskunft, vereinzelt hängen fotografierte Stadtansichten an den Wänden, im Keller ist ein Stück restaurierte Stadtmauer unter Glas zu sehen. Ansonsten aber ist die riesige Halle genauso leer und verlassen wie die Ausstellungsräume im Keller und der Saal im ersten Stock. Es ist, als wolle der Architekt mit seinen großen kahlen Räumen die Besucher Córdobas aus aller Welt auf eine Leerstelle, einen Verlust, ein Verschwinden hinweisen; auf etwas Fehlendes, das das Leben in der Stadt bis heute bestimmt. Die großartige Vermischung verschiedener Welten, die einmal den Zauber der bewunderten Stadt Córdoba ausmachten, findet seit Jahrhunderten nicht mehr statt – und der andalusische Baumeister Cuenca hat diesem Verlust mit seinem Haus ein tolles Denkmal gesetzt.

wolfgang.hoebel@spiegel.de

Dokument

Andalusische Minne

Die Kalifentochter Wallada (1001 bis 1091) und der cordobesische Wesir Ibn Saidun (1003 bis 1070) lebten ihre Liebe in Versform aus.

Wallada an Ibn Saidun:
Bei tiefer Finsternis erwarte mich!
Ich fand: Geheimnis birgt die Nacht zumeist;
Wenn Sonne fühlt', was ich für dich, nicht schien sie.
Der Mond ging nimmer auf, kein Stern mehr reist'.

Ibn Saidun an Wallada:
Wie manche Nacht hindurch wir
Tranken Wein,
Bis in die Nacht sich drängte
Frührotschein
Und Morgensterne scheuchten
Finstern Schatten,
Und Nacht-Gestirne Flucht
Ergriffen hatten.
Wie schwelgten wir im
Vollsten Hochgenuss!
Nicht Sorge uns bedrängte
Noch Verdruss.
Und hätt' noch länger sich
Gedehnt die Nacht,
Dann hätten wir noch mehr in Lust verbracht –
Doch ach – für Nächte, wo sich Liebe eint,
Nur allzufrüh die Morgen-Sonne scheint!

Wallada an Ibn Saidun:
Bleibt uns nach Trennung nicht
Ein Weg noch offen?
Soll stets, wer liebet, über's
Schicksal klagen?
Als wir uns trafen, war ich
Kalt und frostig –
Und nun des Nachts mich
Sehnsuchtsfeuer plagen!
Wollt ich nicht einsam mich
Durch's Leben winden?
Doch was ich scheut', dem kam
Geschick zuvor.
Ich seh' die Nächt', doch nicht
Die Trennung schwinden –
Geduld für's Joch der Sehnsucht
Ich verlor!
Mög' Gott die Stätte deines
Weilens tränken,
Ihr dauernd Ströme Seines
Segens schenken!

Ibn Saidun an Wallada:
Wann kann ich mein Geheimnis künden
Dir, meiner Ruhe – meiner Pein?
Wann kann an meines Briefes Statt
Die Zunge sein Erklärer sein?
Gott weiß, dass ich dich ganz erfülle,
Wie du in mir bist ganz erfunden,
Dass keine Speise mir kann schmecken
Und nimmer ein Getränke munden.



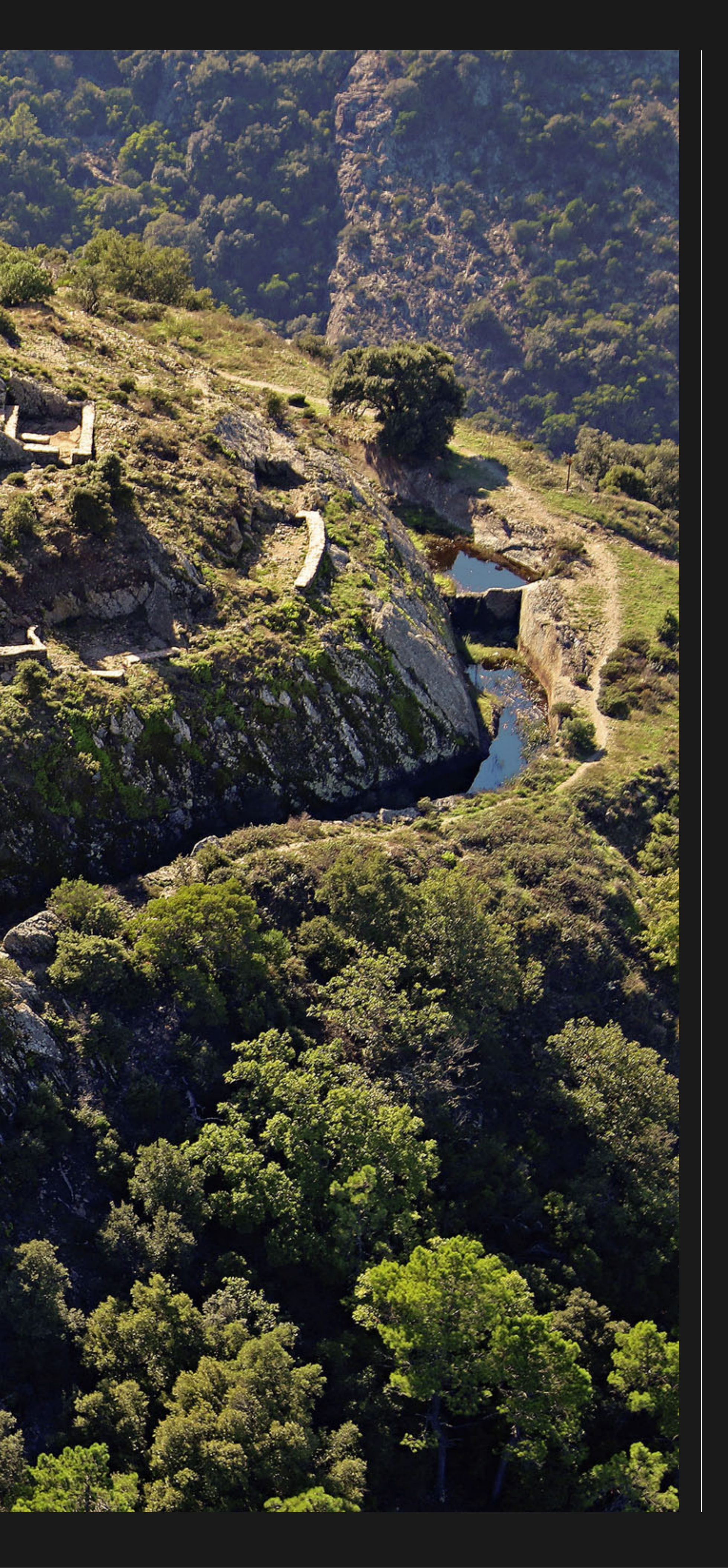
O die Entsagenden verwirrt
Und den Verführten schuldlos macht:
Die Sonn' bist du, die sich verbirgt
Dem Aug', entrückt in Wolkennacht!
Nicht stärker bricht durch Himmelsdunst
Der Mond in seiner hehren Fülle
Als wie dein Angesicht erstrahlt
Verdeckt von deines Schleiers Hülle.

Wallada an Ibn Saidun:
Würdest du zur Hälft' empfinden,
Was an Liebe uns umschlingt:
Nimmer hättest du umworben
Eine Magd, die ich gedingt!
Von dem Zweig, der fruchtbeladen,
Schwangst du dich auf dürren Ast:
Statt der Herrin gleich dem Monde
Sklavin du erkoren hast!

Ibn Saidun an Wallada:
O sie, die kaum den Liebenden beachtet,
des Freundes Rat mit Argwohn stets betrachtet,
Doch Spähern über uns Gehorsam schenkt,
dieweil wir achtlos davon abgelenkt:
Preis' Gott, da Er mir zeigte deutlich klar,
dass was du sagtest, nichts als Lüge war,
Noch eh Zerstreuung hatt' den Sieg errungen
und Liebesnachspiel unsre Lieb' bezwungen.

Aus dem Arabischen übersetzt von Karl Emil Schabinger von Schowingen (1877 bis 1967)





Piratennest in den Bergen

Von Annette Bruhns

Eine islamische Enklave an der Côte d'Azur – allein die Vorstellung schien Historikern lange so ungeheuerlich, dass sie noch 1965 von einem Gelehrten des Institut de France als „kategorisch zu verneinend" verworfen wurde. Dabei sind die Quellen sich einig: Ab dem 10. Jahrhundert taucht „Fraxinetum" (arabisch: Farachschanit) oder „Dschabal al-Kilal" („Berg der Gipfel") in lateinischen und arabischen Quellen als Name einer muslimisch dominierten Region auf, die sich „zwei Tagesreisen" weit zwischen Marseilles und Nizza ausdehnte. Ihr Zentrum dürfte beim heutigen Dorf La Garde-Freinet gelegen haben, in den Bergen der Provence.

Weniger klar ist, woher die ersten Siedler um 880 gekommen sind. Als „sarazenische Piraten" beschrieb sie Liutprand (920 bis 972), der Bischof von Cremona. Im Schutz der Nacht seien 20 mit Degen bewaffnete Männer an den Strand gesegelt und hätten ein höher gelegenes Herrenhaus überfallen. In den folgenden Jahrzehnten, so Liutprand und der Mönch Flodoard, hätten die Sarazenen aus ihrem gebirgigen Hinterhalt heraus Städte wie Fréjus, Antibes und Nizza verwüstet, Klöster geplündert und den Frankreich-Italien-Handel behindert.

Doch war Fraxinetum wirklich nur ein Piratennest? Arabische Quellen wie das „Buch vom Bild der Erde" von Mohammed Abu al-Kasim Bin Haukal (920 bis 988) schwärmen von seinem landwirtschaftlichen Reichtum mit „weiträumiger Bewässerung". Auch Liutprand wusste, dass die Siedler unter mächtigem Schutz standen – sie leisteten Abd al-Rahman III., dem Umajjaden-Herrscher im andalusischen Córdoba, Tribut. Womöglich wickelte das islamische Andalus über das ideal gelegene Fraxinetum den transalpinen Handel mit Europa ab.

Wie zu alten Zeiten leben Menschen im Massif des Maures um La Garde-Freinet vom Ertrag ihrer Korkeichen. Chronisten zufolge waren es just die Muslime, von denen die Franken lernten, wie man die Bäume am besten für die Ernte schält. Im Jahr 975 war es mit der Kolonie vorbei, ihre Bewohner versteckten sich in den Wäldern, bevor fränkische Truppen die letzten von ihnen vertrieben. Der Name des Dorfs Ramatuelle zeugt noch von ihrem Glauben: „Rahmatullah" bedeutet „Gnade Gottes".

► Fort oberhalb von La Garde-Freinet, Provence

Früh machte sich die islamische Kultur die *Heilkunde* der Antike zu eigen. Später profitierten die Europäer von der Neugier persischer und arabischer Ärzte.

Experten fürs Auge



Wie die alten Griechen hielten die Araber Blutschröpfen für eine heilende Therapie ***(Buch-Illustration).***

Von Martin U. Müller

Abgekochter Kamel-Urin sollte wundersame Wirkungen entfalten, Königsblut gegen Tollwut helfen. Und die Kauterisation erst: Egal ob Kopfschmerzen, Geisteskrankheiten oder offene Wunden – eine Behandlung mit dem Brenneisen galt als empfehlenswert gegen nahezu jedes Leiden. Die Heilkunde der altarabischen Beduinen ließ viele Kranke grausam im Stich, sie war eine primitive Hausmittel-Medizin, die auf Magie und Aberglaube basierte.

Ausgebildete Ärzte gab es nicht, und die anatomischen Kenntnisse der Wüstenbewohner gingen kaum über grobe Vorstellungen der Funktionen von Herz, Leber oder Milz hinaus. In der Annahme, Fieber könne nur ein Mensch bekommen, pflegten Beduinen zehnmal wie ein Esel „Iah" zu rufen. So könne man das Fieber glauben machen, man sei Tier statt Mensch. Wer von einer Schlange gebissen wurde, sollte über Nacht mit dem Schmuck von Frauen klappern.

Auch der Koran brachte in Sachen Heilkunde keine große Hilfe: Ärzte oder Medizin werden so gut wie nirgends erwähnt. Immerhin kann das Verbot von Schweinefleisch aus hygienischer Sicht als Fortschritt gelten. Und doch eröffnete der neue Glaube einen neuen Zugang zu ärztlichem Wissen: Die islamisierten Araber und Beduinen eroberten bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts Syrien, Persien und Ägypten, Kernländer antiker Hochkulturen. Sie kamen dabei auch erstmals mit Ärzten in Berührung, welche die griechische hippokratisch-galenische Medizin vertraten. Ihre Schriften blieben den Invasoren zunächst verschlossen, sie verstanden die Sprache nicht. Erst unter der Dynastie der Abbasiden-Kalifen (750 bis 1258) kam es zu einer Welle von Übersetzungen.

Den geistigen Boden bereiteten die wegen ihrer Loyalität am Hof geschätzten Syrer. Die griechische Medizin war die beste verfügbare, und seit dem 6. Jahrhundert waren Übersetzungen bei den christlichen Syrern verbreitet. Weniger bedeutend waren Texte aus der indischen Medizin.

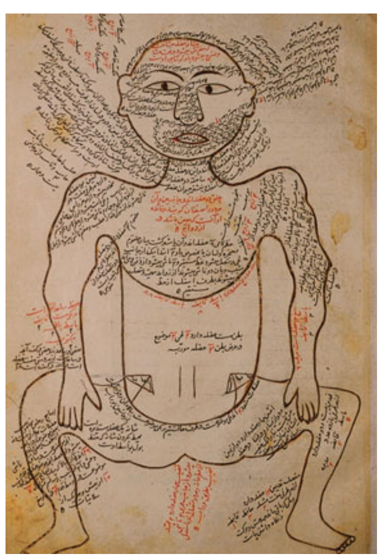
Es war die Zeit rasanter Fortschritte; der Arabist Manfred Ullmann, der in Tübingen forschte, sieht in der Übersetzungsbewegung eine kulturgeschichtliche Entwicklung, „deren Bedeutung und Auswirkungen nicht leicht überschätzt werden können“. Ullmann ist Autor des 1970 veröffentlichten und bis heute maßgeblichen Handbuchs „Die Medizin im Islam“, folglich stützt sich dieser Beitrag auf seine Forschungen.

Die Beduinen sahen sich mit einer Heilkunde konfrontiert, die über mehr als tausend Jahre ausreifen konnte. Die Grundlagen der griechischen Medizin waren mit dem Wissen der damaligen Zeit unanfechtbar. Die Eroberer mussten den Kosmos dieser Kenntnisse schlicht akzeptieren.

Es war die Medizin des Hippokrates (um 460 bis um 370 v. Chr.), Vater der Heilkunst und Hauptautor des Corpus Hippocraticum, einer Sammlung von etwa 60 überlieferten Schriften zu Diätetik, Anatomie bis hin zur Gynäkologie. Auch der berühmte Arzt Galen (um 130 bis vermutlich 199 n. Chr.) beeinflusste die Medizin der entstehenden islamischen Kultur. Der Mann aus Pergamon knüpfte an die hippokratische Viersäftelehre an, wonach die Lebensträger aus gelber und schwarzer Galle sowie Blut und Schleim bestehen. Als Faustregel galt: Sind die Säfte im Gleichgewicht, ist der Körper gesund.

Der Einfluss der Griechen in der Medizin war so ungeheuer groß, dass die Araber praktisch alles von ihnen übernahmen. Einige ihrer Übersetzer machten sich dabei einen Namen, etwa der christliche Arzt Hunain Bin Ishak (um 808 bis um 873 n. Chr.), der mehr als hundert Schriften von Hippokrates, Galen und anderen Ärzten im vom Kalifen geförderten „Haus der Weisheit“ in Bagdad ins Arabische übertrug. Hunain steht stellvertretend für Gelehrte, die vor der Mammutaufgabe standen, die Texte sowohl zu übersetzen als auch für deren Verständnis durch eigene Kommentare zu sorgen. Galens Werk war sehr umfangreich, aber auch ziemlich chaotisch strukturiert. Erst durch die ordnende Hand des arabischen Übersetzers wurden daraus für die Lehre taugliche Texte. Im lateinischen Westen waren zu dieser Zeit die meisten Autoren der antiken Medizin gerade einmal mit Namen bekannt.







Blutkreislauf und Muskeln des Menschen, aus „Mansurs Anatomie“ des Persers Mansur Bin Iljas (1370 bis 1423)

Später wagten die ersten auch Kritik am Œuvre der Griechen, etwa der Arzt Abd al-Latif al-Bagdadi. Sein Name ist mit zwei Entdeckungen verbunden: Während einer Hungersnot, die Ägypten in den Jahren 1200 und 1201 quälte, sah er unzählige menschliche Skelette, von denen Überlebende das Fleisch gekratzt hatten. Galen hatte wie andere antike Ärzte kaum eine so gute Gelegenheit gehabt, die menschliche Anatomie zu studieren. Bagdadi inspizierte einen Haufen Gebeine unweit von Kairo und stellte fest, dass der Unterkiefer aus einem Stück bestand und nicht, wie von Galen angenommen, aus zwei Teilen. Ebenfalls beschrieb er, dass das Kreuzbein aus einem einzigen Knochen gebaut sei, während die alten Meister von sechs verschiedenen Knochen ausgegangen waren. Die Wahrheit liegt dazwischen. Anatomisch findet eine Verschmelzung der Wirbelkörperanteile im Kindesalter statt.

Auch mit der antiken Annahme, Blut bewege sich ausschließlich in einer Bahn und zentrifugal, brach ein muslimischer Arzt. Der Syrer Ibn al-Nafis beschrieb in einem Kommentar den kleinen Blutkreislauf; freilich noch ohne die grundlegende Idee eines Blutkreislaufes zu erfassen.

Arabist Ullmann schätzt die Leistung von Ibn al-Nafis dennoch als „sehr hoch“ ein. Denn die Medizin seiner Zeit musste ohne Naturwissenschaft auskommen; Lebensvorgänge oder Krankheiten konnten weder biologisch noch chemisch, noch physikalisch gedeutet werden. Es fehlte an der Einsicht, dass Unerklärliches nicht gleich übernatürlich sein musste. Die Entschlüsselung der Rätsel des Lebens basierte auf Beobachtungen und Schlussfolgerungen; eine strukturierte Forschung, die angebliche Tatsachen zur Überprüfung möglich macht, war als empirische Methode noch unbekannt.

Die bedeutendsten Leistungen brachten die Araber in der Augenheilkunde hervor. Es gibt umfängliche Spezialliteratur, die auch gut erhalten geblieben und von Medizinhistorikern ausgewertet worden ist. Theorien, Fachbegriffe und die Anatomie sind dabei selbstverständlich den Griechen entlehnt; weil manche der griechischen Originale verloren gingen, gehören einige arabische Manuskripte zu den ältesten augenheilkundlichen Ab-

handlungen der Welt. Ihnen ist es zu verdanken, dass die beste griechische Beschreibung einer Star-Operation – die des Antyllos aus dem 2. Jahrhundert – überhaupt noch vorhanden ist.

Der Arzt Ahmed al-Tabari beschrieb im 10. Jahrhundert bis dahin Unbekanntes, etwa die Schneeblendung oder aber die Helladaptation von Menschen nach längerem Aufenthalt in finsteren Gewölben. Eines der bedeutendsten Werke der Augenheilkunde des gesamten Mittelalters verfasste zu Beginn des 11. Jahrhunderts der in Bagdad praktizierende Arzt Saraf ad-Din Ali Ibn Issa – es sollte 700 Jahre Bestand haben. Ibn Issa, latinisiert als „Jesus Halus", empfahl bei länger dauernden, schmerzhaften Augenoperationen eine Narkose. Konkret sollte dafür Mohnsirup, Mandragora und Opium verwendet werden. Faszinierend auch die Beschreibungen des in Mossul geborenen Augenspezialisten Ammar Bin Ali al-Mausili: Er erfand im 11. Jahrhundert eine metallische Hohlnadel, mit deren Hilfe der Grüne Star – eine Augenerkrankung – operiert werden konnte.

Der Syrer Ammar erfand im 11. Jahrhundert eine metallische Hohlnadel zur Operation des Grünen Stars.

Viele Werke der arabischen Medizin beschäftigen sich mit Hygiene im weitesten Sinn: Bäder, Leibesübungen, Schlaf, das Essen oder die Entleerung. In spezieller Literatur über den Verkauf von Sklaven wurde die körperliche und charakterliche Tauglichkeit von Sklaven thematisiert.

Auch der Sexualität widmeten sich fast alle bedeutenden arabischen Ärzte. In den Schriften sind die Übergänge von medizinischer Erkenntnis zu Erotik oft fließend. Zahllose Rezepte für Aphrodisiaka sind überliefert. Erörtert wurde auch die Frage, was passiert, wenn es nicht zum Sex kommt: Das konnte, so die Lehrmeinung, zu einer Geistesstörung führen: der Liebeskrankheit. Sogar über Probleme beim Geschlechtsverkehr, Therapien gegen Impotenz oder über Empfängnisverhütung schrieben die Gelehrten.

Ein wichtiger Zweig der Heilkunde galt den Tieren. Viele Wüstenbewohner waren Tierzüchter und mussten sich folglich mit der Veterinärmedizin befassen. Für Kamelkrankheiten existieren unzählige arabische Bezeichnungen, für Höckerentzündung ebenso wie für Eutervertrocknung. Über die reine Krankheitsbeschreibung hinaus ist freilich wenig überliefert. Therapeutisch setzte man wohl eher auf Magie: So sollte ein gesundes Kamel mit dem Brenneisen malträtiert werden, wenn in einer Herde Räude kursierte.

Einige Bereiche ließ die arabische Medizinwelt fast außen vor, etwa die Zahnheilkunde. In der Arzneimittellehre erschienen zwar viele Werke, doch wohl nirgendwo wurde so viel untereinander abgeschrieben. Zudem erwies es sich als schwierig, die aus dem Griechischen überlieferten Pflanzennamen richtig zuzuordnen und eine eigene Nomenklatur zu bauen.

Auch in der Gynäkologie waren die Leistungen überschaubar. Um Krankheiten der weiblichen Genitale sollten sich Hebammen und „weise Frauen" kümmern; eine theoretische Medizinausbildung besaßen Letztere nicht. Teilweise fanden Behandlungen auch unter ärztlicher Aufsicht statt. So empfahl etwa der christliche Arzt Ibn al-Kuff, Eingriffe an der Vagina durch eine kluge, erfahrene Hebamme ausführen zu lassen. Wenn das nicht gelinge, könne die Operation auch von einem Chirurgen durchgeführt werden, vorausgesetzt, dieser sei erfahren und keusch und habe einen untadeligen Lebenswandel vorzuweisen. Ein anderer Autor verbot Ärzten, die Geschlechtsorgane der Frau zu berühren, und empfahl, sich bei Untersuchungen eines Spiegels zu bedienen.

Der materielle Reichtum der islamischen Herrschaftszentren ermöglichte den Bau von Hospitälern in größeren Städten. Dort wurden Ärzte ausgebildet – nicht unbedingt viele, aber mehr als anderswo im Mittelalter.



Universalgelehrter Avicenna
(französisches Gemälde um 1600)

Die islamische Kultur brachte „bedeutende Mediziner, zum Teil geniale Männer" (Ullmann) hervor; dennoch gab es auch eine Gegenbewegung zur galenischen Medizin. Zwar galt letztere als areligiös und damit im Sinne der Scharia eigentlich unproblematisch. Trotzdem entwickelte sich in islamisch-orthodoxen Kreisen eine reichlich eigenwillige Heilkunde, medizinhistorisch verbucht als „prophetische Medizin". Weil die Lehren Mohammeds zur Heilkunde äußerst unergiebig waren, fußte die „prophetische Medizin" vor allem auf gefälschten Hadithen, also angeblichen Überlieferungen oder Aussprüchen des Propheten. Medizingeschichtlich war das natürlich ein Rückschritt: Aberglaube wurde auf eine religiöse Ebene gehievt und in den Rang einer „Wissenschaft" erhoben. In der Bevölkerung war diese Medizin durchaus beliebt: Die Autorität des Propheten war schließlich höher als die eines Heiden wie Galen.

Die „prophetische Medizin", selten von Ärzten betrieben, konnte sich nicht dauerhaft durchsetzen. Ein großer Teil der ausgebildeten Ärzte, die im Nahen Osten wirkten, waren ohnehin Christen oder Juden, die für dogmatische Rücksichtnahme auf den Propheten nichts übrig hatten.

Die Mediziner prägten sogar eine Berufsethik, auch sie stand ganz im Zeichen der griechischen Medizin. So gehörte die Überwachung der Ärzte zu den Pflichten des Gewerbeaufsehers; er war es, der den Medizinern den hippokratischen Eid abverlangte. Ausgelöst durch einen spektakulären Todesfall im Jahr 931 wurden in Bagdad alle praktizierenden Ärzte überprüft. Der Überlieferung nach wurde dabei auch jede Menge Ignoranz und Hokuspokus aufgedeckt. In Bagdad, Kairo oder Damaskus durften nur zertifizierte Ärzte ihren Beruf ausüben – andernorts indes, etwa in Aleppo, gab es keine solche Regelung.

Will man ein Resümee wagen über den Beitrag von Ärzten der frühen islamischen Kultur für die medizinische Fortschrittsgeschichte, ist die Antwort komplex. „Wir sprechen von der ‚Medizin im Islam' und nicht von ‚islamischer Medizin'", erklärt Karl-Heinz Leven, Arzt und Lehrstuhlinhaber für Geschichte der Medizin an der Universität Erlangen. Formal und inhaltlich war die Heilkunde der griechischen Medizin entlehnt, von den Ara-



Die Arztvisite in einer Miniatur aus Avicennas „Kanon der Medizin“ (*Handschrift, Bologna, 15. Jh.)*

bern indes „schöpferisch ausgestaltet, praktisch angewendet“ und in dieser Ausprägung, so Leven, „attraktiv geworden für den lateinischen Westen in Europa“.

Tragende Figur des Wissenstransfers in den Westen war Constantinus Africanus („Konstantin der Afrikaner“), der Anfang des 11. Jahrhunderts im heutigen Tunesien geboren wurde. Er studierte Medizin in Bagdad und kam wohl viel herum, laut den spärlichen Überlieferungen bis nach Indien. Als der Weltenbummler schließlich nach Nordafrika zurückkehrte, hatte er großen Erfolg als Mediziner. So großen, dass ihn mancher Kollege neidvoll der Zauberei bezichtigte.

Bald musste er um sein Leben fürchten und wurde zum Flüchtling. Mit einem Schiff erreichte der Arzt Süditalien und gelangte schließlich in die Hafenstadt Salerno. Als Laienbruder des Benediktinerordens wurde Constantinus wichtiger Vertreter der im 11. Jahrhundert aufkommenden Übersetzungstätigkeit, die medizinische Schriften vom Arabischen ins Lateinische übertrug. Er übersetzte unter dem Titel „Pantegni“ das Werk eines persischen Mediziners. Dabei gab er sich selbst als Autor aus. Heute würde man das Vorgehen als Plagiieren bezeichnen, doch im Hochmittelalter war es der Auftakt zu einer kulturellen Revolution, weil das alte Werk seine Wirkmächtigkeit in ganz Europa entfaltete.

Einer der wohl produktivsten Schreiber während der Blütezeit der Islamischen Welt war Ibn Sina, latinisiert Avicenna. Geboren um 980 im heutigen Usbekistan, studierte der Universalgelehrte neben der Medizin auch Philosophie und reiste viel. Sein Ruhm als Arzt gründet vor allem auf einem fünfbändigen Kompendium, schlicht als „Der Kanon der Medizin“ bekannt. Es war eines der Standardwerke der Zeit – heute gilt es als eine der wichtigsten Systematisierungen der damaligen Medizin. Sogar spezielle Fachbücher veröffentlichte Avicenna: gern in Form von Lernversen, die zwar wenig poetischen Reiz besaßen, aber beim Einpauken der Inhalte halfen. In einem Werk über Herzkrankheiten erklärte Avicenna sogar den Einfluss von Freude oder Zorn auf die Herztätigkeit.

Persisch-arabische Medizinbücher, ins Lateinische übersetzt, wurden zur Grundlagenlektüre an den nach und nach entstehenden medizinischen Fakultäten der europäischen Universitäten. Der Okzident hat es den Orientalen zu verdanken, dass weite Teile der in der Spätantike verloren gegangenen Erkenntnisse der Griechen in den Westen gelangten – auch wenn es inhaltlich darin oft nicht viel Neues gab.

martin.mueller@spiegel.de



Ritter des Templerordens
um 1160

Ritter des Johanniterordens
um 1140



Ritter des Deutschen Ordens
um 1200
(alle drei Zeichnungen von
Karol Schauer)

Die christliche Welt bejubelte im Mittelalter die *Eroberung Jerusalems.* Doch aus muslimischer Sicht waren die rund 200 Jahre währenden Kreuzzüge nur ein Moment im langen Kampf der Kulturen um das Mittelmeer.

Blutrausch im Heiligen Land

Von Michael Sontheimer

Der Sturm auf Jerusalem begann in der Morgendämmerung des 14. Juli 1099. In der Nacht hatten der fränkische Herzog Gottfried von Bouillon und seine Männer ihren Belagerungsturm um einen halben Kilometer nach Osten verschoben.

Die Heilige Stadt dreier Religionen war von einer rund 15 Meter hohen und 3 Meter dicken Mauer geschützt; neben den fünf Stadttoren erhoben sich rechts und links mächtige Türme. Seit 637 herrschten hier Muslime.

Im November 1095 hatte Papst Urban II. auf der Synode von Clermont die Christenheit dazu aufgerufen, die „Heiden" aus Jerusalem zu vertreiben. Drei Jahre hatten die Kreuzfahrer gebraucht, um die mehr als 3000 Kilometer über Land und See bis nach Jerusalem zurückzulegen.

Jetzt hatten sie die Stadt umzingelt und wollten endlich den Muslimen die Grabeskirche entreißen – das im vierten Jahrhundert auf Geheiß von Kaiser Konstantin errichtete größte Heiligtum der Christen.

Mit allen Kräften rammten die Angreifer einen eisenbeschlagenen Sturmbock in den äußeren zweiten Stadtring. Die muslimischen Verteidiger gossen von oben herab brennendes Pech, Wachs und Schwefel. Die Belagerer boten an die 15 000 Soldaten auf, davon 1300 Ritter. Zwölf Stunden nach dem Beginn des Angriffs, noch vor Einsetzen der Dunkelheit, gelang es Gottfried und seinen Leuten, die eigentliche Stadtmauer zu erreichen.

Verteidigt wurde Jerusalem von den Fatimiden, ismaelitischen Schiiten, deren in Kairo residierender Kalif große Teile Nordafrikas und des heutigen Syriens beherrschte. Die Fatimiden, die ihre Abstammung von Mohammeds Tochter ableiteten, hatten Jerusalem erst ein Jahr zuvor den türkischen Seldschuken entrissen, sunnitischen Muslimen. Der Stadtkommandant Jerusalems, ein Ägypter, befehligte mehrere Tausend Mann.

Am nächsten Morgen – dem 44. Tag der Belagerung – rollten die Angreifer einen 20 Meter hohen Belagerungsturm an die Hauptmauer, von dem herab sie dann die Verteidiger auf der tiefer gelegenen Stadtmauer beschossen, mit Pfeilen, Steinen und Brandsätzen. Nachdem die ersten Christen mit Sturmleitern die Mauer erklommen hatten, flohen die Muslime in Panik.

Über die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer sind von muslimischer Seite nur zwei Berichte bekannt. Der irakische Historiker Ibn al-Kalanisi schrieb gut 50 Jahre später: „Manche der Leute flohen zu dem Turm des David, und viele wurden getötet. Die Juden versammelten sich in der Synagoge, und die Franken brannten diese über ihren Köpfen nieder." Außerdem „zerstörten die Franken die Schreine und das Grab von Abraham". Der Historiker Ibn al-Athir aus Mossul schrieb rund hundert Jahre nach der Eroberung: „In der Aksa-Moschee töteten die Franken mehr als 70 000, eine große Zahl von ihnen Imame, gläubige Gelehrte, rechtschaffene Männer und Asketen, Muslime, die ihre Heimatländer verlassen hatten, um an diesem erhabenen Ort ein heiliges Leben zu führen."

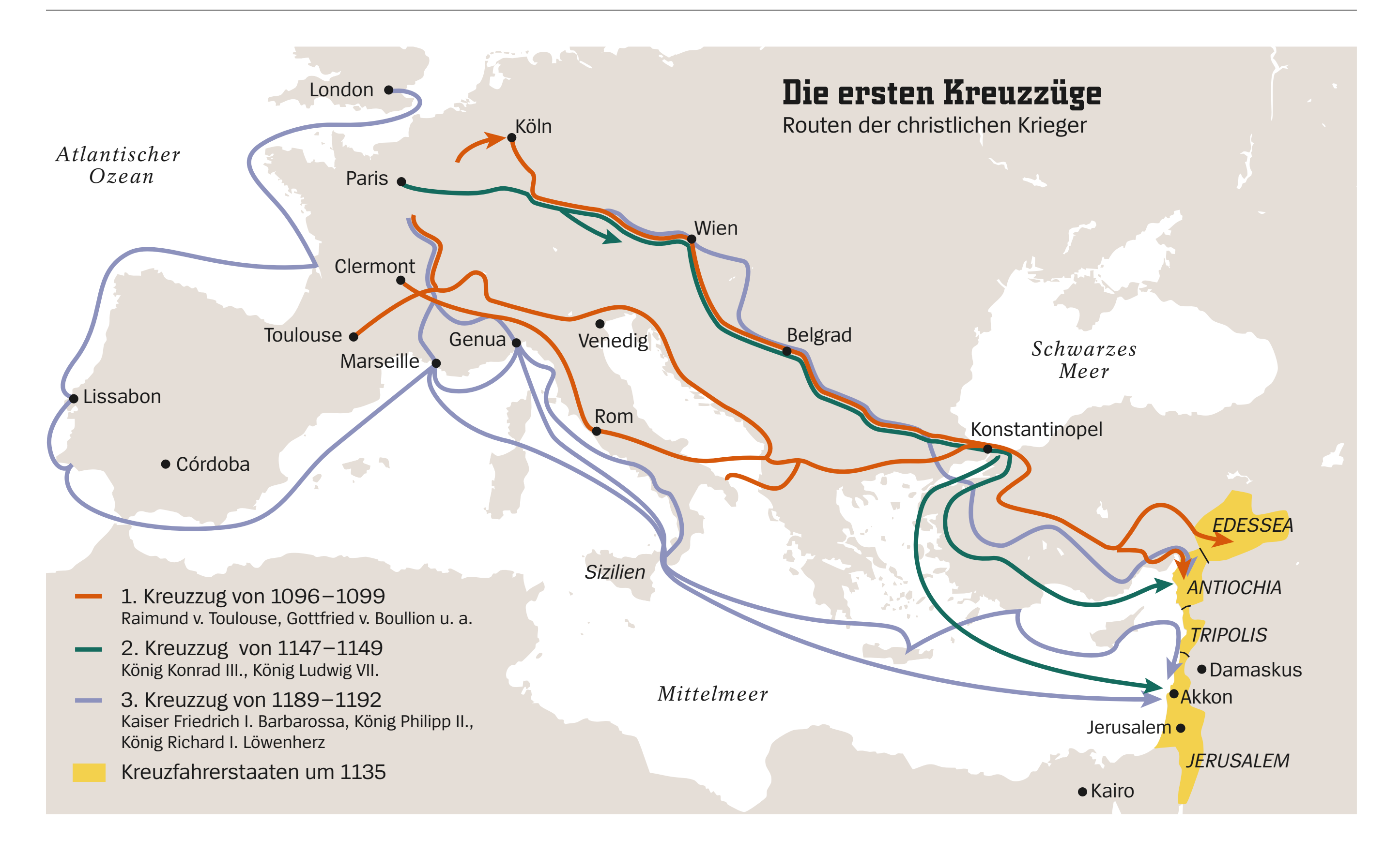
Die Angaben zur Zahl der getöteten Bewohner Jerusalems reichen von 3000 bis 70 000 – heute schätzt man, dass rund 10 000 Muslime und Juden ihr Leben verloren.

In den christlichen Quellen finden sich sehr viel mehr und viel genauere Beschreibungen des Gemetzels, bei dem „unsere Männer bis zu den Knöcheln im Blut der Feinde wateten", wie ein Chronist es ausdrückte. Eine andere lateinische Quelle besagt, dass „sogar die Soldaten, die am Töten beteiligt waren, kaum die Dämpfe aushielten, die von dem warmen Blut aufstiegen. Die Kreuzfahrer durchstreiften die Stadt nach Beute und schlachteten wahllos Männer, Frauen und Kinder ab, Muslime und Juden".

Als die Christen am Abend vom Morden müde waren, versammelten sie sich und hielten eine Messe ab. „Sie sangen dem Herrn ein neues Lied mit lauter, jubelnder Stimme", heißt es in einer Chronik, „sie brachten Opfer und flehten zum Herrn und besuchten voll Freude den heiligen Ort, nach dem sie sich schon so lange gesehnt hatten."

Am nächsten Tag schlachteten sie weiter. Am dritten Tag der Eroberung beschlossen die christlichen Fürsten, alle Bewohner Jerusalems, auch die Juden, umzubringen – um sich ihren Besitz anzueignen. Es handelte sich um religiös legitimierten Raubmord.

Generationen christlicher Theologen hatte es bedurft, um in der ursprünglich pazifistischen Religion das alte römische



Konzept des „gerechten Krieges“ zu verankern. Der Papst hatte den Kreuzfahrern die Vergebung aller Sünden versprochen.

Dschihad, Heiliger Krieg, war Muslimen nicht fremd. Der Koran verwendet den Begriff in unterschiedlichen Bedeutungen. Sie reichen vom Gebot, im Dienst des Glaubens das eigene Ego zu überwinden, bis zum kriegerischen Aufruf. Viele Gelehrte beider Religionen waren darin einig, dass die jeweils Andersgläubigen minderwertige Falschgläubige seien, die zu töten unter Umständen keine Sünde darstelle, ja sogar die Tore zum Paradies öffnen könne. Schon vor der Schlacht um Jerusalem hatte auch auf muslimischer Seite ein religiöser Propagandakrieg begonnen. Dort hatten Muslime Christenkreuze an den Stadtmauern herabgelassen, um diese zu bespucken oder auf sie zu urinieren.

Vermutlich war den Bewohnern Jerusalems zu Ohren gekommen, dass weiter im Süden, in Maara (heute West-Syrien), halb verhungerte Kreuzfahrer zu Kannibalen geworden waren. In einer christlichen Quelle heißt es dazu, dass „unsere Leute die erwachsenen Heiden in Kesseln kochten und die Kinder auf Spieße zogen und sie geröstet aßen“.

Nach der Eroberung Jerusalems mussten die Sieger viele Tausend Leichen entsorgen. In der Christenchronik „Gesta Francorum“ („Taten der Franken“) heißt es: „Sie veranlassten, dass sämtliche Sarazenenleichen aufgrund des furchtbaren Gestanks aus der Stadt hinausgeschafft würden, denn fast die ganze Stadt war übersät mit ihren toten Leibern. Somit schleiften die überlebenden Sarazenen die Toten vor die Tore hinaus und schichteten sie zu Stößen auf so hoch wie Häuser. Keiner hat jemals ein solches Abschlachten von Heiden gesehen oder je davon gehört, denn sie wurden auf Scheiterhaufen verbrannt, die Pyramiden glichen, und keiner außer Gott allein weiß, wie viele es waren.“

„Unsere Leute kochten die erwachsenen Heiden in Kesseln und zogen die Kinder auf Spieße.“

Das Schlachten ging nach der Eroberung von Jerusalem bald weiter, denn ein Heer der Fatimiden marschierte auf die Heilige Stadt zu, um die Franken wieder zu vertreiben. Mit 20 000 Mann war die muslimische Streitmacht doppelt so stark wie die der Christen. Denen gelang es allerdings, mit einem Überraschungsangriff die Muslime in die Flucht zu schlagen.

Über diesen zweiten Triumph berichtet die „Gesta Francorum“: „Danach kamen die Unseren freudestrahlend nach Jerusalem zurück und führten alle möglichen Vorräte mit sich. Diese Schlacht wurde am 12. August ausgetragen, kraft der Gnade unseres Herrn Jesus Christus, dem Ruhm und Ehre sei, jetzt und immerdar, bis ans Ende der Welt. Möge jede Seele ‚Amen‘ sagen.“

Gottfried von Bouillon ließ sich als „advocatus sancti sepulcri“ segnen, als „Verteidiger des Heiligen Grabes“. Ein Katholik wurde zum Patriarchen von Jerusalem ernannt und ließ als erste Amtshandlung die Geistlichen der Christen aus dem Osten, also Armenier, Kopten, Jakobiten und Nestorianer, aus der Grabeskirche vertreiben.

Die meisten Kreuzfahrer machten sich nun auf die lange Reise nach Hause. Gottfried blieb mit 300 Rittern und 2000 Fußsoldaten in Jerusalem zurück – wo er ein Jahr nach der Eroberung der Stadt starb und in der Grabeskirche beigesetzt wurde. Ein Jahr vor ihm schon war Papst Urban II. gestorben, derjenige, der den Kreuzzug angestiftet hatte.

Im christlichen Westen wurde der erste Kreuzzug zum „wohl am häufigsten beschriebenen Ereignis des Mittelalters“, so der britische Experte Thomas Asbridge. Die „Gesta Francorum“, ein kurz nach der Eroberung Jerusalems von ei-



Gottfried von Bouillon dankt Gott nach der Eroberung Jerusalems 1099 ***(Gemälde von Émile Signol, um 1850).***

nem italienischen Adligen auf Latein verfasstes Heldenepos, war die Grundlage zahlreicher Texte über den Heiligen Krieg im Nahen Osten. Das vorherrschende christliche Narrativ besagte, dass nicht die Anstrengungen der Kreuzfahrer, sondern das Wirken des allmächtigen Gottes den Sieg ermöglicht habe.

Wie aber erlebten die Muslime den Vorstoß der Kreuzfahrer so tief hinein in ihren Machtbereich? Die Antwort ist erstaunlich. Das Echo der Eroberung Jerusalems in der islamischen Welt blieb schwach und verhalten. Erst viele Jahrzehnte nach den dramatischen Ereignissen schilderten die beiden bereits genannten Chronisten das Geschehen in knapper, sachlicher Form. Dabei nennen sie die Eindringlinge generell „farang", „Franken" – auch wenn sich den Kreuzfahrern, die zunächst größtenteils aus dem heutigen Frankreich stammten, bald viele Italiener, Spanier, Deutsche, Engländer und andere Europäer anschlossen.

Nur wenige Dichter, wie der Perser Muzaffar al-Abiwardi, der 1113 starb, stellten die Kreuzzüge als das dar, was sie für die Betroffenen waren: eine Heimsuchung, eine, so al-Abiwardi, „Zeit der Katastrophen". Der Schriftsteller wich dem Grauen nicht aus: „Und der Ungläubige hält das blanke Schwert in der Hand, bereit, es den Männern in Genick und Schädel zu stoßen." Vereinzelt forderten islamische Gelehrte die Solidarität und Einheit aller Muslime gegen die Invasoren, doch ihre Appelle verhallten.

Zu dem Zeitpunkt, an dem die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten, spannte sich die islamische Welt von Zentralasien und Nordindien bis nach Spanien. Die wichtigsten Machtzentren waren Kairo, von wo aus die schiitischen Fatimiden vorwiegend über Sunniten herrschten, Bagdad, die Hauptstadt der sunnitischen Seldschuken, eines aus dem Osten eingewanderten Turkvolkes, und Córdoba, die Hauptstadt von al-Andalus. Für die allermeisten Muslime dieser Großreiche war Jerusalem eine weit entfernte Stadt, die nur in der Religion eine Rolle spielt, eine kleinere allerdings als Mekka und Medina. Der britische Historiker Niall Christie urteilt: „Für die Bewohner der islamischen Welt insgesamt war die Wirkung der Kreuzzüge ziemlich begrenzt."

Die Welt der Muslime war in zahlreiche Herrschaftsgebiete aufgespalten, in denen ethnische Diversität, dynastische Interessen und religiöse Differenzen für ständige Machtkämpfe und Kriege sorgten. Wenn sich alle Muslime zusammengeschlossen hätten, wären die Kreuzfahrer nie bis nach Jerusalem gekommen. Doch nach dem Motto „Der Feind meines Feindes ist mein Freund" verbündeten sich muslimische Herrscher immer wieder mit den christlichen Heeren, um mit deren Hilfe muslimische Rivalen auszuschalten.

In den vier von Kreuzfahrern eroberten Kleinstaaten – neben dem Königreich Jerusalem das Fürstentum Antiochia und die Grafschaften Edessa und Tripolis – konnten Muslime für gewöhnlich weiter ihrem Glauben nachgehen. Manche bevorzugten sogar die christlichen Herren, weil diese nicht so hohe Steuern erhoben und eine gewisse Rechtssicherheit gewährleisteten.

Weder christliche noch muslimische Chronisten kannten damals den Begriff „Kreuzzug". Er begann sich erst im 13. Jahrhundert langsam durchzusetzen. Zuvor sprach man von einer „bewaffneten Pilgerfahrt". Muslimische Historiker begriffen die Eroberung des Heiligen Landes als Fortsetzung der Angriffe von Europäern gegen Muslime. Ibn al-Athir, der bedeutendste muslimische Historiker des Hochmittelalters, führte die Macht der Europäer auf ihre Rückeroberung Toledos und einiger anderer bis dato muslimischer Städte Spaniens im Jahr 1085 zu-



Massaker in der Jerusalemer Aksa-Moschee während des ersten Kreuzzugs
(Buchillustration aus dem 14. Jahrhundert)

rück; „dann verleibten sie sich die Insel Sizilien ein, setzten an die Küste Afrikas über, wo sie einiges Land zurückeroberten, und marschierten in Syrien ein“.

Aus muslimischer Sicht war nicht der Aufruf Papst Urbans II. die Ursache des ersten Kreuzzuges, sondern das epochale imperiale Ringen zwischen islamischer und christlicher Welt um die Vorherrschaft rund um das Mittelmeer.

Die Lage der Kreuzfahrerstaaten inmitten der muslimischen Sphäre war in diesem Kampf der Kulturen so isoliert und exponiert, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis die Muslime die Christen wieder vertreiben konnten. Sultan Saladin, ein ebenso geschickter wie ruchloser militärischer Führer, unternahm den ersten Versuch, die Kreuzfahrerstaaten zu vernichten.

Saladin – ein geborener Kurde – erkämpfte sich zunächst ein Reich, das sich von Ägypten bis ins heutige Syrien erstreckte. Im Jahr 1187 konnte er dann die Kreuzritter unter Führung des Jerusalemer Königs Guido von Lusignan in eine Entscheidungsschlacht locken. Die Christen verließen die schützenden Mauern der Heiligen Stadt, um ihren von Muslimen belagerten Glaubensbrüdern zu Hilfe zu eilen. Saladin aber lauerte mit einem Heer von 40 000 Mann den Christen auf, die nur halb so viele Soldaten hatten. Er schnitt die Gegner von den Wasserquellen ab, setzte das Buschland in Brand und schlug sie bei Hattin, unweit des Sees Genezareth, vernichtend. König Guido fiel in seine Hände, ebenso das „Wahre Heilige Kreuz“, die wertvollste christliche Reliquie.

Gut drei Monate später, im Oktober 1187, eroberte Saladin schließlich Jerusalem zurück. Seine übermächtigen Truppen hatten bereits die Mauern unterhöhlt, als der christliche Stadtkommandant Balian von Ibelin dem Angreifer in seiner Not damit drohte, mehrere Tausend muslimische Gefangene töten zu lassen und muslimische Heiligtümer wie den Felsendom und die Aksa-Moschee zu zerstören, falls die Christen nicht freies Geleit für ihren Abzug erhielten.

Saladin willigte ein. Statt ein Massaker zu befehlen, wie es die „bewaffneten Pilger“ fast hundert Jahre zuvor angerichtet hatten, ließ der Sultan die allermeisten Christen gegen Lösegeld frei. Zwar kletterten ein paar Soldaten Saladins auf den Felsendom und schlugen das Kreuzzeichen unter dem Gejohle von „Allahu akbar“ („Gott ist groß“) ihrer Mitkämpfer. Doch den Patriarchen von Jerusalem ließ Saladin samt der Schätze aus dem Heiligen Grab ziehen.

Dem Sultan, der in anderen Fällen mit größter Brutalität gegen muslimische Glaubensbrüder vorgegangen war, brachte sein maßvolles Vorgehen in Europa Ruhm und Ehre ein. In seiner „Göttlichen Komödie“ platzierte Dante Saladin neben anderen heidnischen Helden wie Sokrates und Cäsar als „rechtschaffene Seele“ im Limbus, dem ersten Kreis der Hölle. Noch mal 400 Jahre später lobte der Aufklärer Voltaire den Sultan: „Wenige unserer christlichen Fürsten haben je diesen Großmut besessen.“

Um Jerusalem wieder den Muslimen zu entreißen, brach Friedrich Barbarossa, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, nach Südosten auf, doch er starb schon unterwegs, in der heutigen Türkei. Der englische König Richard Löwenherz gelangte bis ins Heilige Land und konnte dort das Gros der fränkischen Besitzungen vor Saladin retten. Zu diesem Zwecke ließ er etwa 3000 muslimische Gefangene massakrieren: Männer, Frauen und Kinder. Jerusalem zurückzuerobern aber gelang auch Löwenherz nicht.

Friedrich II. hingegen, der des Arabischen kundige Enkel Barbarossas, konnte Jerusalem 1229 erneut einnehmen – und zwar kampflos. Da muslimische Rivalen sich gerade heftig bekriegten, überließ der Sultan in Kairo Friedrich II. die Heilige Stadt; allerdings nicht ohne sicherzustellen, dass die muslimischen Heiligtümer wie der Felsendom nicht zerstört oder in Kirchen verwandelt würden. Ein zukunftsweisender Kompromiss, der sowohl dem Kaiser als auch dem Sultan heftige Kritik im jeweils eigenen Lager einbrachte. Nachdem Friedrich II. sich die Krone des Königreichs Jerusalem aufgesetzt hatte, reiste er bald wieder nach Europa ab.

Sultan Saladin (1138 bis 1193), Herrscher von Ägypten und Syrien, erobert 1187 das christliche Jerusalem (*Ölbild, um 1570*).

Gern ignorieren die auf die Kreuzzüge fixierten europäischen Historiker, dass in den mehr als zwei Jahrhunderte währenden Kämpfen in und um das Heilige Land Muslime und Franken anderswo gleichzeitig Handel trieben und friedlich zusammenlebten – wenngleich das Wissen über Kultur und Religion des anderen relativ gering blieb.

Eine viel gefährlichere Bedrohung als die Kreuzfahrer waren für die muslimischen Herrscher in Kairo, Damaskus und Bagdad dann die Mongolen, die mit brutaler Kriegsführung zeitweilig das größte Reich der bisherigen Menschheitsgeschichte errichtet hatten. Erst 1291 – Bagdad war inzwischen von den Mongolen verwüstet worden – sah der Sultan der Mamluken in Ägypten die Möglichkeit zum Schlag gegen die schwer befestigte christliche Stadt Akkon, den letzten großen Stützpunkt der Christen im Heiligen Land. Nach wochenlanger Belagerung ertönten im Morgengrauen des 18. Mai die Trommeln zum Angriff; am Mittag wehten die Fahnen des Sultans über dem größten Teil der Stadt. Die Mamluken schlachteten Tausende christliche Bewohner ab.

Jerusalem war schon 1244 wieder muslimisch geworden und sollte es viele Jahrhunderte lang bleiben – bis die Briten es im Dezember 1917 den Osmanen abnahmen. Alles in allem nehmen sich die Kreuzzüge nur als kurze Episode fragiler christlicher Herrschaft in einer ansonsten islamischen Welt aus – für diese relativ bedeutungslos.

Dennoch beruft sich eine Minderheit von radikalen Muslimen seit den damaligen Kämpfen auf den „Heiligen Krieg“ gegen die Christen. Heutige Dschihadisten ziehen diese fragwürdige Parallele bis in die Gegenwart.

Osama Bin Laden und al-Qaida beispielsweise riefen 1998 zum „Heiligen Krieg gegen Juden und Kreuzfahrer“ auf. Aber auch ihre Gegner reagierten mit gewagten historischen Vergleichen. US-Präsident George W. Bush propagierte nach den Angriffen auf New York und Washington vom 11. September 2001 einen „Kreuzzug“ gegen den muslimischen Terrorismus – und blies zum Einmarsch in Afghanistan.

Über den Fall der Stadt Akkon, des letzten Vorpostens der Kreuzfahrer im Jahr 1291, schrieb der 1242 in Damaskus geborene Historiker al-Junani, der Verlust sei der „gerechte Lohn der Franken“ für ihr brutales Vorgehen bei der Eroberung der Stadt gewesen. Die Christen hätten vor dem Sturm den muslimischen Bewohnern eine Amnestie zugesagt, aber nach ihrem Sieg ihr Wort gebrochen. Die Moral für den muslimischen Historiker lautete: „So hat Gott den Ungläubigen vergolten, was sie den Muslimen angetan haben.“

michael.sontheimer@spiegel.de



„Tiere des Kampfes“

Der syrische Ritter Usama Bin Munkid über die Kreuzfahrer – als seltsame Freunde und barbarische Ärzte

Preis dem Schöpfer aller Dinge! Wenn jemand von den Franken [Europäern] berichtet, kann er nur Allah den Erhabenen preisen und segnen, denn er sieht in ihnen Tiere, die nur die Tugend der Tapferkeit und des Kampfes kennen, wie auch Tiere, die die Tugend der Kraft und des Duldens haben. Ich werde einiges von ihrem Tun und ihrem seltsamen Verstand erzählen.

Im Heer des Königs Fulk [Fulko V.] war ein angesehener fränkischer Ritter, der gerade erst aus seinem Land gekommen war, um die Pilgerfahrt durchzuführen und dann zurückzukehren. Er war mir vertraut und wurde mein Gefährte, sodass er mich „Bruder“ nannte. Zwischen uns bestand Liebe und Freundschaft. Als er sich über das Meer in sein Land begeben wollte, sagte er zu mir: „Mein Bruder! Ich ziehe in mein Land zurück. Ich möchte, dass du deinen Sohn mit mir in mein Land schickst, damit er die Ritter sieht und Verstand und Ritterlichkeit erlernt. Wenn er dann zurückkehrt, wird er das Muster eines verständigen Mannes sein.“

Mein Ohr erreichten da Worte, wie sie aus dem Kopf eines Verständigen nicht kommen können. Wenn nämlich mein Sohn gefangen genommen würde, könnte ihm die Gefangenschaft nichts Schlimmeres bringen, als in das Land der Franken gebracht zu werden. Ich antwortete also: „Bei deinem Leben! Genau das habe ich im Sinn gehabt. Doch ein Hindernis sehe ich darin, dass seine Großmutter ihn so liebt und ihn selbst mit mir nicht ziehen lässt, ohne mir den Eid abverlangt zu haben, dass ich ihn zurückbringe.“

„Und deine Mutter lebt noch?“

„Ja!“

„Dann darfst du nicht zuwiderhandeln!“

*

Ihre Heilkunst ist gar seltsam. Das zeigt auch die folgende Geschichte: Der Herr von Munaitira [im nördlichen Libanon] schrieb an meinen Onkel und bat ihn, einen Arzt zu schicken, der einige kranke Gefährten von ihm heilen sollte. Mein Onkel schickte ihm einen christlichen Arzt namens Tabit. Zehn Tage war dieser Tabit fort. Dann kehrte er zurück. Wir fragten ihn: „Wie hast du die Kranken nur so schnell heilen können?“ Da erzählte Tabit:

Man brachte mir einen Ritter, an dessen Fuß ein Geschwür aufgegangen war, und eine Frau, die an Austrocknung litt. Ich machte dem Ritter einen Breiumschlag, sodass sich das Geschwür öffnete und er geheilt wurde. Der Frau verordnete ich eine Diät und machte ihr Temperament feucht.

Da kam ein fränkischer Arzt und sprach zu ihnen: „Der da kann sie nicht heilen!“ Den Ritter fragte er: „Was ist dir lieber: mit einem Bein zu leben oder mit zwei Beinen zu sterben?“ „Ich möchte lieber mit einem Bein leben“, antwortete jener.

„Dann bringt mir einen starken Ritter und ein scharfes Beil!“ befahl der Frankenarzt. Ritter und Beil wurden geholt. Ich war anwesend. Der Arzt legte das Bein des Ritters auf einen Hackklotz und gebot dem Ritter, es mit einem Schlag abzuhauen. Ich sah, wie er zuschlug. Doch wurde der Fuß nicht mit einem einzigen Schlag abgetrennt. Der Ritter schlug also noch einmal zu. Da floss das Knochenmark heraus, und der kranke Ritter starb auf der Stelle.

Danach schaute sich jener Arzt die Frau an. „Diese Frau hat einen Teufel im Kopf, der sie liebt. Schneidet ihr Haar ab!“ Sie taten es. Die Frau aber aß wieder ihre üblichen Speisen mit viel Knoblauch und Senf. So nahm ihre Austrocknung zu. Der Arzt meinte nun: „Der Teufel steckt in ihrem Kopf!“ Er nahm ein Rasiermesser, schnitt in ihren Kopf ein Kreuz ein und zog dort die Haut ab, sodass der Schädelknochen zutage trat. Dann rieb er ihn mit Salz ein. Die Frau starb sofort.

Der Dichter und Diplomat Usama Bin Munkid (1095 bis 1188) stammte aus einer syrischen Adelsfamilie.



Als einziges sesshaftes Volk in Europa bekehrten sich die *Wolgabulgaren* im 10. Jahrhundert freiwillig zum Islam. Später gab es auch unter den Ungarn viele Muslime.

„Im höchsten Maß betrunken“

Von Michael Borgolte



Schon die altrussische Chronik nennt die Freude am Trinken als nationalen Charakterzug („Bojarenhochzeit“ von Konstantin Makowski, 1883).

In Europa konnten sich keine heidnischen politischen Führungen mehr behaupten, seitdem sich die monotheistischen Religionen etabliert hatten – Judentum, Christentum und Islam. Sowohl die alteingesessenen wie die zugewanderten Völker mussten sich unter dem Druck ihrer Nachbarn für eine der drei Religionen entscheiden. Das Mittelalter war die Zeit, in der sich die Dreiheit dieser Glaubensrichtungen und Kultpraktiken ausbildete, eine Dreiheit, die Europa und sogar die ganze alte Welt westlich von Indien bis in die jüngste Zeit geprägt hat.

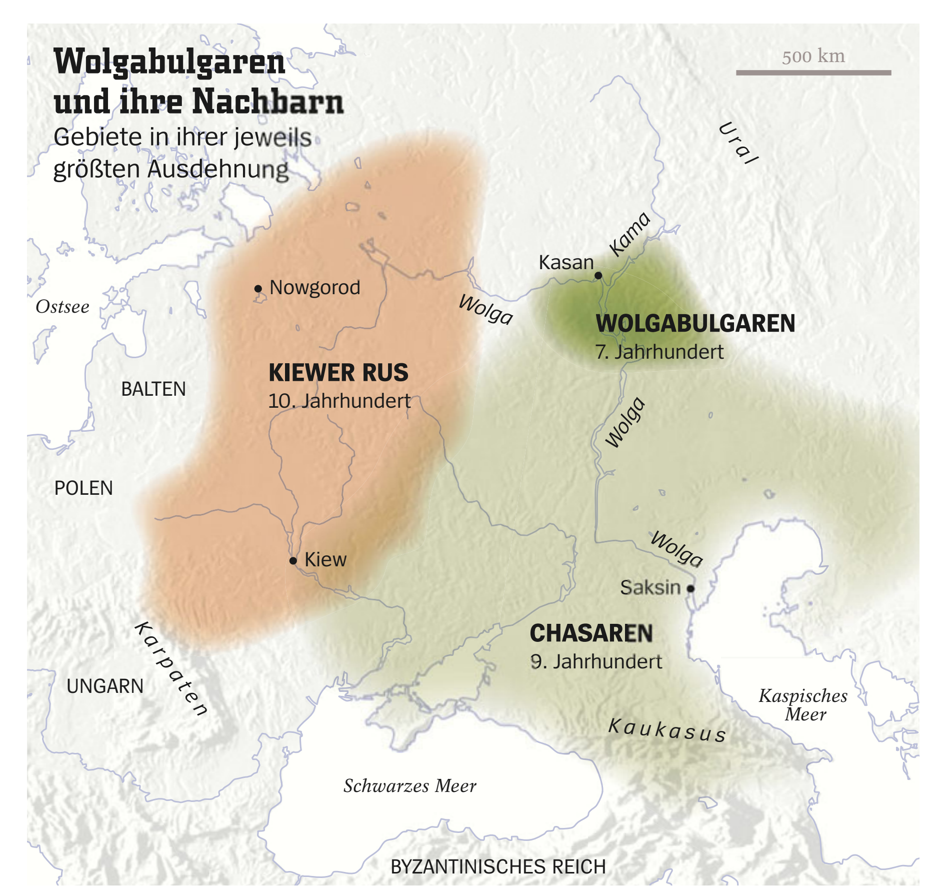
Juden und Christen hatten es recht leicht gehabt, die älteren, oft polytheistischen Kulte beiseitezuschieben; die Muslime sind aber so spät von Vorderasien nach Europa vorgestoßen, dass sie sich zumeist gegen die erfolgreichen älteren Schwesterreligionen Geltung verschaffen mussten. In Spanien, Unteritalien und auf dem Balkan setzten sie sich gewaltsam gegen christliche Herrschaften durch, ohne aber, wie es christliche Könige gewöhnlich bei ihren Reichsbildungen taten, die Bekehrung des ganzen Volkes der „Ungläubigen“ zu erzwingen. Ins Herz Europas ist der Islam niemals vorgedrungen, und auch an den Südflanken des Kontinents markierten die Siege ihrer Heerführer nicht unbedingt Wendepunkte ohne Wiederkehr. Die Eroberungen der Araber und Berber gingen in Italien im 12. Jahrhundert und in Spanien im 15. Jahrhundert wieder verloren, während die erfolgreichen Kriegszüge der türkischen Osmanen den Südosten bis heute religiös und politisch umgeformt haben.

Auf andere Weise als am Mittelmeer verbreitete sich der Islam im Osten Europas, und das hat Folgen bis hinein in die Gegenwart.

Die Araber hatten hier während ihrer frühen Expansionsphase nur bescheidene Erfolge erzielt. Die turksprachigen Völ-

ker, die aus Innerasien nach Westen drängten, stellten eine nachhaltige Herausforderung dar. Zwischen dem Amur tief im asiatischen Osten und der Wolga hatte sich schon vor Mohammeds Zeit ein türkisches Großreich gebildet, deren berittene Krieger byzantinische wie später die muslimischen Zeitgenossen beeindruckten, ja ängstigten. Wer durfte die Region beherrschen? Diese Frage musste entweder militärisch beantwortet werden – oder aber durch die Unterwerfung der Gegner unter den eigenen Glauben.

Schon Mitte des 7. Jahrhunderts griffen die Araber das Turkvolk der Chasaren an und nutzten einen bedeutenden Sieg 737 zur Zwangsbekehrung der fremden Asiaten; wie erfolgreich die Islamisierung des noch heidnischen Volkes wirklich war, ist allerdings ungewiss: Der Chasaren-Herrscher, der Khagan, und seine Anführer entschieden sich am Ende für das Judentum. Die Chasaren hatten sich in Dagestan am Kaukasus festgesetzt; dem Khagan könnten auch einige Stämme der Ungarn unterworfen gewesen sein.



Das erste turksprachige Volk, das sich dann tatsächlich zum Islam bekehrte, war ein Nachbarvolk der Chasaren: die Bulgaren an der mittleren Wolga. Wann und weshalb sie sich dort angesiedelt hatten, ist umstritten. Wie alle ursprünglich nomadisierenden Verbände waren auch die „Wolgabulgaren" ethnisch gemischt. Obwohl ihr König mit seinem Gefolge noch im 10. Jahrhundert in Zelten wohnte, bildeten Städte, darunter Kasan an der Wolga, offenkundig die Zentren des Reiches.

Die Chasaren, die mit dem Kalifat von Bagdad Handel trieben, bezogen die Wolgabulgaren darin ein, die auf diese Weise in Berührung mit dem Islam kamen. Für ihre Glaubensentscheidung dürfte aber auch die Opposition zu den Chasaren eine wichtige Rolle gespielt haben, denn mit der Zeit übte deren jüdischer Khagan eine harte Herrschaft über die Nachbarn aus. 921 oder 922 sandte der Kalif Gesandte an den bulgarischen König, die diesen samt seinem Volk für den Islam gewannen. Diese freiwillige Bekehrung eines weitgehend sesshaften Volkes auf europäischem Boden war ein Novum, und sie blieb ein Sonderfall. Ein zeitgenössischer muslimischer Beobachter berichtete, dass die Bulgaren bald schon Moscheen und Koranschulen unterhielten.

Die geografische Lage verschaffte den Wolgabulgaren eine Schlüsselstellung bei der weiteren Verbreitung des Koran im Osten Europas. Noch nicht für eine monotheistische Religion gewonnen war insbesondere das slawische Reich der Rus zwischen den Balten an der Ostsee und den Karpaten. Es stand unter der Führung von Wikingern aus Schweden. 965 hatte ein russischer Fürst die Chasaren angegriffen und ihr Reich zerstört. Sein Nachfolger Wladimir von Nowgorod und Kiew erstrebte eine politische Konsolidierung, und er plante, um die ethnische Vielfalt seiner Untertanen zu bündeln, die Annahme einer neuen Religion für alle. Bevor er dem Christentum orthodoxer Prägung den Zuschlag gab, sollen die Wolgabulgaren versucht haben, Wladimir für den Islam zu gewinnen.

Dass es dem Russenfürsten dabei nicht um theologische Erwägungen ging, schildert die altrussische Chronik: „Es kamen Bulgaren von mohammedanischem Glauben, die sagten: Du bist ein weiser und kluger Fürst, doch das Gesetz kennst du nicht. So glaube an unser Gesetz, und verneige dich vor Mohammed. Und Wladimir sagte: Wie ist euer Glaube? Sie aber sagten: Wir glauben an Gott. Mohammed aber lehrt uns, indem er sagt: die geheimen Glieder beschneiden und kein Schweinefleisch essen, keinen Wein trinken, nach dem Tode aber, hat er gesagt, mit Weibern Buhlerei treiben. Mohammed wird einem jeden 70 schöne Frauen geben; er wird eine schöne aussuchen, und die Schönheit aller wird er auf die eine legen, und die wird ihm seine Frau sein. Wladimir aber liebte die Weiber und viel Buhlerei, und er hörte sie mit Vergnügen an. Aber dies war ihm unlieb: Beschneidung der Glieder und Nichtessen von Schweinefleisch, Verzicht auf Trinken ganz und gar, indem er sagte: Den Rus' ist das Trinken Freude, wir können ohne das nicht sein."

Zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert haben sich auch an vielen Orten der Donauregion muslimische Gemeinschaften gebildet, ohne dass eine regelrechte Missionspolitik fassbar wäre. Neben Kämpfern zu Pferde beziehungsweise Wanderhirten waren die Muslime wohl vor allem Händler, die – wie es auch bei den Arabern der Fall war – teilweise zugleich Gelehrte gewesen sein mochten.

Die turkstämmigen Teile der Ungarn haben den Islam offenbar erst auf ihren Migrationen oder in Europa selbst adaptiert; als sich die Herrscher des Landes Ende des 10. Jahrhunderts dem katholischen Christentum zuwandten, blieb Ungarn multiethnisch und multireligiös geprägt. Wie zahlreich die Muslime gewe-

sen sind, ist nur schwer zu ermessen. Ein Autor des 12. Jahrhunderts spricht von einer unzählbaren Menge, ein anderer von 30 größeren muslimischen Dörfern.

In die Lebensumstände dieser Minderheit im christlichen Königreich eröffnet ein arabischer Reisebericht aufregende Einblicke. Der Autor Abu Hamid al-Gharnati, um 1080 geboren im spanischen Granada, hielt sich zeit seines Lebens in Afrika, Asien und Osteuropa auf. Die Stationen seines Aufenthalts sprechen dafür, ihn als Kaufmann zu identifizieren, sein Selbstzeugnis weist ihn eher als Theologen oder Prediger aus. Zuerst begab er sich in die Stadt Saksin am Wolgadelta nahe dem Kaspischen Meer, die er dem „Land der Muslime“ oder „Land der Türken“ zuordnete. Tatsächlich trafen sich hier Händler aus der gesamten muslimischen Welt, insbesondere aus dem Kalifat im Süden, aber auch aus der westlichen Region des Mittelmeers; schon seit der Zeit der Chasaren waren von Saksin die Handelswege nach dem Fernen Osten einerseits, zur Hauptstadt der Bulgaren andererseits weitergelaufen. Auch Abu Hamid wählte diese Straße und zog dann weiter gen „Land der Slawen“, also zu den Rus, um sich zwischen 1150 und 1153 von dort nach Ungarn zu begeben.

Hier lebten, wie er feststellte, zwei Gruppen von Muslimen. Die einen, „Nachkommen der Choresmier“, die demnach aus Zentralasien stammten, lebten ihre Religion im Verborgenen, denn sie „dienen dem Könige, öffentlich sind sie Christen und verheimlichen ihren Islam“; die anderen, die er „Maghrebiner“ nennt, bekannten sich hingegen offen zum Islam und leisteten dem Herrscher nur Kriegsdienst. Diesen Glaubensbrüdern, die wohl eher zu Turkvölkern gehörten und nicht Muslime aus Nordafrika waren, widmete Abu Hamid seine ganze Aufmerksamkeit. Offenbar hatten sie so lange unter Christen isoliert von anderen Muslimen gelebt, dass sie der Reisende aus Andalusien erst wieder mit den Geboten und Riten ihrer Religion vertraut machen musste:

„Ich belehrte sie über einiges aus der Wissenschaft und gab einigen von ihnen Unterricht im Arabischen. Ich bemühte mich mit ihnen in der Wiederherstellung und Wiederholung von Gebetsvorschriften und anderen religiösen Pflichten. Ich erklärte ihnen in Kurzem die Wallfahrt und die Wissenschaft über die Hinterlassenschaft, bis sie das Erbe rechtmäßig zu verteilen begannen. Sie haben das Freitagsgebet früher nicht gekannt und nun erlernen sie dieses und auch die Predigt. Ich habe zu ihnen gesagt: ‚Der Prophet sagte: Das Freitagsgebet ist die Pilgerfahrt der Armen; wer die Pilgerfahrt nicht unternehmen kann, indessen bei der Predigt anwesend ist, dem werden die Verdienste der Pilgerfahrt zugute geschrieben.‘ Bei ihnen sind mehr als zehntausend Orte, auf denen man heute das Freitagsgebet, öffentlich oder geheim, verrichtet, weil dieses Land ausgedehnt ist.“

Wenn Abu Hamid nicht übertreibt, hatte er auch direkten Zugang zum ungarischen König Géza II.; in einem Streitgespräch will er den christlichen Herrscher von abweichenden Rechtsvorschriften der Muslime überzeugt haben, vom Alkoholverbot ebenso wie von der Vielehe: „Die Gesetzmäßigkeit der Muslime ist nicht wie die Gesetzmäßigkeit der Christen. Der Christ trinkt Wein anstatt Wasser nach dem Essen und wird nicht betrunken; dies vermehrt seine Kraft. Der Muslim, welcher den Wein trinkt, wird aber im höchsten Maß betrunken, die Vernunft verlässt ihn, und er wird ein Narr: Er treibt Ehebruch, tötet und fällt vom Glauben ab. Was die Sklavinnen und Frauen betrifft, ist den Muslimen die Vielehe erlaubt wegen der Leidenschaft ihrer Veranlagung.“

„Ich werde ihnen die Moscheen bauen, und sie werden für mich kämpfen.“

Das schwerwiegendste Argument des Andalusiers war, dass die muslimischen Gesetze die Schlagkraft des ungarischen Heeres sicherten, in denen schließlich auch Muslime – die „Maghrebiner“ – dienten. Denn Alkoholgenuss führe zum leichtsinnigen Verkauf der Waffen und Pferde, sodass der König die Täter am Ende töten, schlagen, verbannen oder aber auf eigene Kosten neu ausstatten müsste; Vielweiberei hingegen diene der Vermehrung von Söhnen und damit der Heeresstärke. Der König, beeindruckt von diesen Worten, habe erwidert: „Höret diesen Scheich, er ist vernünftig. Nehmt als Gattinnen, wen ihr wollt, und widersprecht ihm nicht!“ Der Ausgang des Disputes war Abu Hamid indes kaum geheuer: „Dieser König steht im Widerspruch zu den (katholischen) Priestern und hält Konkubinen für erlaubt. Er liebt die Muslime.“

Immerhin belegt der Reisende aus Granada, der damals schon zwei Jahrzehnte in Osteuropa gelebt hatte, die militärischen Leistungen der Muslime für den ungarischen König. Ihn sollen sie gegen den „byzantinischen König“, den oströmischen Kaiser Manuel I. Komnenos, unterstützt haben. Abu Hamid deklarierte die Auseinandersetzung zweier christlicher Reiche sogar als „heiligen Krieg“. Auch aufseiten der Byzantiner haben, seinem Bericht zufolge, Muslime gekämpft, und zwar Turkmenen aus Konya in Kleinasien. Diese aber sollen dies nur gegen Geld, also als Söldner, getan haben, und der – im Krieg unterlegene – Kaiser sei mit ihnen unzufrieden gewesen. Die ungarischen Muslime hingegen seien ihrem Herrn deutlich nützlicher gewesen, deshalb habe man ihn darauf hingewiesen, dass er nicht gut daran tue, Muslime seines Reiches zum Christentum zu zwingen. Das habe Kaiser Manuel eingeleuchtet: „Ich werde keinen Muslim mehr zu meiner Religion zwingen. Ich werde ihnen die Moscheen bauen, und sie werden für mich kämpfen.“

Als im 13. Jahrhundert die Mongolen nach Europa und Vorderasien vorstießen, fielen ihnen unter anderem die Reiche der Wolgabulgaren (1236/1237) und der Russen (1237/1257) zum Opfer; daher gerieten auch die Muslime in Ungarn unter Druck und wurden vertrieben. Die Hoffnungen, die sich die Christen auf eine Bekehrung der „Tataren“ zu ihrer Religion machten, wurden enttäuscht; noch in derselben Zeit oder etwas später nahmen deren Khane und Ilchane den Islam an.

Als letztes großes Volk Europas mussten sich die Litauer zwischen den Religionen entscheiden. Gegen den Herrscher der „Goldenen Horde“, der die benachbarten Russen kontrollierte, gelang ihnen 1363 ein militärischer Sieg, und wenig später nahmen sie nach langem Hin und Her den Katholizismus an – die Religion ihrer polnischen Nachbarn im Westen. Im litauischen Großfürstentum waren die Christen Neulinge, denn hier lebten abgesehen von Heiden bereits Juden und Muslime, darunter viele Zwangsvertriebene. Während die Polen ihre muslimischen Untertanen zur Annahme des Christentums zwangen, duldeten die Litauer die Ihrigen. 1397 dekretierte der litauische Herrscher Witold ihre Duldung sogar „auf ewige Zeiten“. Tatsächlich leben bis heute in Litauen rund 25 000 Muslime weithin tatarischer Herkunft. ■

Michael Borgolte war bis September 2016 Professor für mittelalterliche Geschichte an der Berliner Humboldt-Universität und leitet zurzeit ein Projekt des European Research Council: „Foundations in medieval societies. Cross-cultural comparisons“.

Michael Scotus, der „Magier“, erschloss dem lateinischen Europa arabisches Wissen. Der Lebensweg des gelehrten Briten führte über Toledo in Spanien an den kaiserlichen Hof auf Sizilien.

Sprachgenie und Sterndeuter



Von Olaf B. Rader

In den achten Kreis der Hölle mit ihm! Dort soll er leiden für sein frevelhaftes Tun. Dort, wo lügenhafte Wahrsager und böse Zauberer mit verdrehten Köpfen und verrenkten Gliedmaßen zwischen Pfründenschacherern und hinterlistigen Betrügern schmachten.

So hatte es sich zumindest Dante Alighieri für seine „Göttliche Komödie“ ausgedacht. Abgründe der Qualen waren genau das Richtige für den Magier Michael Scotus, den man in Italien auch „Il Merlino di Sicilia“, den Merlin Siziliens, nannte.

Heute allerdings weiß man, dass der große Florentiner Dichter zählebigen Verleumdungen aufsaß. Michele Scotto, wie er bei Dante heißt, war kein übler Schwarzkünstler, sondern Philosoph, Mediziner, Alchimist und Astrologe. Als Gelehrter, Wissensvermittler und Übersetzer hat er europäische Wissenschaftsgeschichte geschrieben, ja dem modernen Denken mit den Weg gewiesen. Und er stellt ein geradezu ideales Beispiel dar, wie der Wissensaustausch zwischen arabischen und europäischen Kulturkreisen ganz konkret ablief.

Michael, wohl um 1175 geboren, nannte sich selbst Scotus – wahrscheinlich also stammte er aus Schottland, vielleicht auch aus Irland. Da es dort zu seiner Zeit keine Universitäten gab, muss der junge Mann für ein Studium seine Heimat verlassen haben. Einiges spricht für Aufenthalte in Oxford und Paris, wo er gründlich den Bildungskanon seiner Zeit in sich aufgenommen haben dürfte.

Dann kam die wichtigste Wende in seinem Leben: Michael ging nach Toledo, das zu dieser Zeit eines der bedeutendsten Übersetzerzentren für arabische Wissenschaftstraktate geworden war. In günstiger Nähe zur islamischen Kultur arbeiteten Spezialisten um Gerhard von Cremona (1114 bis 1187), der begonnen hatte, Werke des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische zu übertragen. Zu dieser Gruppe stieß nun auch Michael Scotus.

Arabisch zu lernen scheint dem intellektuellen Überflieger in dieser Umgebung weniger Mühe gekostet zu haben als anderen Gelehrten seiner Umgebung. Schon am 18. August des Jahres 1217 hatte er die Übersetzung eines arabischen astronomischen Werks des Nur al-Din Abu Ishak al-Bitrudschi (gestorben um 1204), lateinisch Alpetragius, ins Lateinische fertig – es ist das erste belegbare Datum aus Michaels Leben.



Astrologische Darstellung aus dem 15. Jahrhundert nach einem sternkundlichen Werk des Michael Scotus

Danach wandte sich Michael wie viele seiner Kollegen Aristoteles zu. Noch vor 1220 übersetzte er drei auf Arabisch überlieferte Bücher des antiken Universalwissenschaftlers zur Tierkunde – grundlegende Werke, die schon in den weiterführenden zoologischen Schriften des Albertus Magnus (um 1200 bis 1280) nachhaltige geistesgeschichtliche Wirkung entfalteten.

Von noch größerem Gewicht für die Theologen im mittelalterlichen Europa war es, dass Michael umfangreiche Kommentare zu Aristoteles übertrug. Diese Erläuterungen zu Schriften über die Seele, über Himmel und Erde, zur Physik und Metaphysik stammten von dem andalusischen Philosophen Ibn Ruschd (1126 bis 1198), den das Abendland Averroes nannte (siehe Seite 56).

14 Übersetzungen dieser einflussreichen Averroes-Kommentare sind erhalten geblieben. In den Physik- und auch den Metaphysik-Kommentar schaltete Michael abschnittweise lateinische Übersetzungen des Aristoteles-Grundtextes ein. Vermutlich hat er auch anonym überlieferte Auszüge aus weiteren aristotelischen Werken angefertigt. Immer ging es darum, so viel nutzbares Wissen wie möglich zu bieten; Aristoteles lieferte sozusagen die Grundlage für ein immer weiter fortgeschriebenes Handbuch der Weltkunde.

Philosophen interessierte damals eine prinzipielle Frage, die seit den Anfängen der Scholastik – ein Jahrhundert zuvor – unentschieden geblieben war. Dabei ging es um einen Grundgegensatz menschlichen Denkens: Ließ sich das Wesen der Welt, ihre „Wirklichkeit“, überhaupt in Begriffen und Ideen fassen? Wenn ja, stellten Ideen als Begriffe („universalia“) die eigentliche Realität dar. So hatte es zumindest Platon, der Lehrer des Aristoteles, dargelegt. Oder war die Wirklichkeit doch bloß in Einzeldingen enthalten, und alle Universalien nur Bezeichnungen („nomina“, wörtlich: Namen) ohne eigenen Wahrheits- und Realitätsanspruch?

Um dieses Jahrtausendproblem, das als „Universalienstreit“ in die Philosophiegeschichte eingegangen ist, rangen europaweit die klügsten Köpfe. Jedes neue Argument, erst recht von Leitfiguren wie Aristoteles, war in dieser Debatte deshalb hochwillkommen.

Zusätzlich ging es den christlichen Denkern darum, Vernunftwahrheiten und offenbarte Wahrheiten im Glauben auseinanderzuhalten. Erst diese Unter-



Michael Scotus überreicht Kaiser Friedrich II. im Palast von Palermo seine Aristoteles-Übersetzung *(Gemälde von Giacomo Conti, 19. Jh.).*

scheidung machte es Scholastikern wie etwa dem großen Thomas von Aquin (um 1225 bis 1274) möglich, das Werk von Aristoteles für das Abendland zu erschließen. Dass man ein Problem ohne dogmatische Verengung mit rationalen Instrumentarien betrachten und es rein logisch zergliedern konnte, wurde in diesen Jahrzehnten zum wissenschaftlichen Standard. Kein Zufall, dass es ausgerechnet die Schriften des Aristoteles, des Patriarchen der Logik, waren, die man für die neue Weltsicht heranzog.

Philosophische und naturwissenschaftliche Schriften aus dem Arabischen übersetzen zu wollen hat aber seine Tücken. Natürlich braucht man sehr gute Kenntnisse der Sprache; zusätzlich aber sollten Übersetzer detaillierte Fachkenntnisse besitzen, da Schriften fast ohne Vokale wie das Arabische leicht zu Unklarheiten oder Verstümmelungen führen können.

Schon die vielen damals üblichen lateinischen Abkürzungen aufzulösen ist nicht so einfach. Selbst dem erfahrenen Michael Scotus unterlief einmal ein drolliger Irrtum: Zur Beschreibung von Sternkonstellationen nutzte er eine fehlerhafte Abschrift, die sich auf die bedeutende „Naturkunde" des Römers Plinius stützte. Für ein Gestirn der Nachtgleiche am 24. September muss bei Plinius eigentlich „aequinoctii sidus" gestanden haben. In der Abschrift war daraus die Kurzformel „equi scdus" geworden. Scotus las das als „equus secundus" (Zweites Pferd). Selbst die lichtempfindlichsten Fernrohre vermögen allerdings am Himmel nirgends ein Sternbild „Zweites Pferd" sichtbar zu machen. Dennoch wieherte das unsichtbare Ross fortan in späteren illustrierten Handschriften, sodass Michael auch als Erfinder einer neuen Sternenkonstellation gelten kann.

Etwa um 1220 verließ Michael Scotus Toledo. Zwischen 1224 und 1227 arbeitete er für die Päpste Honorius III. und Gregor IX. in Rom. Gregor lobte die exzellenten Sprachkenntnisse Michaels in Arabisch, Hebräisch und Latein in höchsten Tönen. Dennoch hielt es den Gelehrten nicht lange an der Kurie, und er ging auf Empfehlung des Mathematikers Leonardo da Pisa (Fibonacci) an den Hof des Staufers Friedrich II. (1194 bis 1250), des Sprosses einer normannischen Erbin und Heinrichs VI., Sohn Barbarossas. An dessen Hof führten Michael mehrere Gründe.

Zunächst: Kaiser Friedrich II. war als König von Sizilien auch Erbe einer längeren Tradition arabischer Kultur. Die Geschichte der Araber auf Sizilien hatte mit der über ein Jahrhundert dauernden Eroberung dieser fruchtbaren Insel begonnen. Im Jahr 827 war eine im äußersten Westen gelegene Hafenstadt in die Hände der Araber gefallen, die unter dem Namen Marsala später Weinbau-

geschichte schreiben sollte. Die gesamte Eroberung Siziliens dauerte bis 965, als die Araber als letzten Ort Rometta im äußersten Nordosten einnahmen. Mehrere Siedlungswellen und die Konvertierungen der ansässigen Bevölkerung hatten die Stellung des Islam gefestigt.

Etwa hundert Jahre später hatten dann Normannen von Süditalien aus die Insel zu unterwerfen begonnen und sie zum namengebenden Teil eines neuen Königreichs gemacht. Allmählich und in Etappen drängte nun das römisch-katholische Christentum die islamische Kultur wieder zurück. Ein großer Teil der Muslime verließ Sizilien. Der andere, auf der Insel verbliebene Teil, konzentrierte sich in den westlich und südlich von Palermo gelegenen Bergen.

Als die Staufer am Ende des 12. Jahrhunderts das Erbe der Normannen antraten, war die Insel bereits weitgehend latinisiert. Und mit der Herrschaft Friedrichs II. fand durch Guerillakriege und Deportationen auch die Geschichte der Araber als Volksgruppe vor Ort ihr Ende.

Ihr Wissen wurde freilich nicht einfach mit ausgelöscht. Auch auf Sizilien arbeiteten bereits Übersetzer unter den Normannenkönigen Wilhelm I. „dem Bösen" (1122 bis 1166) und Wilhelm II. „dem Guten" (um 1153 bis 1189). Und der Staufer

Als Zaubermittel galten Wolfstalg oder Gazellenfleisch, aber auch Olivenöl oder Palmfett.

Friedrich hatte erfahren, dass gerade die arabische Literatur einen großen Schatz an Traktaten barg, in denen es um Tiere ging, mitunter sogar speziell um die Falkenjagd. Das interessierte ihn deshalb so sehr, weil er solche Texte dringend für die Abfassung seines eigenen Falkenbuchs „De arte venandi cum avibus" („Über die Kunst des Jagens mit Vögeln") brauchte.

Kein Wunder, dass Michael Scotus, als er am Hof Friedrichs II. weiter an der Übertragung arabischer Texte arbeitete, in des Kaisers Auftrag wieder auf die Zoologie des Aristoteles zurückkam. Der aus Persien stammende Philosoph Ibn Sina (980 bis 1037) – in der lateinischen Tradition Avicenna genannt – hatte eine kommentierte Version hinterlassen, die unter dem Titel „Abbrevatio de animalibus" bekannt war. Die im Jahr 1232 vollendete Übersetzung des Avicenna widmete Michael Scotus sogar seinem Brotherrn. Hinzu kam eine Reihe von weiteren Aristoteles-Übersetzungen. Seine lateinische Fassung der aristotelischen „Metaphysik" aus dem Arabischen, die als „Metaphysica nova" bekannt wurde, fand trotz der erheblichen Lücken als der bislang vollständigste Text dieses Werks eine sehr weite Verbreitung.

Zu der reichen Jagdliteratur aus der arabischen Welt gehört auch ein spezieller Traktat, in dem es um die Heilung von Falken und Hunden geht und der als „Moamin" bezeichnet wird. Eigentlich ist das Werk eine Verbindung zweier arabischer Werke: das des Ghatrif aus dem 8. Jahrhundert und das des Kitab al-Mutawakkili aus dem 9. Jahrhundert.

Am Hof des Kaisers, der selbst maßgeblich mit eigenen Zusätzen an der Arbeit beteiligt war, entstanden gleich mehrere Versionen dieses Traktats. Im Laufe der folgenden acht Jahrhunderte sind dann Versionen dieser Zusammenstellung in über 70 Handschriften in einem Dutzend Sprachen überliefert worden. Ein Falkner konnte hier Ratschläge finden, wie er bei seinen gefiederten Lieblingen verstopfte Nasenlöcher, ausgerenkte Schnäbel oder Ohrenschmerzen kurieren könnte. Als Zaubermittel dagegen galten Wolfstalg oder Gazellenfleisch – aber auch Olivenöl oder Palmfett.

Die vielfältige Überlieferung des „Moamin" zeigt, wie begehrt das orientalisch-islamische Wissen im christlichen

Fibonacci und die Null

Es erscheint uns heute ganz selbstverständlich, dass die Stellung ein und derselben Ziffer unterschiedliche Werte bezeichnen kann. Dreimal dieselbe Drei zum Beispiel steht bei der Zahl 333 für 300, 30 und 3. Um die unterschiedlichen Positionen der Drei zu verdeutlichen, benötigt man allerdings in bestimmten Fällen eine spezielle Ziffer: die Null. Doch selbst den ingenieurtechnisch auf hohem Niveau agierenden Römern war nie aufgefallen, wie nützlich eine Ziffer Null sein würde. Diese so einfache und zugleich geniale Idee setzte sich in Indien durch und hatte sich mit arabischen Händlern über Nordafrika bis nach Spanien verbreitet.

Dass Europa nicht nur davon hörte, sondern mit der Null überhaupt rechnen lernte, lag an einem Meisterdenker, den sogar Kaiser Friedrich II. persönlich zu mathematischen Problemen

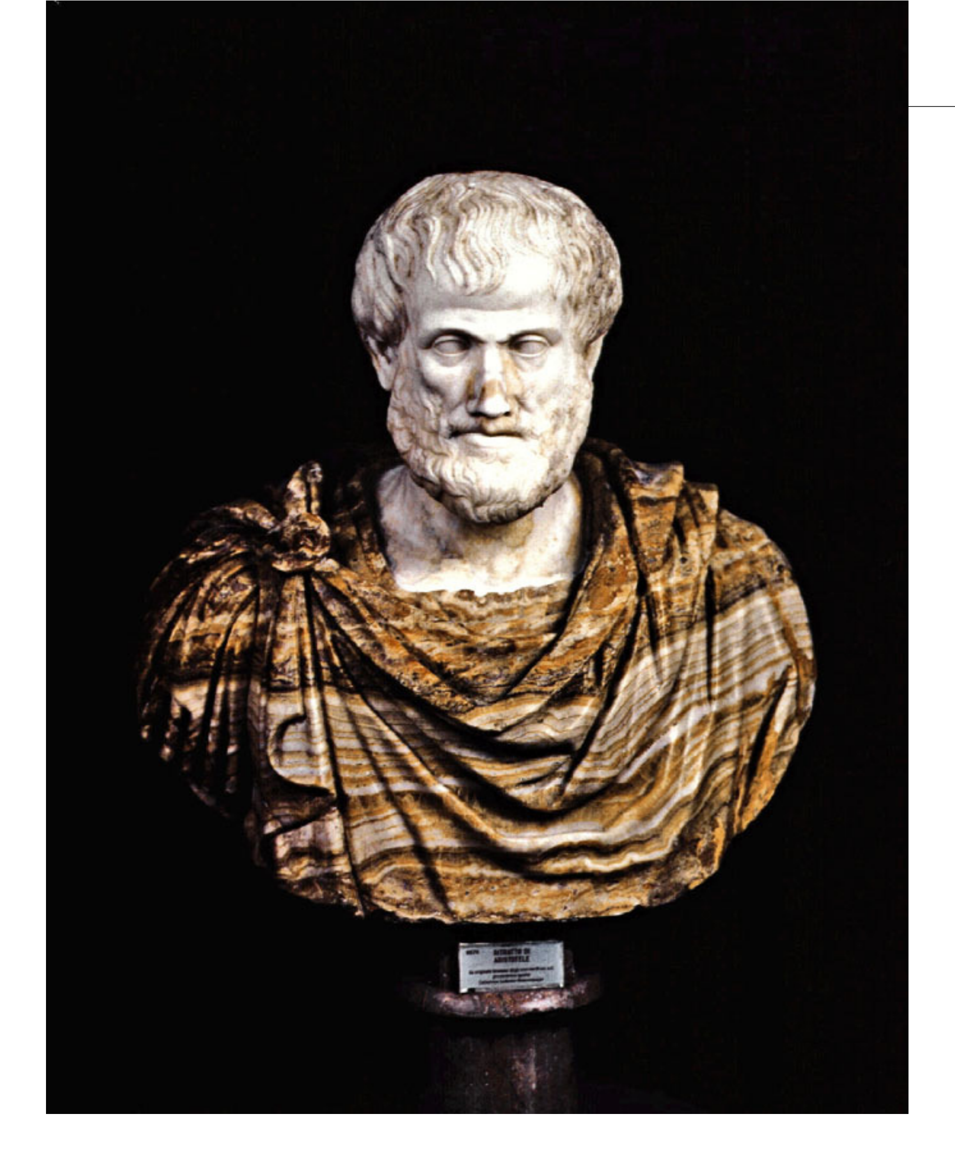


befragte: Leonardo Pisano (um 1170 bis um 1245), bekannt unter dem Namen Fibonacci.

Der wohl berühmteste Mathematiker des Mittelalters entstammte einer Kaufmannsfamilie aus Pisa, damals eine italienische See- und Handelsmacht. An der Seite seines Vaters hatte Fibonacci wichtige Handelsplätze kennengelernt, darunter den nordafrikanischen Hafen Budschaja. Dort erlernte Fibonacci das Rechnen mit den fremden Ziffern und verstand offenbar auch die ganze Bedeutung des indo-arabischen Stellenwertsystems. Weitere Reisen nach Ägypten, Syrien, Sizilien und Byzanz vertieften seine Kenntnisse auf diesem Gebiet.

Schon bald griff Fibonacci zur Feder und verfasste mehrere Werke über die Mathematik, darunter seinen „Liber Abaci" aus dem Jahr 1202. Darin erklärte er das neue Ziffernrechnen. Zudem ging es in dem „Buch der Rechenkunst", wie es übersetzt heißen könnte, um die Einführung in Arithmetik und Algebra. Das Werk wurde zum Vorbild von Abhandlungen späterer Autoren über das Rechnen mit den indo-arabischen Ziffern und darf als wichtigster Impuls dafür gelten, dass sich die neuen Zahlzeichen zunächst in Italien und später in ganz Europa verbreiten konnten. Heutige Computertechnik wäre ohne Stellenwertsystem undenkbar – und Konrad Zuse hätte ohne die Null etwas ganz anderes erfinden müssen.

Olaf B. Rader



Aristoteles wurde im Mittelalter zum Fixstern der Philosophie ***(Büste nach griechischem Vorbild aus der Zeit um 330 v. Chr.).***

Europa war und welchen Anteil Hofgelehrte, etwa auch der Hofphilosoph Theodor von Antiochien (um 1195 bis 1250), Nachfolger des Michael Scotus, ja sogar die Herrscher selbst daran hatten. Ein Teil dieser hochentwickelten arabischen Literatur kann nur noch aus solchen späteren Weiterverarbeitungen rekonstruiert werden, weil die Ursprungsfassungen mittlerweile verloren gegangen sind.

Neben seinen Diensten als Übersetzer beriet Michael Scotus den Kaiser in vielerlei anderen Dingen. Dazu gehörten natürlich philosophische Fragen, aber auch – schließlich war er Hofastrologe – Ratschläge bei Entscheidungen, die von den Sternen abhingen, wie etwa der beabsichtigten Zeugung legitimer Nachkommen.

Mithilfe der Astrologie versuchte man Erdereignisse mit Himmelserscheinungen in Einklang zu bringen. Dabei galt es, die Mikro- und die Makrowelt zu synchronisieren und daraus nicht nur die Vergangenheit zu deuten, sondern vor allem Fragen der Zukunft zu beantworten. Und weil der Lauf der Zeit nicht als gleichbleibende quantitative Größe galt, sondern anscheinend höchst unterschiedliche Qualitäten aufwies, glaubte man deren Bestimmung berechnen zu können. Astrologie hatte mit den Horoskopkästen heutiger Zeitungen nichts gemein, sondern war für Friedrich und seine Zeitgenossen eine „echte“ Wissenschaft.

Mit astrologischen Kenntnissen und den Übertragungen arabischer Traktate aber waren Michaels Qualitäten nicht erschöpft. Berühmt geworden ist er auch mit einem eigenen philosophischen Werk: dem „Liber Introductorius“ („Buch der Einführung“). Diese wahrhaft enzyklopädische Darstellung aller Wissenschaftszweige zeigt, dass der Autor die bei seiner Übersetzungsarbeit erworbenen Kenntnisse in großem Umfang hat einfließen lassen. Mehr als 12-mal etwa wird Aristoteles mit einem seiner Werke ausdrücklich genannt, weitere 50-mal, ohne eine spezielle Schrift anzusprechen. Aber auch Werke anderer Gelehrter kommen reichlich vor. Die Zitate aus Schriften des jüdischen Philosophen Maimonides (1135 bis 1204) etwa sind die frühesten überlieferten Belege in lateinischer Sprache.

In seinem wuchtigen Opus behandelte Michael grundlegende Bereiche über Erde, Wasser, Winde, aber auch Aspekte der Astronomie, Astrologie, Meteorologie, Medizin, Musik und Komputistik. Ihn interessierte die Geschichte astronomischer Forschung, in der natürlich auch der größte Held aller Zeiten, Alexander der Große, eine Rolle spielte.

Wie schon Aristoteles schrieb er über die Stellung des Menschen in der Welt, über Geschlechtsverkehr, Schwangerschaft, Embryologie und Physiognomik. Dabei überraschen zuweilen heute eigentümlich anmutende Weisheiten. So glaubte Scotus, dass der Mensch 140 Jahre leben könne, da er ja 14 Gelenke an den Fingern und Zehen habe und jedes Gelenk für ein Jahrzehnt stehe. Doch der Sünden wegen sei die Lebensdauer leider um 20 Jahre gekürzt worden.

Wohl noch in den Diensten Kaiser Friedrichs starb der Universalwissenschaftler um das Jahr 1235. Als echter Astrologe habe Michael Scotus, so will es eine Anekdote, auch seinen Tod vorhergesehen: Ein kleiner Stein werde irgendwann sein Leben auslöschen. Um dem vorzubeugen, soll er einen Kopfschutz erfunden und getragen haben. Doch eines Tages, als er an einer Messe teilnahm, habe er diese Bedeckung leider abgenommen. Und genau in diesem Augenblick habe sich im Gewölbe ein kleiner Stein gelöst und sei ihm direkt auf den Kopf gefallen, worauf er bald seiner Verletzung erlag.

Die schön erfundene Geschichte offenbart einen grundlegenden Zweifel – soll ein so bedeutender Kopf etwa an simpler Altersschwäche gestorben sein? Schon wenig später überwucherten Wundergeschichten und dunkle Gerüchte ohnehin die echten Leistungen des Forschers. So umfassende Kenntnisse konnte niemand auf ganz natürlichem Weg erworben haben; er musste ein Magier gewesen sein. Und eben deshalb versetzte Dante ihn tief in die Hölle: „Sieh Michael Scotto auch, den magern, dünnen, / Der jeden Trug des Zaubers klug gelenkt / Und solches Spiel verstanden zu gewinnen.“ ■

Olaf B. Rader arbeitet bei den Monumenta Germania Historica an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und ist unter anderem Autor von „Friedrich II.“. C. H. *Beck; 128 Seiten; 8,95 Euro.*

War der Staufer ein Freund der Muslime?

Kaiser Friedrich II.

Hofhaltung in Palermo: Muslime huldigen dem Herrscher auf dem gründerzeitlichen Fresko von Hermann Wislicenus in der Goslarer Kaiserpfalz.

Augusthitze 1222 in den Bergen Siziliens: Mohammed Bin Abbad, einer der mächtigen Emire Siziliens, betritt demütig das kaiserliche Zelt. Der Emir hat sich gegen seinen Herrn, Friedrich II., König von Sizilien und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, aufgelehnt, über Monate einen regelrechten Kleinkrieg geführt, ist besiegt worden und hofft nun auf die Gnade des Herrschers. Er wirft sich zu Boden. Doch der Kaiser reagiert anders als erwartet: Er tritt den Emir so heftig, dass sein scharfer Stiefelsporn dessen gesamte Körperseite aufreißt. Dann lässt er Bin Abbad aus dem Zelt schaffen und ihn und seine Söhne wie Straßenräuber aufknüpfen.

Mag diese Szene, die ein Sekretär am Hofe des Sultans Malik Hafis überliefert hat, so stimmen oder nicht, sie zeigt zumindest, welche Grausamkeiten die Chronisten Friedrich zutrauten. Dabei ist im Zusammenhang mit dem Kreuzzug der Jahre 1228/29 oft das Gegenteil behauptet worden: Sowohl zeitgenössische als auch spätere Stimmen singen das Lied vom großen Staufer Friedrich II., der im Grunde seines Herzens ein Freund der Muslime gewesen sei, wenn er nicht sogar selbst einer war. Doch kann das stimmen?

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich nämlich, dass die oft als Toleranz interpretierten Verhaltensweisen des Kaisers von ganz pragmatischen Gründen bestimmt worden sind. Wenn Friedrich beispielsweise an den Taten gegenüber jenen Muslimen gemessen werden würde, die zu seiner Zeit noch auf der Insel Sizilien lebten, so könnte der gegen diese geführte Guerillakrieg mit anschließender Deportation der Überlebenden wohl nicht als Toleranzbeleg taugen. Auch der erfolgreiche Handel um Jerusalem hatte weniger aus Zuneigung zu den Sarazenen zum Erfolg geführt, eher aus Friedrichs realistischer Einschätzung, dass ein schlagkräftiges Heer wichtiger war als alle orientalische Weisheit.

Er tritt den Emir so heftig, dass sein scharfer Stiefelsporn dessen Körperseite aufreißt.

Dass er in den Verhandlungen mit dem Gegner dann Themen der Naturwissenschaften oder der Philosophie streifte, zeigt aber: Die Kommunikationsregeln des Orients beherrschte der Kaiser. Sein Interesse an arabischer Literatur wiederum hatte vor allem mit der in der islamischen Welt in Jahrhunderten akkumulierten Erfahrung der Falknerei zu tun. Arabische Jagdbücher besaß er nicht aus Liebe zur islamischen Kultur, sondern weil er als passionierter Jäger ganz konkret wissen wollte, was seinen Greifvögeln bei Schnupfen helfen könnte.

Die Legende von Friedrich als dem toleranten Freund der Muslime nährt sich im Grunde aus zwei Wurzeln: zum einen aus arabischen Überlieferungen. Der Ägypter Ibn al-Furat (1334 bis 1405) zum Beispiel vertrat die Auffassung, Friedrich II. sei heimlich ein Muslim und zudem als Onkel mütterlicherseits mit dem ägyptischen Sultan Kamil verwandt gewesen. Religiöse Zugehörigkeit und verwandtschaftliche Bindung sollten den Staufer in eine islamische Welt einbeziehen, die nun nicht mehr über den Fall Jerusalems in Trauer zu verfallen brauchte, denn der Eroberer war ja gar kein fremder Gegner gewesen, sondern eigentlich einer von ihnen.

Der andere Legendenquell findet sich in deutschen Bücherstuben: So hatte Friedrich Nietzsche in seiner polemischen Abrechnung mit dem Christentum unter dem Titel „Der Antichrist“ notiert: „‚Krieg mit Rom aufs Messer! Friede, Freundschaft mit dem Islam‘: so empfand, so that jener große Freigeist, das Genie unter den deutschen Kaisern, Friedrich der Zweite.“

Genie, Freigeist, Freund des Islam – Nietzsches Autorität wog schwer, und das bis heute. Nichts von alldem hält aber genauer Prüfung stand. Friedrich II. war ein Herrscher seiner Zeit und nicht der Moderne. Doch dass der Kaiser überhaupt in den Verdacht geraten konnte, ein Muslimfreund zu sein, unterstreicht das Besondere seiner Person und seiner Herrschaft. Ganz ohne Anhaltspunkte kann auch die schönste Legende nicht überleben.

Olaf B. Rader

Mit kühner Rationalität – selbst über manch islamisches Dogma hinaus – lenkte der andalusische Universalgelehrte *Averroes* das Denken des hochmittelalterlichen Europa in neue Bahnen.

Der Kommentator

Von Johannes Saltzwedel

Rätselhaft, ja bizarr klang dieser Buchtitel. „Über die Einheit des Intellekts, gegen die Averroisten" – was konnte sich dahinter verbergen? Ein gewöhnlicher Pariser des Jahres 1270 hätte mit den Achseln gezuckt: wohl wieder so ein Werk universitärer Ideenspinner, weit abseits des normalen Lebens.

Unter Akademikern hingegen horchte man auf. Was war den Anhängern des Averroes, dieser Säule des modernen Wissenschaftsbetriebs, denn plötzlich vorzuwerfen? Und weshalb nahm der Autor des neuen Traktats, immerhin der führende dominikanische Theoretiker Thomas von Aquin, die Sache so wichtig?

Nur wenige Spezialisten wussten Bescheid: Es ging um Grundfragen von Erkenntnis und Seelenlehre. Schon ein paar Jahre früher hatte Thomas' Mentor Albert, der große schwäbische Naturkundler und Weltweise („Albertus Magnus"), erste Bedenken gegen Averroes geäußert. Die Angelegenheit war brisant, weil niemand in der Welt des Geistes auf solch eine Autorität hätte verzichten mögen. Seit Jahrzehnten berief man sich in Fachdebatten auf Averroes ähnlich selbstverständlich wie auf die Kirchenväter oder die Bibel.

Hauptgrund dafür war eine umwälzende Neuerung. Seit Jahrzehnten wurden immer mehr Schriften des antiken griechischen Universalforschers Aristoteles (384 bis 322 v. Chr.) durch Übersetzungen, viele aus dem Arabischen, bekannt (etwa durch Michael Scotus). Von den Gesetzen der Logik bis zu Biologie und Wetterkunde, von Ethik und Staatskunst bis zur Abstraktion reinen Seins präsentierte sich hier ein grandios durchdachtes Gebäude des Weltverständnisses. Für Theologen war es eine Herausforderung – versuchte Aristoteles den Glau-



ben an das Göttliche doch ohne religiöse Dogmatik, rein durch Vernunftargumente zu begründen.

In Verbindung mit den Originalschriften hatten Experten auch gleich umfangreiche Kommentare mit übersetzt, die den gewaltigen Stoff meisterhaft gründlich erläuterten. Ihr Autor, der andalusische Muslim Abu al-Walid Mohammed Ibn Ruschd (1126 bis 1198) – lateinisch verkürzt: Averroes – hieß bald nur noch der Kommentator", so wie man Aristoteles kurz „den Philosophen" nannte.

Lehren eines alten Heiden, erläutert von einem Muslim, als Stütze christlichen Denkens? Tatsächlich hatte ein stattlicher Teil der antiken Weltweisheit diesen Umweg nehmen müssen. Seit

Averroes als unterworfener Widersacher, Ausschnitt aus einem Fresko von Andrea di Bonaiuto, um 1365 ***(Santa Maria Novella, Florenz).***

Text von Aristoteles' „De anima" mit Kommentar des Averroes (um 1380)



Langem las kaum jemand in Westeuropa noch Griechisch; nach der Kirchenspaltung im 11. Jahrhundert war die intellektuelle Verbindung mit Byzanz fast zum Erliegen gekommen. Doch im muslimischen Raum besaß und studierte man viele Schriften des Aristoteles in Übersetzungen.

Der Denker Averroes stammte aus Córdoba in Andalusien, zu seiner Zeit immer noch eine quirlige Metropole von mehreren Hunderttausend Einwohnern. Auch wenn ihre Hochblüte schon mehr als ein Jahrhundert zurücklag und die seit 1148 regierende Dynastie der nordafrikanischen Almohaden sich ideologisch recht engstirnig zeigte, bot die Stadt am Fluss Guadalquivir mit ihren Bibliotheken, Schulen und Intellektuellenzirkeln doch fast ideale Arbeitsbedingungen.

Seiner Herkunft nach war Averroes Jurist, aber ebenso versierter Arzt und Theologe. Als erstes größeres Werk schrieb er zwischen 1162 und 1169 ein Handbuch der Medizin. Sein kritischer Bildungseifer war kaum zu bremsen. Kein Wunder, dass sein Mentor, der Arzt und philosophische Erzähler Ibn Tufail, ihn empfahl, als man am Herrscherhof einen Aristoteles-Erklärer suchte. Abgesichert durch Richterposten, später dann als Leibarzt des Regenten, widmete sich Averroes der gewaltigen Aufgabe.

Ein Vierteljahrhundert lang ackerte er sich Satz für Satz vor – so gründlich, dass er selbst die Umdeutungen früherer Interpreten zu korrigieren versuchte. Damit nicht genug: Um möglichst viele Leser zu erreichen, lieferte Averroes neben riesigen Detailkommentaren auch mittellange, in denen er eigenständige Zusammenfassungen anbot, obendrein knappe Kompendien, die ganze Werke des Aristoteles, etwa die besonders komplexe „Metaphysik", übersichtlich zusammenfassten.

Je weiter seine Arbeit gedieh, desto mehr machte sich der strenge Rationalist die Gedanken des Aristoteles zu eigen. Schließlich war Averroes so tief in das System eingedrungen, dass er behauptete, der alte Grieche verkörpere die Vernunft selbst, ja „die äußerste menschliche Vollendung in der Materie". Was Wahrheitsfragen betreffe – zum Beispiel: Ist der von Gott erschaffene Kosmos ewig? –, finde man bei Aristoteles sogar Genaueres als im Koran.

Derart kompromisslos hatte in der muslimischen Welt bislang kaum jemand die Eigenständigkeit des menschlichen

Intellekts verfochten. Koranpassagen wie etwa Sure 59, Vers 2 („Denkt nach, die ihr Einsicht habt!"), las Averroes als Aufforderung zum Philosophieren. Bei Geistesgrößen wie dem persischen Universalgelehrten Avicenna und erst recht dessen Landsmann, dem Philosophie-Verächter al-Ghasali, deckte er Schwachstellen der Argumentation auf. Stets lautete sein Fazit: Bevor man sich der göttlichen Offenbarung anvertraut, sollte man erst einmal die Möglichkeiten der Logik und des analytischen Verstandes ausschöpfen.

Das konnte auf Laien sehr unfromm wirken. Vorsichtshalber trug Averroes daher in einem eigenen Werk Beweisgründe zusammen, dass religiöse und philosophische Weltsicht einander nicht widersprächen, sondern ergänzten. Zudem erklärte er mehrfach ausdrücklich, dass das islamische Recht, die Scharia, der Menschheit am besten zum Glück verhelfe.

Dennoch erreichten orthodoxe Reaktionäre am Hof des Almohaden-Kalifen schließlich, dass die Schriften des Denkers geächtet wurden. Der alte Averroes musste für mehrere Jahre seine Heimatstadt Córdoba verlassen; erst kurz vor seinem Tod 1198 scheint er rehabilitiert worden zu sein.

Seine Aristoteles-Kommentare entwickelten sich bald zu Standardwerken – in der muslimischen und jüdischen Geisteswelt allerdings meist nur bei Kennern. Wahrhaft umwälzende Wirkung entfalteten sie dagegen ein paar Jahrzehnte später im lateinisch geprägten Abendland. Dort brachten sie die scholastischen Debatten des frühen 13. Jahrhunderts erst richtig in Gang: Europas klügste Köpfe, die zuvor meist überkommene Lehrsätze gegeneinander abgewogen hatten, operierten nun furchtlos nach aristotelischen Mustern, beispielsweise wenn es um die Stellung von Glauben und Wissen zueinander ging.

Dass der andalusische Meisterdeuter samt seinen Anhängern dann fast unversehens um 1270 auch bei christlichen Kirchenlehrern ins Zwielicht geriet, lag wohl weniger an seinem islamischen Glauben, jedenfalls nicht an Denkfehlern. Mit seiner Schrift gegen die „Averroisten" wandte sich Thomas von Aquin vielmehr hauptsächlich gegen eine These, die Averroes aus Aristoteles' Schrift über die Seele abgeleitet und energisch verteidigt hatte: Letztlich gebe es nur einen einzigen unvergänglichen Intellekt, an dem jeder Mensch Anteil habe.



„Triumph des Heiligen Thomas von Aquin", Averroes zu Füßen des Heiligen. ***Temperagemälde von Benozzo Gozzoli, um 1475 (Louvre, Paris)***

Denke man dies zu Ende, so der scharfsinnige Mönch aus Italien, gerate man als Christ psychologisch, moralisch und vor allem auch dogmatisch in Widersprüche. Erschwerend kam hinzu, dass Averroes weder eine individuelle Unsterblichkeit der Seele annahm noch die biblisch festgelegte historische Existenzkurve der Welt mit Schöpfung und Jüngstem Gericht voraussetzte.

So selten derlei Streitfragen über Theologenkreise hinausdrangen – die Diskussion, wie weit man Averroes überhaupt noch trauen dürfe, lief beharrlich weiter. Es bildeten sich dogmatische Fraktionen, die einander bisweilen militant gegenübertraten. So malten seit Mitte des 14. Jahrhunderts mehrere italienische Frührenaissance-Meister einen triumphierenden Thomas von Aquin mit Heiligenschein, zu dessen Füßen der Heide Averroes sich als vernichteter Unhold, beinahe wie ein Teufel krümmen muss.

Derlei Schärfe hatte Thomas selbst nicht im Sinn gehabt. Mit Zensur, Bannsprüchen oder gar Gewalt würde nie ein Gedanke aus der Welt geschafft, wusste er; so reagierten nur geistig grob gestrickte, unentwegt nach Ketzern spähende Kirchenpolitiker. Die machten in den Jahrzehnten vor 1300 vielen angeblichen „Averroisten" das Leben schwer.

Der Dichter Dante hingegen zollte in seiner „Göttlichen Komödie" dem Averroes hohen Respekt: Trotz seines falschen Glaubens brachte er den Muslim in der einigermaßen erträglichen Vorhölle unter. Auch danach wurde der luzide Rationalismus des großen Kenners aus Córdoba nicht vergessen; er überdauerte am Rand der theologischen Debatten. Eingefleischte Aristoteliker bekannten sich weiter zu den kühnen Thesen, vor allem in Spanien und Italien.

Fiel ihre Haltung auf, blieb die amtliche Reaktion freilich nicht aus. Noch 1513, wenige Jahre vor Beginn der Reformation, sah sich das Fünfte Laterankonzil genötigt, die Lehre von der überindividuellen Einheit des Intellekts, inzwischen das Markenzeichen der Averroes-Verehrer, zu verdammen, so eifrig diskutierten Renaissance-Denker die Argumente des alten Mauren.

Wie ein bedauerlicher Nachhall offiziöser Bannsprüche klang es, als 1784 ausgerechnet der sonst so hellsichtige Theologe und Geschichtsphilosoph Johann Gottfried Herder vor dem „Weg der averroistischen Philosophie" warnte, „nach der das ganze Menschengeschlecht nur eine, und zwar eine sehr niedrige Seele besitzet".

Abschied nahm man von solchen Zerrbildern erst, als Kulturhistoriker die einzigartige Rolle des Andalusiers zu würdigen begannen, der zum intellektuellen Geburtshelfer der christlichen Hochscholastik geworden war. Immer mehr Manuskripte tauchten auf. Seit 2010 trägt das Kölner Digital Averroes Research Environment (Dare) zusammen, was man bislang weltweit über die Werke des Averroes weiß; dank der Elektronik kann man viele der kostbaren, weit verstreuten Handschriften nun sogar am heimischen Bildschirm durchblättern.

Oben auf der Dare-Website steht als bescheidenes Signal dafür, wie viel noch zu tun bleibt, das Verkehrszeichen „Baustelle" – ein schönes Symbol für die Unermüdlichkeit des großen muslimischen Gelehrten, dessen geistiger Einfluss auf das christliche Abendland kaum überschätzt werden kann. ■



1498 entdeckten die Portugiesen den Seeweg nach Indien. Zwischen ihnen und den Osmanen entbrannte eine harte *wirtschaftliche Konkurrenz*.

Weltkrieg um Zimt und Nelken

Von Alfred Schlicht

Die europäische Expansion entstand aus dem ständigen Wettlauf mit der islamischen Welt um Handelsvorteile. Nicht zufällig waren es Spanien und Portugal, die Staaten der „Reconquista", der Rückeroberung der Iberischen Halbinsel durch die Christen, die zu den großen Entdeckungen aufbrachen und damit den Weg zu einer europäisch dominierten Weltwirtschaft bereiteten. Den Iberern gelang es vor den anderen Mächten, weit angelegte Imperien außerhalb des mediterranen Großraums zu schaffen, mit Handelsnetzen, die umfangreiche Ressourcen in allen Erdteilen erschlossen und damit globale Warenströme anstießen.

Schon früh, im Kontext der Kreuzzüge, hatten christliche Pioniere versucht, in den Raum des Roten Meeres vorzudringen und direkten Zugang zur Handelswelt des Indischen Ozeans zu gewinnen. Doch blieben diese Versuche ohne langfristige Folgen. Erst im 15. Jahrhundert stießen Europäer dauerhaft in bislang unbekannte Regionen vor. Portugal sicherte sich 1415 Ceuta als ersten Stützpunkt im muslimischen Nordafrika. Zug um Zug griff die kleine Nation am Atlantik über den bekannten abendländischen Horizont hinaus. Der portugiesische Prinz „Heinrich der Seefahrer" wurde zum Impulsgeber der maritimen Eroberung; mit den Mitteln der Krone förderte er Seefahrt und Marine. Von Heinrich gesponserte Schiffe erkundeten Routen entlang der afrikanischen Küste nach Süden.

Die Türken erobern am 29. Mai 1453 das christliche Konstantinopel ***(Ölbild von J. Benjamin-Constant, 1876).***

Portugal war ab Mitte des 15. Jahrhundert führend im Goldhandel mit Westafrika, engagierte sich im Geschäft mit Sklaven und förderte Zuckerplantagen auf den Azoren und Madeira.

Mehr als 3000 Kilometer östlich von Lissabon geschah zu dieser Zeit etwas Unerhörtes: Die letzte Bastion des einstigen oströmischen Reiches fiel in die Hände von Muslimen. Die Eroberung Konstantinopels durch die osmanischen Truppen von Sultan Mehmed II. im Jahr 1453 wirkte wie ein Weckruf auf die christliche Welt. Der Fall der orthodoxen Christenmetropole machte dem katholischen Europa die unmittelbare Gefahr deutlich, die das Türkenreich für die Kernländer des Okzidents darstellte. Von Konstantinopel aus rückten die Osmanen unaufhaltsam Richtung Balkan und Mitteleuropa vor – sogar bis vor die Tore Wiens. Bedroht war jetzt auch der europäische Orienthandel und damit die Existenzgrundlage von Handelsrepubliken wie Venedig oder Genua. Diese Gefahr beschleunigte die Entwicklung, die weiter westlich, in Portugal, bereits eingesetzt hatte: die Suche nach direkten Handelswegen nach Fernost.

Europa versuchte jetzt, sich aus der islamischen Umklammerung zu befreien. Portugal hatte die ersten Schritte schon getan – doch der Durchbruch stand noch aus.

Den entscheidenden Anstoß dafür gab die Eroberung von Granada 1492 durch die katholischen Könige Spaniens, Isabella und Ferdinand (siehe Seite 68). Genau in diesem Jahr, im August 1492, brach Christoph Kolumbus auf, um den Horizont Europas für immer zu weiten.

Ein Schiffbruch vor der portugiesischen Küste hatte Kolumbus 16 Jahre zuvor an den atlantischen Südwesten des Kontinents verschlagen. Er ließ sich in Lissabon nieder, studierte Seekarten, verschlang nautische Literatur und unternahm erste größere Atlantikfahrten. Als Genuese wusste er ganz genau, welcher Ruhm auf denjenigen wartete, der den direkten Seeweg nach Asien finden würde. Seine Heimatstadt war durch den Handel mit orientalischen Delikatessen und Luxusgütern reich geworden – und litt jetzt, da das Osmanenreich seit der Eroberung Konstantinopels mächtig weiter expandierte, zunehmend unter der türkischen Bedrohung. Muslimische Zwischenhändler hatten aufgrund ihrer Monopolstellung schon immer märchenhafte Gewinnspannen erzielt: Eine Ladung Pfeffer, die um 1430 im indischen Exporthafen schon für zwei Dinar zu haben war, kostete die europäischen Kaufleute in Ägypten 80 bis 120 Dinar.

Kolumbus bot zunächst dem portugiesischen König João II. an, die Westroute nach Indien zu entdecken. Als der ihn abwies, wandte er sich an das spanische Königspaar, Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon. In ihrem Auftrag segelte er dann gen Westen – um, so sein Plan, die Erde umrundend in den Osten zu gelangen, zum Reich des Großkhans. Dass es die mongolischen Khane längst nicht mehr gab, konnte er nicht wissen. Sein Ziel war der direkte Handel mit Asien. Der sollte den Christen, so Kolumbus' naiver Kreuzrittertraum, die nötigen Ressourcen einbringen, um endlich Jerusalem aus islamischer Hand zu befreien. Kolumbus war so befangen in ei-

ner Welt, die vom Konflikt zwischen Christentum und Islam beherrscht war, dass er seine Entdeckungsfahrt nur in diesem Kontext konzipieren und verstehen konnte. Gleich am Anfang seines Bordbuchs thematisierte er die Feindschaft der spanischen Könige zu den „Anhängern der Sekte Mohammeds“.

Als er dann zufällig einen neuen Kontinent, Amerika, „entdeckte“, war dies ein Betriebsunfall. Als Entdecker war Kolumbus überfordert. Bis zu seinem Tod hatte er Mühe, sich einzugestehen, dass er in der Tat eine „Neue Welt“ gefunden hatte.

Historiker wie der Amerikaner Bailey Wallys Diffie oder der Portugiese Fortunato de Almeida haben Kolumbus’ Entdeckungsreise als „portugiesische“ Reise eingeordnet. Tatsächlich fügt sie sich besser zu den Atlantikexpeditionen Portugals als zu Kastilien und Aragon, deren Ambitionen selten über das Mittelmeer hinaus gingen. Außerdem hatte Portugal, schon bevor Kolumbus nach Westen aufbrach, einen weiteren Meilenstein erreicht: Um die Jahreswende 1488 hatte Bartolomeu Dias die Südspitze Afrikas umrundet. Den Rückweg trat er nur auf Druck seiner Mannschaft an, die unter Skorbut litt. Dias hatte die Voraussetzungen für die Entdeckung des Indienseewegs geschaffen. Die Seeroute nach Asien war jetzt offen.

Sein Landmann Vasco da Gama umsegelte 1498 noch einmal die Südspitze Afrikas und fuhr dann weiter entlang der afrikanischen Ostküste nach Norden. In Malindi, nördlich von Mombasa, gelang es ihm, einen ortskundigen arabischen Navigator anzuheuern. Der geleitete ihn auf direktem Nordostkurs mithilfe des Südwestmonsuns nach Indien. Lange galt Ahmed Bin Madschid, der berühmteste arabische Seefahrer seiner Zeit, als Vasco da Gamas geheimnisvoller Lotse. Auch wenn dieser – unter Arabern bekannt als „Löwe der Meere“ – vermutlich nicht selbst an Bord war, so wird da Gamas unbekannter Helfer die Werke des großen Nautikers gekannt haben. Denn Bin Madschids Kompendien trugen maßgeblich dazu bei, dass arabische Seefahrer sicher zwischen dem Persischen Golf und Indien oder Ostafrika navigieren konnten.

Am 20. Mai 1498 landete da Gamas kleine Flotte bei Kalikut an der Malabarküste. Europa hatte den direkten Zugang zu den Weiten des Indischen Ozeans und den verlockenden Märkten Asiens gefunden. Sehr schnell merkten die Menschen vor Ort, dass die Ankunft der Portugiesen eine Gefahr für die traditionellen, etablierten Handelsverbindungen darstellte, dass kaufmännische Interessen bedroht waren. Bei der zweiten Indienfahrt von da Gama, inzwischen aufgestiegen zum „Almirante do Mar das Índias“, kam es vor Kalikut zur Seeschlacht. Eine Flotte von 100 Schiffen, fast alle von arabischen Kaufleuten, stellte sich den Portugiesen entgegen. Hier zeigte sich erstmals die technische Überlegenheit der Europäer: Die portugiesische Flotte, deren Schiffe größeren Tiefgang hatten und massiv gebaut waren, schlug ihre zahlenmäßig um ein Vielfaches überlegenen Gegner, deren leichte, flache Galeeren schnell abtrieben und roher Gewalt wenig entgegensetzen konnten.

Der Konflikt zwischen den Portugiesen, die darauf erpicht waren, den asiatischen Europahandel ganz unter ihre Kontrolle zu bringen, und den Mächten, die bisher über die Handelsströme von Asien ins Mittelmeer wachten, beherrschte von nun an die Geschichte dieses Großraums.

Pfeffer spielte die Hauptrolle im europäischen Asienhandel, aber auch Ingwer, Zimt, Gewürznelken und Muskat waren begehrt, ferner Seide, Porzellan, Edelhölzer und Farbstoffe. Nur einzelne Reisende waren bislang aus dem Abendland ins Rote Meer und den Persischen Golf, nach Indien oder gar China gelangt. Jetzt waren die Europäer auf einen Schlag sehr präsent – mit großen Schiffen und schweren Geschützen. Die Portugiesen waren gekommen, um in Asien und Afrika zu bleiben und den Handel mit exotischen Produkten von hier aus in eigene Hände zu nehmen. Ebenso fest entschlossen waren jedoch die muslimischen Mamluken, die Beherrscher Ägyptens. Von Kairo aus hatten bisher sie die Nahtstellen des Asienhandels kontrolliert, und diese Position wollten sie unbedingt gegen die neuen Konkurrenten behaupten und diese vertreiben. Es kam zum offenen Konflikt zwischen Mamluken und Portugiesen im Indischen Ozean – eine neue Front zwischen islamischer und christlicher Welt war eröffnet.

Mamlukische Flotten segelten los und versuchten, die Portugiesen von der Westküste Indiens zu verscheuchen. Bereits 1502 hatten die Portugiesen hier ihre erste Niederlassung in Cochin (heute Kochi) gegründet, 1506 nahmen sie die Insel Sokotra vor der Arabischen Halbinsel ein, um von hier aus die Zufahrt zum Roten Meer zu überwachen. Die Entscheidungsschlacht um die Herrschaft über die Insel Diu hoch im Norden der indischen Küstengewässer 1509 endete mit dem Sieg der Portugiesen. Von da an gelang es den Mamluken nicht mehr, die portugiesische Stellung im Indischen Ozean ernsthaft zu gefährden.

Im selben Jahr erreichten portugiesische Handelsschiffe schon Malakka, die Stadt, die die nach ihr benannte Wasserstraße zwischen der malayischen Halbinsel und Sumatra beherrschte. Zunächst gelang es Malakkas Bewohnern, mit Zustimmung ihres Sultans die christlichen Händler in die Flucht zu schlagen. Die prosperierende Handelsstadt, Brücken-

Wettlauf zwischen Weltmächten

In der Neuzeit beginnen einige Länder Europas, ihre islamischen Nachbarn einzuholen und schließlich sogar zu unterwerfen.

1453



Die **Eroberung Konstantinopels** durch die Osmanen unter Sultan Mehmed II. beendet das Byzantinische Reich.

1492



Nach langer Belagerung fällt das **Emirat von Granada,** der letzte islamische Kleinstaat in Spanien, an die Katholischen Könige.

1498



Der Portugiese Vasco da Gama entdeckt als erster Europäer den **Seeweg nach Indien** rund um das Kap der Guten Hoffnung.

1529



Europa gerät in Aufruhr, als zum ersten Mal die **Türken vor Wien** stehen. 1683 belagern sie die Stadt erneut – wieder erfolglos.

kopf zwischen Indien und China, war damals seit 100 Jahren muslimisch, wohl, weil ihre Herrscher die Annahme des Islam als Vorteil für die Handelsbeziehungen mit den muslimischen Nachbarn erkannt hatten. Da hier stets viele Ausländer lebten, pflegte man eine eher laxe Auslegung des Islam: Muslime heirateten häufig Andersgläubige, Alkoholgenuss war üblich. 1511 war damit Schluss: Diesmal kreuzten die Iberer mit Soldaten auf, binnen weniger Wochen wurde Malakka portugiesisch, damit war das erste große muslimische Fürstentum Südostasiens Geschichte.

Die Portugiesen kontrollierten mit Malakka die Seeverbindung zu den Gewürzinseln, den Molukken, und nach China. „Wer Malakka besitzt, hat die Hand an der Gurgel von Venedig", hieß damals ein geflügeltes Wort unter Händlern: Wer diese Wasserstraße beherrschte, kontrollierte den Fernhandel und damit die Geschicke der wichtigen Handelsrepublik an der Adria.

Vasco da Gamas Aufbruch von Lissabon nach Indien am 8. Juli 1497 ***(Gemälde von A. Roque Gameiro, um 1900)***

Aber die Portugiesen erlitten bald auch Misserfolge. Ihre Bemühungen, in das Rote Meer vorzudringen, scheiterten, ebenso wie der Versuch, Aden, den arabischen Brückenkopf zum Roten Meer, einzunehmen. 1515 dann gelang den Portugiesen die Eroberung von Hormus, der kleinen, aber strategisch immens wichtigen Insel am Eingang zum Persischen Golf.

Entlang der „Carreira da Índia", dem Indienseeweg, entstand ein Überseeimperium, der Estado da Índia, dessen Vizekönig in Goa an der indischen Westküste residierte. Jahrhundertelang, bis 1961, blieb Goa portugiesische Kolonie. Das kleine, bevölkerungsarme Portugal konnte zwar kein Territorialimperium in den Weiten Asiens errichten, dafür aber ein ausgedehntes Stützpunktenetz, das die wichtigsten strategischen Positionen, Häfen und Handelsplätze umspannte und die führende Stellung Portugals sicherte.

Ein neuer, gefährlicherer Feind als die Mamluken machte bald Portugal diese Stellung streitig. Das Osmanische Reich, der weitaus mächtigste islamische Staat des 16. und 17. Jahrhunderts, begann, sich

7. Oktober 1571



Überraschend schlagen die christlichen Mächte Spanien, Venedig und Genua in der **Seeschlacht von Lepanto** die Osmanen.

1609



Mit der **Ausweisung der Morisken,** der rund 300 000 maurischen Nachfahren, tilgt Spanien brutal sein islamisches Erbe.

1798 bis 1801



Hunderte Forscher gehören zu **Napoleons Ägypten-Expedition.** Am Ende vertreiben englische und osmanische Truppen die Franzosen.

1830



Mit Frankreichs **Einmarsch in Algerien** beginnt Europas imperialistische Vereinnahmung des Nahen und Mittleren Ostens.

1859 bis 1869



Zehn Jahre dauert der **Bau des Suezkanals,** der das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindet. Ab 1875 kontrollieren ihn die Briten.



erstmals seiner Südflanke zuzuwenden. Auch für die Osmanen, die bisher ihre Expansion auf Europa konzentriert hatten, war diese Stoßrichtung neu. In den nur acht Jahren seiner Regierung (1512 – 1520) richtete Sultan Selim I. den Schwerpunkt seiner Eroberungen gegen muslimische Nachbarn: 1514 schlugen seine Truppen die persischen Safawiden, zwei Jahre später eroberten sie den syrischen Raum und 1517 Ägypten. Das Mamlukenreich war vernichtet. Die Portugiesen begannen im Gegenzug, beim christlichen Herrscher Äthiopiens immer wieder mit üppigen Geschenken vorstellig zu werden, um ihn als Alliierten zu gewinnen.

Der Vorstoß nach Süden blieb in der osmanischen Geschichte einmalig. Hauptmotiv dürfte die Sorge um den Handel im Indischen Ozean gewesen sein. Darauf weist ein zeitgenössisches Strategiepapier hin, das dem osmanischen Flottenadmiral Selman zugeschrieben wird. Selman skizzierte darin die Bedeutung einer aktiven türkischen Politik im Indischen Ozean. Hier führte er auch selbst Marineoperationen durch, um ein weiteres Eindringen der Portugiesen ins Rote Meer abzuwenden.

Nachdem die Osmanen das Südufer des Mittelmeers erobert hatten, begannen sie, einen Kanal zwischen dem Nil und dem Roten Meer zu graben. Außerdem bauten sie ein Netz strategischer Positionen im Indischen Ozean auf, eroberten Maskat an der Nordostspitze der Arabischen Halbinsel und Aden. Als Territorialbasis bauten sie eine Küstenprovinz in Eritrea aus, um die Hafenstadt Massawa. Auch ins Zweistromland stießen sie immer tiefer vor, den heutigen Irak. 1546 wurde die Hafenstadt Basra osmanisch. Damit waren alle nordwestlichen Endpunkte der alten Handelsstraßen im Indischen Ozean in türkischer Hand.

Direkte Vorstöße gegen den Handelskonkurrenten Portugal im Indischen Ozean blieben genauso vergeblich wie portugiesische Militärexpeditionen ins Rote Meer. Eine Art Abgrenzung der Machtbereiche begann sich abzuzeichnen: Die Portugiesen dominierten im Indischen Ozean den Asien-Europa-Handel. Die Osmanen beherrschten dagegen das Rote Meer, das ein „muslimischer See“ blieb. Den Persischen Golf schließlich mussten sich die Konkurrenten teilen.

Beide Gegner rangen um Verstärkung. Portugal versuchte, wahlweise mit guten Angeboten oder militärischen Drohgesten die Anrainer des Stillen Ozeans von Handelsbeziehungen mit muslimischen Partnern abzuhalten, während die Osmanen sich um muslimische Alliierte bemühten. An der Straße von Malakka wurde im 16. Jahrhundert das Sultanat Aceh zum gefährlichsten Gegner Portugals. Viele muslimische Kaufleute hatten sich nach der Eroberung Malakkas durch die Portugiesen nach Aceh geflüchtet, das zum regionalen Handelszentrum aufstieg – auch, weil es seinen Herrschern zeitweise gelang, den Seehandel an Malakka vorbei durch die südlich gelegene Sunda-Straße zu leiten. Sogar türkische Kanoniere samt Geschützen wurden aus dem Osmanischen Reich ins Tausende Kilometer ferne Sumatra verschifft. Aceh, klagte ein portugiesischer Chronist, sei besser mit Artillerie ausgerüstet als Malakka. Bald wagten die Portugiesen es nur noch, hier im Schutz großer Konvois zu segeln. Und die portugiesische Marine begann, Schiffe aus Aceh am Bab al-Mandab, der Verbindung zwischen dem Golf von Aden und dem Roten Meer, abzufangen.

Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sich der Gewürzhandel nämlich wieder auf die traditionelle Route durch das Rote Meer verlagert. Er erlebte dort eine zweite Blüte. Portugiesische Chronisten beklagten die enormen Mengen an Pfeffer, die in den Häfen im östlichen Mittelmeer wieder angeboten wurden und die Preise im Westen zum Purzeln brachten.

Der osmanisch-portugiesische Gegensatz des 16. Jahrhundert war in seinem Kern nicht religiös motiviert, sondern ein Handelskrieg. Auch das christlich-europäische Venedig und Kolumbus’ einstige Heimat Genua wurden damals Gegner der Portugiesen. Beide Handelsrepubliken hatten ebenso wenig Interesse wie die Osmanen daran, dass Gewürze nun auch über Lissabon nach Europa kamen.

Entscheidend für den Verlauf der Weltgeschichte war indes nicht der Gewürzkrieg zwischen Christen und Muslimen. Sondern es wurden die Voraussetzungen geschaffen für ein Weltwirtschaftssystem unter europäischer Ägide – das die einst überlegene islamische Welt abhängen sollte. ■

Alfred Schlicht, Bonner Orientalist, ist Autor von „Die Araber und Europa. 2000 Jahre gemeinsamer Geschichte“. *Verlag Kohlhammer; 226 Seiten; 26 Euro.*

Im Kampf gegen Spanien suchte *Elizabeth I. von England* Verbündete in der islamischen Welt. Politik und Wirtschaft gingen dabei wie so oft Hand in Hand.

Das Machtspiel der Queen



Von Sebastian Borger

Mehr Handel mit Übersee, dazu die ersten wagemutigen Touristen – an neue Begegnungen mit der manchmal exotischen Außenwelt waren die Bewohner Londons an der Wende zum 17. Jahrhundert bereits gewöhnt. Doch selbst für die abgebrühten Hauptstädter des englischen Königreiches stellte im Sommer 1600 der Besuch von Abd al-Wahid Bin Massud eine Sensation dar. Ein zeitgenössisches Gemälde zeigt den Abgesandten des Königs der Berber aus dem heutigen Marokko als großen Mann mit schwarzem Vollbart, festlich gekleidet in weißer Kutte und Turban, den reich verzierten Säbel am Gürtel. Mit seiner 16-köpfigen Delegation nahm Abd al-Wahid nahe der Börse Quartier, schließlich ging es um Geschäfte.

Vor allem aber ging es um einen ehrgeizigen Plan: ein Militärbündnis des muslimischen Herrschers Ahmed al-Mansur mit der Protestantin Elizabeth I. (Regierungszeit von 1558 bis 1603) gegen das katholische Spanien unter Philipp II. (1556 bis 1598). Der detailliert vorbereitete Besuch war der äußere Höhepunkt einer jahrzehntelangen, intensiven Diplomatie zwischen dem konfessionell isolierten Inselreich und den riesigen Territorien unter islamischer Herrschaft. Sogar nach Persien gab es zaghafte Kontaktversuche, Marokko war als Tor zum Mittelmeer und gleichzeitig Ausgangspunkt für den transatlantischen Handel bedeutend.

Das besondere Augenmerk der „jungfräulichen Königin“ und ihrer Berater galt dem Osmanischen Reich. Der Cambridger Historiker David Abulafia bringt die elizabethanische Realpolitik auf den Punkt: Jenseits aller Glaubensunterschiede habe London den Kontakt zur Hohen Pforte angestrebt, „da ‚der Türke‘ gleichfalls ein Gegner Philipps II. war“. So einfach sieht die Welt aus, wenn man einem scheinbar übermächtigen Feind gegenübersteht. Und wie immer im Renaissanceengland vermischten sich machtpolitische Überlegungen mit der Suche nach neuen Märkten. Geschickt nutzte der Hof die Abenteuerlust und die Kenntnisse englischer Kaufleute; sie gaben tollkühnen Expeditionen einerseits ihren Segen und wahrten gleichzeitig Abstand für den Fall, dass die Handelsreisenden zu ruppig vorgingen.

Das Vehikel dafür waren eigens gegründete Aktiengesellschaften unter königlichem Schutz und mit der Verpflichtung, Dividenden in die Staatskasse zu zahlen. Der bereits 1555 gegründeten Russlandgesellschaft („Muscovy Company“) folgten 1581 die Türkeigesellschaft und vier Jahre später die Berbergesellschaft für den Handel mit Marokko.

Auf den Orient waren viele Sehnsüchte gerichtet – zunächst wegen seines legendären Reichtums an Gewürzen, Seidenstoffen und Schmuck, alles hoch begehrte Güter. Hinzu aber kam ein strategischer Grund: Das anglikanische England geriet unter der 1570 vom Papst exkommunizierten Elizabeth zunehmend in die Umklammerung katholischer Großmächte wie Spanien, Frankreich und Teilen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Da konnte ein wenig Machtbalance unter Einbeziehung der Nichtchristen nicht schaden.

Schon in den 1550er Jahren hatten sich mehrere Gruppen auf den Weg durchs Arktische Meer gemacht, um auf dem beschwerlichen Landweg Moskau und Persien zu erreichen. Was dem weitgehend vergessenen Tuchhändler Antony Jenkinson gelang, steht den Errungenschaften legendärer Freibeuter wie Francis Drake in nichts nach. Bei einer ausgedehnten Mittelmeerreise hatte der begabte 23-Jährige schon 1553 eine Audienz bei Sultan Süleyman I. „dem Prächtigen“ (1520 bis 1566) ergattert, der damals auf dem Weg zum Krieg gegen die Perser war. Eine spätere Reise führte Jenkinson via Moskau, wo er Zar Iwan „den Schrecklichen“ (1547 bis 1584) umgarnte, nach Ghaswin an den Hof von Schah Tahmasp (1524 bis 1576) aus der Safawiden-Dynastie. Auf der Heimreise handelte er mit Süleymans Nachfolger Privilegien für englische Händler aus, die allerdings nicht lange Bestand hatten.

Systematischer ging London von 1577 an gegenüber Marokko und der Hohen

Pforte zu Werk. Dorthin wurden reiseerfahrene Männer geschickt, deren Auftrag zweierlei umfasste: dauerhaften Kontakt mit den muslimischen Machthabern, für beide Seiten vorteilhaften Handel. Der erstreckte sich längst nicht nur auf fein gewebte englische Tuche im Austausch gegen Seide, exotische Gewürze und Marokkos hoch begehrten Zucker. Beide Seiten brauchten auch Rohstoffe zur Waffenproduktion. Die Engländer importierten Salpeter zur Pulverherstellung, Kupfer und Blei für Kanonengeschosse fanden den umgekehrten Weg. Pikanterweise stammten die von englischen Schiffen gelieferten Metalle vielfach von katholischen Kirchen und Klöstern, die zu dieser Zeit systematisch ausgeplündert wurden. „Wenn es um Handel ging, triumphierten materielle Interessen klammheimlich über religiöse“, resümiert der Londoner Renaissancehistoriker Jerry Brotton in seinem brillanten Buch „This Orient Isle“.

Bei aller Waffenhilfe und diplomatischen Freundschaft – der türkische Sultan Murad III. (1574 bis 1595) und Marokkos Ahmed al-Mansur (1578 bis 1603) hielten doch Distanz zur englischen Königin. Deren undogmatische Politik erschien für den kalten Krieg mit Spanien in den 1580er Jahren durchaus angemessen. Doch allgemein schätzte man Elizabeths Chancen gering ein, in dem früher oder später unvermeidlichen heißen Krieg gegen Philipp II. zu bestehen. Dann allerdings stellte sich heraus, dass die spanische Armada weniger stark war als ihr legendärer Ruf, von 1588 an schlugen mehrere spanische Versuche fehl, vom Atlantik her nach England einzudringen. Und so galt Elizabeths Inselreich auf einmal als dauerhafte Größe im globalen Machtspiel, zumal die Spanier auch durch den Krieg in den Niederlanden geschwächt waren.

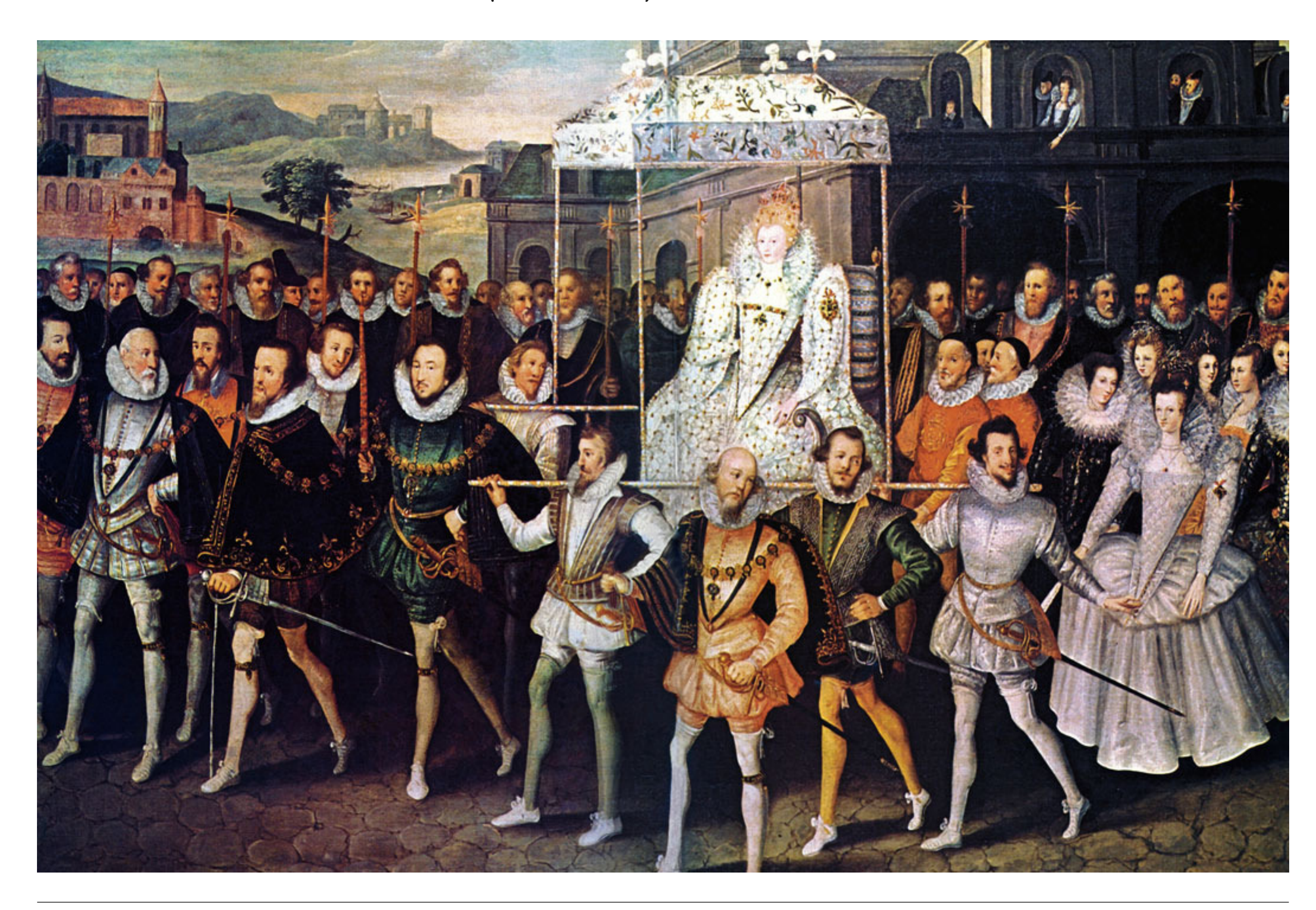
Nun waren nicht mehr englische Kaufleute die Bittsteller, die islamische Welt machte eigene Avancen. So kam es 1600 zum sensationellen Besuch Abd al-Wahids in London. Dem Abgesandten des Berberkönigs dürften die verheerenden Folgen nicht entgangen sein, die der Zucker aus seiner Heimat beim englischen Hochadel angerichtet hatte – ein Augenzeuge wie der deutsche Reisende Paul Hentzner jedenfalls sah im Mund der Königin zu dieser Zeit nur noch schwarze Zahnstümpfe.

Ein halbes Jahr lang antichambrierte der Marokkaner bei Hofe, erlebte Feste und Theateraufführungen – mit hoher Wahrscheinlichkeit trat auch William Shakespeare für die hohen Besucher auf. Nach der Abreise der exotischen Delegation verging wohl rund ein Jahr, bis der geniale Dramatiker ein neues Stück zu schreiben begann. Ob der marokkanische Botschafter nun das Vorbild gab für Othello, den „tapferen Mohren“?

Die geplante Militärallianz kam nicht zustande. Stattdessen brachte das neue Jahrhundert eine abrupte Wende. 1603 starben Elizabeth und der türkische Sultan Mehmed III., der marokkanische Fürst al-Mansur erlag der Pest. Während sich die Türken gen Osten wandten und der Maghreb in Nachfolgekämpfen versank, orientierte sich Elizabeths Nachfolger Jakob I. in Richtung Nordamerika. Die pragmatisch geführten Handelsbeziehungen über Religionsgrenzen hinweg waren schon bald Vergangenheit. ■

Der Besuch des muslimischen Gesandten Abd al-Wahid 1600 in London war eine Sensation ***(zeitgenössisches Gemälde).***

Bei einer Prozession geben Ritter des Hosenbandordens Elizabeth I. ihr Geleit ***(Gemälde um 1600).***





Nach dem Fall Granadas im Jahr 1492 wurden alle iberischen Muslime zwangschristianisiert. Dennoch deportierten die Spanier 1609 die rund 300 000 *„Neuchristen“* ins Ausland – viele fanden dabei den Tod.

„Haus voller Schlangen“



1609 mussten alle Iberer maurischer Herkunft Ihre Heimat verlassen ***(„L’expulsió dels moriscos“, 1894, Gemälde von Gabriel Puig Roda).***

Von Annette Bruhns

Als die Einwohner Granadas am 1. Januar 1492 aufwachten, wehten von den Palastmauern schon die Banner Kastiliens und seines Nationalheiligen: Santiago Matamoros – Sankt Jakobus „der Maurentöter“. Vor den Toren erklang der „Te Deum“-Gesang aus den Kehlen der Reconquista-Soldaten. Kurz darauf ritt der Emir, Muhammad XII., von der Alhambra hinab und übergab die Stadtschlüssel. Bevor der letzte muslimische Herrscher in Spanien sein Reich verließ, entfuhr ihm ein in die Legende eingegangener Klagelaut: der „Seufzer des Mauren“.

Granadas Gassen blieben an diesem Neujahrstag leer. Niemand hatte die mehrheitlich muslimische Bevölkerung auf die Kapitulation vorbereitet. Auf dem Papier standen die Chancen für eine friedliche Koexistenz zwar gut; das katholische Königspaar Ferdinand und Isabella hatte seinen neuen Untertanen weiter die freie Religionsausübung zugesichert. In vielen Teilen Spaniens, die durch die „Reconquista“ („Rückeroberung“) wieder christlich geworden waren, konnten die Muslime ihren Glauben bisher beibehalten.

Doch das gesellschaftliche Klima hatte sich verändert. Ausgerechnet in Spanien, wo seit Jahrhunderten Christen, Juden und Muslime untereinander geheiratet und auch ihre Religionen gewechselt hatten, war jetzt die „Reinheit des Blutes“ neue Staatsdoktrin. Eine seit westgotischen Zeiten lupenreine christliche Abstammung propagierten selbst ernannte Altchristen jetzt als Voraussetzung für jegliche Karriere im Militär oder in der Verwaltung. Bereits ein Tropfen nichtchristlichen Bluts galt nach dem Statut von Toledo (1449) als so kontaminierend, dass nicht einmal die Taufe einen Betroffenen reinwaschen konnte.

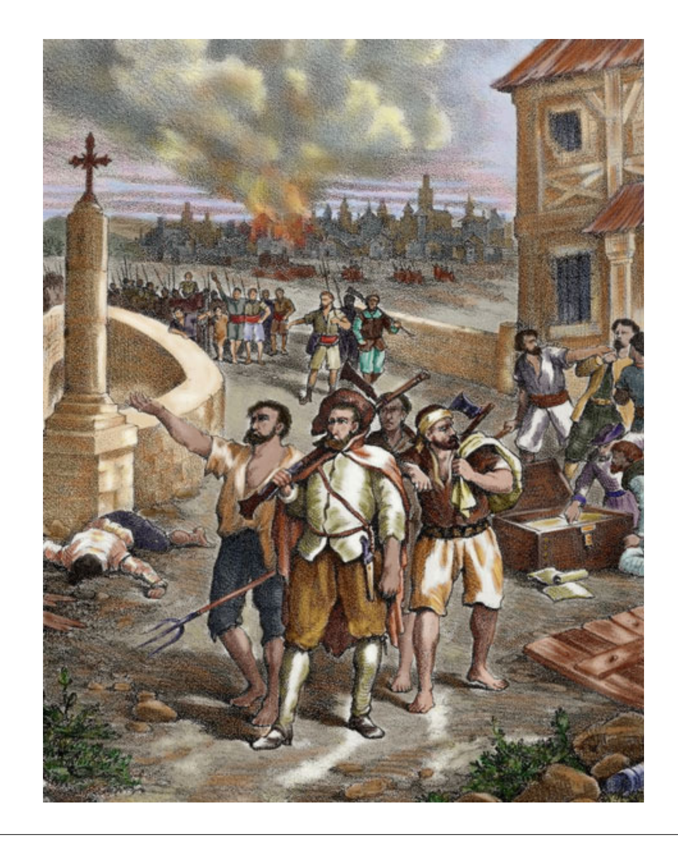
Die Ersten, die diesen Rassismus brutal zu spüren bekamen, waren konvertierte Juden. Nach 1485 wurden mehr als 2000 von ihnen zum Scheiterhaufen verurteilt – trotz Taufe galten sie als heimliche Anhänger ihrer alten Religion. Nach dem Fall Granadas und unter dem Banner der Inquisition (siehe Marginalie Seite 73) erreichte der Furor einen Höhepunkt. Im März 1492 verfügte die Krone, dass alle Juden das Reich verlassen müssten, sollten sie nicht konvertieren. Mehr als 100 000 Menschen entschieden sich zur fluchtartigen Ausreise. „Sie liefen durch Straßen und Felder, einige fallend, andere sich aufbäumend, sterbend, geboren werdend, siechend – es gab keinen Christen, dem sie nicht leidgetan hätten“, beschrieb ein Priester den Exodus.

Ähnlich verhasst wie die Juden waren die „moros“ (Mauren). Sie galten als „Feinde im Inneren“, schreibt der britische Autor Matthew Carr in seinem exzellenten Buch „Blood and Faith“, so wie heute Europas Muslime, die oft dem Generalverdacht des Terrorismus ausgesetzt sind. Damals verdächtigte man die Mauren, den muslimischen Gegnern Spaniens als fünfte Kolonne zu dienen – den gefürchteten Osmanen, aber auch den Piraten aus Nordafrika. Am liebsten hätten die christlichen Herrscher wohl hart durchgegriffen. Dafür spricht die Morgengabe, die das Königspaar 1496 für die Vermählung ihrer Tochter vom portugiesischen König verlangte: die Ausweisung der Muslime aus Portugal.

Doch für Isabella und Ferdinand gab es Gründe, in Spanien vorsichtiger zu sein. Während man die Juden in die Heimatlosigkeit entließ, konnten die spanischen Mauren bei Glaubensbrüdern unterkommen; und die muslimischen Herrscher würden nicht davor zurückschrecken, im Gegenzug ihre christlichen Untertanen zu schikanieren. Eine berechtigte Angst: Der ägyptische Sultan ließ 1501 Christen in seinem Land wegen der Gräuel, die granadinische Muslime erleiden mussten, verfolgen.

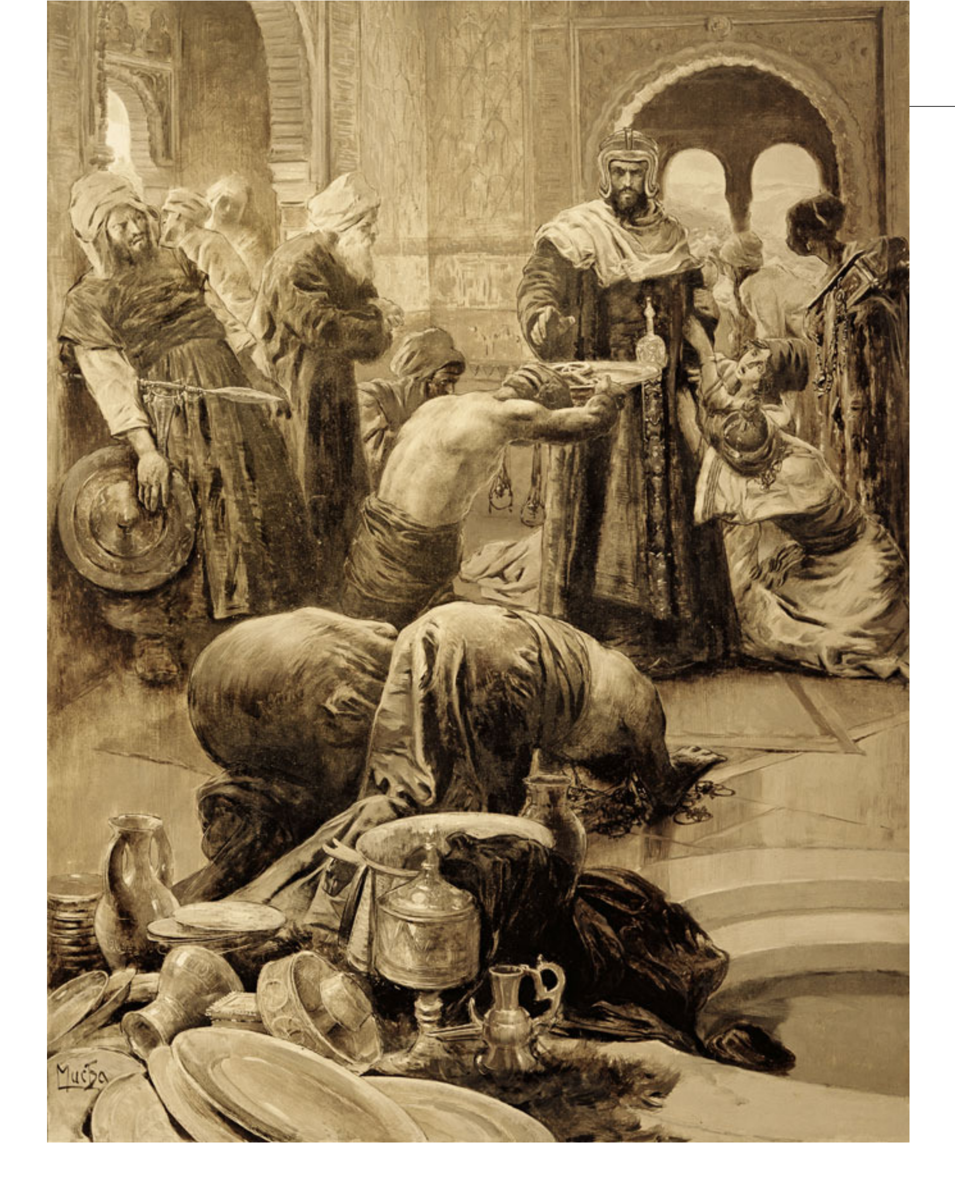
Das Ringen der spanischen Autoritäten um den richtigen Umgang mit den muslimischen Untertanen spielte sich stets in dieser politischen Großwetterlage ab. Kämpfe und Seegefechte zwischen islamischer und christlicher Welt zogen sich durch das gesamte 16. Jahrhundert. Auf der anderen Seite suchten führende Repräsentanten den Ausgleich. Der erste christliche Gouverneur Granadas etwa setzte auf Dialog. Sein Erzbischof lernte Arabisch, um den Muslimen die Zehn Gebote in ihrer Muttersprache erklären zu können, und bei der Fronleichnamsprozession durften die Untertanen maurische Tänze vorführen, die „Zambra“.

Diese sanfte Christianisierung ging Königin Isabella nicht schnell genug. Um die Sache voranzutreiben, beorderte sie ihren Beichtvater nach Granada. Der strenge Franziskaner stürzte sich zunächst auf die sogenannten Renegaten – zum Islam konvertierte Christen. Am 18. Dezember 1499 holten zwei seiner Schergen eine junge Frau aus dem Muslimviertel Albaicín zum Verhör. Beim Abtransport schrie diese laut um Hilfe: Man wolle sie zwingen, Mohammed abzuschwören. Immer mehr Menschen eilten herbei, Steine flogen, bis einer der Schergen tödlich verletzt zusammenbrach. Sein Kompagnon entkam nur, weil eine barmherzige Muslimin ihn unter ihrem Bett verstecken konnte.



Der Todesfall entfachte Gewalt und Gegengewalt. Im gesamten Viertel entlud sich die Wut über die harte Knute von Isabellas fanatischem Missionar. Als König Ferdinand in Sevilla von den Vorgängen informiert wurde, rügte er seine Gattin dafür, den Kleriker losgeschickt zu haben: „Sein Leichtsinn hat in wenigen Stunden die Mühen von vielen Jahren zunichtegemacht.“

Es blieb bei der harten Linie. Die Rebellen wurden unter der Auflage begnadigt, sich



Ferdinand der Katholische nimmt 1492 den Schlüssel von Granada entgegen *(Illustration von Alfons Mucha, um 1895).*

Aufstand der „Germanías“ in Valencia um 1521 *(kolorierter Stich, 16. Jh.)*

taufen zu lassen. In einer Massenabfertigung bespritzten Priester Granadas Muslime im Namen Christi mit Weihwasser. Wenig später verkündete Isabellas Gottesmann stolz: „Es gibt jetzt niemanden mehr in der Stadt, der kein Christ ist, und alle Moscheen sind Kirchen.“

Das war pure Illusion. In und um Granada erhoben sich immer mehr Mauren oder Morisken, wie der Volksmund die Zwangsgetauften nannte. In den Alpujarras, dem gebirgigen Hinterland, kam es zum blutigen Aufstand. Binnen drei Jahren wurden Tausende Muslime massakriert oder in die Sklaverei verkauft. In Andarax brannten christliche Truppen eine Moschee nieder, in die sich 600 Frauen und Kinder gerettet hatten. Die Menschen fühlten sich von den Eroberern betrogen. „Wenn der König der Conquista nicht sein Wort hält, was können wir dann von seinen Nachfolgern erwarten?“, sorgte sich ein gramgebeugter muslimischer Edelmann, der seine Frau, drei Söhne und drei Töchter verloren hatte.

Mit der Religionsfreiheit war es endgültig vorbei. Tausende Korane und kostbare arabische Handschriften wurden im Herbst 1501 öffentlich verbrannt. Eine Flut antimuslimischer Erlasse ergoss sich über das Volk. Betroffen waren Mauren und Morisken in allen spanischen Königreichen.

Die Muslime Aragóns genossen noch als Letzte Schutz. Das lag auch daran, dass das prosperierende Königreich im iberischen Nordosten nie wirklich die Institution der Inquisition anerkannt hatte. Der ansässige, überaus reiche Adel hatte immer auf eigene Rechte gepocht. Zu ihnen zählte, dass die aragonesischen Mauren auch solche bleiben durften. Auf diese Weise konnte man die fleißigen Arbeiter auf den Zuckerplantagen und in den Weinbergen für weit weniger Lohn ausbeuten als Christen. Diese Sonderstellung bescherte den Mauren freilich den Neid und Hass der christlichen Unterschicht.

Diese Ordnung beendete 1519 ein Pestausbruch in Valencia, mit 45 000 Einwohnern eine der größten Metropolen der Zeit. Die Begüterten flohen und überließen die Stadt den Armen. Der habsburgische Herrscher Karl V., Spaniens König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, witterte die Chance, die Verhältnisse in Aragón aufzubrechen. Er erlaubte dem Volk, bewaffnete „Germanías“ (Bruderschaften) zu gründen. Anfangs wehrten diese Milizen nur die Korsaren ab, muslimische Seeräuber. Bald aber wurde aus dem Kampf ein Volksaufstand gegen die verhasste Feudalherrschaft, bei dem sich Klassenneid und religiöser Eifer gegenseitig befeuerten. Mit Schlachtgesängen wie „Tod den Edelleuten! Tod den Mauren!“ stürzte sich der Mob auf die örtlichen Muslime, um sie zu töten oder Zwangstaufen zuzuführen.

Der Hass siegte. 1526 rief zum ersten Mal seit mehr als 800 Jahren in ganz Spanien kein Muezzin mehr zum Gebet.

Doch die Fanatiker gaben keine Ruhe. Alles, was an die eroberte Kultur erinnerte, war suspekt, konnte der Inquisition zur Anzeige gebracht und mit Folter und Tod geahndet werden. Das Misstrauen, das den Zwangsgetauften in ihren neuen Gemeinden entgegenschlug, verhinderte vielerorts ihre Integration. Viele Morisken suchten ihr Seelenheil jetzt heimlich im althergebrachten Glauben. Die Kryptomuslime hielten sich dabei an die koranische Praxis der „Takijja“ („Vorsicht“). Schon 1504 hatte der Mufti von Oran eigens für die verfolgten Glaubensbrüder in Spanien Takijja-Regeln erlassen. Beim Beten des Ave-Maria sollten sie im Stillen Mohammeds Namen sagen, oder etwa, wenn ihnen Schweinefleisch aufgenötigt wurde, dieses „essen, aber in ihrem Herzen ablehnen“.

Die Kirche war der Herausforderung nicht gewachsen, die vielen „Neuchristen“ – es waren mindestens 300 000 – zu guten Katholiken zu machen. Es fehlte an Lehrern und Mitteln. Schlimmer noch, es wurden Priester aktenkundig, die ihren Morisken-Schäfchen Gelder abgepresst und deren Frauen vergewaltigt hatten. 1570 mokierte sich ein Christ über die Blindheit einer Obrigkeit, die lieber in fernen Weltgegenden anstatt vor Ort missioniere. Das sei, „als ob jemand sein Haus voller Schlangen und Skorpione hätte, aber, anstelle es zu säubern, in Afrika Löwen und Strauße jagte“.



Erzbischof Juan de Ribera war einer der Hauptgegner der Morisken *(Ölbild, F. Domingo Marqués, 1864).*

Am 7. November 1566 erließ König Philipp II. ein Edikt, das alle bisherigen Erlasse in den Schatten stellte. Jeder erdenkliche maurische Brauch, von der arabischen Sprache bis hin zum Schleier der Frauen, wurde mit hohen Strafen belegt. Der ehrwürdige Sprecher der Mauren Granadas, Francisco Núñez Muley, warnte in einem Memorandum, dass dieses Vorhaben inakzeptabel sei angesichts der Tatsache, dass die meisten Bräuche nicht religiös, sondern kulturell motiviert wären – und sogar Christinnen zuweilen ihr Gesicht verschleierten. Bitter beklagte sich Muley: „In den letzten 35 bis 40 Jahren haben die Männer hier sich in kastilischem Stil gekleidet in der Hoffnung, dass Ihre Majestät ihnen im Gegenzug gewisse Freiheiten gewähren würde. Nun, davon haben wir nichts gesehen. Mit jedem weiteren Tag verschlechtert sich unsere Lage.“

Was den König zu dem harschen Schritt bewogen hatte, ist unklar. Ein von Philipp II. konsultierter Theologieprofessor hatte den knappen Rat erteilt: „Je mehr tote Mauren, desto mehr Profit, weil es dann weniger Gegner gibt.“ Den König soll dieses Diktum erfreut haben. Die blutigen Folgen des Gesetzes waren offenbar einkalkuliert.

Das Edikt war der Anfang vom Ende. In seiner Folge griffen Granadas Morisken wieder zu den Waffen. Dieser zweite Alpujarras-Aufstand war der „grausamste Krieg im Europa des 16. Jahrhunderts“, so der britische Historiker Henry Kamen. Nach der Niederschlagung, 1571, vertrieben die Sieger alle Morisken aus Andalusien nach Kastilien, in der Annahme, sie würden sich als Entwurzelte gefügiger zeigen. In Zwangsmärschen, bei denen viele vor Hunger und Kälte zusammenbrachen, verließen mehr als 50 000 Menschen ihre Heimat. Sogar der Held dieser Kämpfe, Don Juan de Austria, der kurz darauf Weltruhm in der Schlacht von Lepanto gegen die Osmanen erringen sollte, bedauerte die von ihm Besiegten. „Die Entvölkerung eines Königreichs ist das Traurigste, was man sich vorstellen kann“, schrieb er aus Granada.

Die Deportation löste indes kein Problem. Fast 20 Jahre später sah der Bischof von Badajoz die Assimilation der granadinischen Morisken in Kastilien als gescheitert an: Immer noch sprachen sie ihr „Kauderwelsch“ und heirateten fast nur untereinander. Das Gespenst eines demografischen Desasters ging jetzt in Spanien um: dass die Morisken jünger heirateten, mehr Kinder bekämen, während die christliche Bevölkerung auch wegen der gefallenen Soldaten und des Zölibats ihrer Kleriker schrumpfte. Die Forschung hat diese Annahmen als Vorurteile entlarvt; in Kastilien etwa betrug der Bevölkerungsanteil der Morisken kaum mehr als ein Prozent.

Die Überfremdungsfantasien wurden beflügelt durch die sinnenfreudige Haltung der iberischen Muslime zum Sex: In der Ehe galt die Lust beider Beteiligter als wesentlich. Noch in einem erotischen Manual aus dem 17. Jahrhundert, verfasst in „Aljamiado“, einem in arabischen Lettern verschriftlichten Kastilisch, wird dem Ehemann geraten, bei der Penetration „bismillah“ („Im Namen Gottes“) zu rufen und den Orgasmus so lange hinauszuzögern, „bis er sicher ist, dass beide Partner ihn zur selben Zeit erreichen“. Dadurch, so das Traktat, sei „viel Liebe“ gewonnen.

Natürlich verbot der Islam damals genauso den zügellosen, unehelichen Sex wie das Christentum. Letztlich scheiterten alle Integrationsversuche an dem Dilemma, dass man von den Morisken einerseits verlangte, unsichtbar in der Masse der Christen aufzugehen, sich aber andererseits genau davor fürchtete: Denn hinter einer christlichen Fassade könnten sich ja „Verräter“ verstecken.

Im April 1582 malte der Generalinquisitor das Bild einer Verschwörung: 200 000 Morisken-Kämpfer stünden bereit, um den türkischen Sultan bei einer

Eroberung Spaniens zu unterstützen. Er empfahl, sich aller Morisken zu entledigen. Eine Vertreibung sei kostspielig, würde sich aber amortisieren, so der oberste Glaubenspolizist, weil sie für „Sicherheit und Ruhe“ sorgen würde. Widerspruch kam ausgerechnet von der Inquisitionsbehörde in Valencia, die mahnte, man könne die Morisken nicht in die Fremde schicken, denn diese seien schließlich „Spanier wie wir“.

Dennoch: Die Ausweisung schien nur noch eine Frage der Zeit. Immer mehr Zeitgenossen schrieben sich in Rage gegen die Morisken. Die einen wollten sie nach Neufundland verschicken, andere die Menschen in Booten ohne Segel den Wellen überlassen – allesamt Maßnahmen, für die das in Kämpfe verstrickte Land kein Geld hatte. Warnend warf der Königliche Sekretär in die Debatte, dass die Landwirtschaft ohne die Morisken brachläge. Eigentlich gäbe es „keine Ecke im Land, die man nicht den Morisken hätte geben sollen“, weil nur diese wüssten, „wie man es im Überfluss fruchtbar macht“. Kurz danach starb Philipp II. Unter seinem Nachfolger begann der rapide Niedergang des spanischen Weltreichs.

Philipp III. war bigott wie seine Vorfahren Isabella und Ferdinand, aber ohne deren politische Ambitionen. Er verlegte sich lieber aufs Jagen und überließ seine Amtsgeschäfte Günstlingen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts verschlechterte sich die soziale und ökonomische Situation Spaniens eklatant: 600 000 Menschen starben an der Pest, Missernten und Hungersnöte suchten das Land heim. Hinzu kamen militärische Niederlagen, für die die Sündenböcke rasch gefunden waren: die Morisken.

Die Entscheidung zur Deportation fiel in einer geheimen Kabinettsrunde am 30. Januar 1608; neun Jahre später begründete der Drahtzieher, der Herzog von Lerma, den Zeitpunkt damit, dass Spanien mit Hinweis auf die Morisken den damals noch flackernden Krieg mit dem abtrünnigen Flandern „ehrenhaft“ beenden konnte. Truppen und Flotten waren jetzt frei für die Abwicklung der Deportation. Der Beschluss sollte zwar für alle spanischen Königreiche gelten – wurde aber, aus logistischen Gründen, zunächst nur in Aragón bekannt gegeben.

Am Morgen des 24. September 1609 verkündeten Stadtschreier in Valencia die Ausweisung aller Morisken wegen Ketzerei sowie „göttlicher und menschlicher Majestätsbeleidigung“. Binnen drei Tagen hätten sie in ihren Häusern ihrer Deportation zu harren. Kleinkinder unter vier Jahren waren ausgenommen von der Order. Kostbare Besitztümer wurden den Morisken abgenommen, etwaige Landtitel sollten an adelige Großgrundbesitzer fallen.

Während die ersten mit Morisken beladenen Schiffe bereits gen Afrika segelten, legte die kastilische Stadt Murcia Einspruch ein. Der Stadtrat bat den König eindringlich, Murcias Morisken zu schonen, weil diese gute Christen seien, „treue und loyale Vasallen der Königlichen Krone“. Ähnlich lautende Appelle kamen bald aus Städten in ganz Spanien.

Ohne Erfolg: Ab Januar wurden überall die Morisken zu den Häfen geschickt. Unterwegs wurden die Ärmsten oft beraubt, Mädchen und Frauen vergewaltigt. Es gab Moriskenschiffe, die niemals ankamen, weil die Passagiere von den Crews auf hoher See getötet wurden, um anschließend die Leichen zu fleddern.

In Nordafrika ging der Schrecken weiter. Al-Makkari, Chronist der Ausweisung, berichtet, dass so viele Morisken „auf den Straßen von Arabern überfallen“ wurden, dass „nur wenige am Ziel ankamen“. Viele mussten ihre Glaubenszugehörigkeit durch Vorzeigen der Beschneidung beweisen. Andere dagegen erwiesen sich als so christlich, dass sie sich sträubten, eine Moschee auch nur zu betreten – eine Moriskengruppe wurde deshalb in Tétouan gesteinigt. Mindestens ein Sechstel der Deportierten überlebte sein Schicksal nicht – womöglich überstanden sogar drei Viertel die Ausweisung nicht lebendig.

Spanien hatte seine Bürger in den massenhaften Tod geschickt.

Die Überlebenden verzehrten sich oft vor Heimweh. 1611 schrieb ein Moriske aus La Mancha an seinen früheren Herrn, es gäbe „keinen Tag noch Nacht, in der wir nicht unser Land und unserer Nachbarn gedenken“. Er sei entschlossen, nach Spanien zurückzukehren, „wir weinen Tränen aus Blut und werden zurückgehen, auch wenn sie uns hängen“.

Tatsächlich kehrten manche heimlich zurück. Aus der kastilischen Stadt Villarubia musste eine hartnäckige Moriskengruppe sogar dreimal davongejagt werden. Und dennoch ist es, wie Historiker nachgewiesen haben, einigen Morisken gelungen, mit gefälschtem christlichen Stammbaum für immer in der alten Heimat zu bleiben.

1622, ein Jahr nach dem Tod Philipps III., stellte sein Nachfolger nüchtern den „großen Schaden der Ausweisung“ fest. Insbesondere das Königreich Aragón lag brach.

Mehr als 350 Jahre später, 1982, bot die spanische Regierung den Nachfahren der 1492 ausgewiesenen Juden die spanische Nationalität an. Den Nachfahren der Morisken machte man dieses Angebot nicht. Als im Januar 2005 König Juan Carlos vor einem Besuch im marokkanischen Tétouan stand, wurden Gesuche dort ansässiger Moriskennachfahren nach einer formellen Entschuldigung laut: „Wir wollen moralische Reparationen für die Wunden, die wir erlitten haben“, so einer ihrer Sprecher. Man fühle sich „mental“ an dieselbe Geschichte gebunden: „Spanische Traditionen sind auch unsere.“

Der Besuch des spanischen Staatsoberhaupts in Tétouan wurde kurzfristig abgesagt.

annette.bruhns@spiegel.de

Spanische Inquisition

Von Rom weitgehend unabhängig ging die Spanische Inquisition umfassend gegen Ketzer vor. Sie war im Kern eine staatliche Einrichtung, die seit 1488 durch die „Suprema“, den königlichen Inquisitionsrat, gesteuert wurde. Die spanische Inquisition unterschied sich auch dadurch von der Ketzerverfolgung in Italien oder Frankreich, dass sie eng mit der rassistischen Ideologie von der „Reinheit des Blutes“ verbunden war; diese galt bis hinein ins Zeitalter der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert. Erster Generalinquisitor war der Dominikaner Tomás de Torquemada, ein wichtiger Berater des Königspaars. Neben Juden, Konvertiten und Morisken verfolgten die spanischen Glaubenswächter auch Protestanten, spirituelle Gruppen sowie Katholiken, die der Blasphemie bezichtigt wurden. Eine weitere Aufgabe der Kontrollbehörde war die Bücherzensur. Jahrhundertelang kannte jeder Spanier das Wappen der Inquisition: ein Kreuz zwischen einem Olivenzweig und einem Schwert, Sinnbilder für Gnade und gerechte Strafe. 1829 erklärte der Papst das Ende der unabhängigen Inquisition in Spanien; Fälle von Ketzerei wurden fortan nur noch zentral in Rom verfolgt.

Im Mittelalter war die islamische Welt der europäischen weit voraus. Wieso verkehrten sich die Verhältnisse? Ein Gespräch mit *Alexander Flores* über Druckerpressen, Aufklärung und die Unterdrückung der Frau.

„Der Tigris färbte sich blau"

SPIEGEL: *Herr Professor Flores, den kometenhaften Aufstieg der islamischen Welt im Mittelalter führen manche Historiker auf die Toleranz und Aufgeschlossenheit muslimischer Philosophen zurück. In der Neuzeit wurde das einst bestaunte Morgenland von Europa überholt. War die wissenschaftliche Neugier verloren gegangen?*
Flores: Ich halte die Ausgangsthese für falsch. Die intellektuelle Entwicklung war zwar enorm, aber nicht Grund des Aufstiegs. Den sehe ich in der realhistorischen Entwicklung. In kurzer Zeit entstand ein riesiger einheitlicher muslimischer Herrschaftsbereich – und die Sieger waren so schlau, von den eroberten Kulturen und den Nachbarn zu lernen.

Erst die wirtschaftlich-militärische Dominanz hat also die Kräfte freigesetzt für kulturelles Schaffen?
Genau. Man ist ja dann besonders aufgeschlossen, wenn man sich stark fühlt. Die Kalifen förderten Denker und Forscher. Ohne diese große geistige Freiheit wäre die Entstehung dieser Zivilisation in der Tat undenkbar.

Von welchem Zeitraum reden wir eigentlich bei der „Blüte des Islam"?
Von den ersten zwei Jahrhunderten der abbasidischen Zeit, also etwa 750 bis 950.

War das damals noch ein überwiegend arabischer Raum – im Gegensatz zu heute, wo die meisten Muslime auf der Welt ja keine Araber sind?
Die Sprache von Religion und Wissenschaft war arabisch. Auch wenn anderssprachige Völker wie Perser oder Berber dieses Reich mitprägten.

Und warum fiel nun das Morgenland gegenüber Europa zurück?
Das war ein sehr langsamer Prozess. Man kann nicht, wie einige Historiker es tun, von einem generellen Niedergang ab dem 11. Jahrhundert reden. Sondern eher von einer Stagnation, ausgehend von der Wirtschaft, die mit dem Erreichen der größten Ausdehnung – grob gesagt von Samarkand bis Spanien – nicht mehr wuchs. Ihre Blüte war vor allem dem Fernhandel geschuldet. Der arabisch-iranische Raum verband Weltregionen miteinander: Europa, Zentral- und Südasien, das subsaharische Afrika. Alle Karawanen passierten diesen Raum; dabei setzte sich viel Reichtum ab. Doch dieser Handel war auf Stabilität angewiesen. Als das abbasidische Kalifat zerbrach, nahm die Stabilität ab. Wenn etwa habgierige Herrscher räuberisch auf Vermögen zugreifen, lassen sich keine größeren Kapitalien ansammeln.



Alexander Flores studierte Soziologie, Germanistik, Arabistik und Islamwissenschaft an der Universität Münster. Er forschte und lehrte an den Universitäten Essen, Birzeit (Westjordanland), Erlangen, Hamburg, Berlin und Würzburg. Von 1995 bis 2014 war er Professor für Wirtschaftsarabistik an der Hochschule Bremen. Flores ist Autor vieler Bücher, darunter „Islam – Zivilisation oder Barbarei?". Suhrkamp; 294 Seiten; 12 Euro.

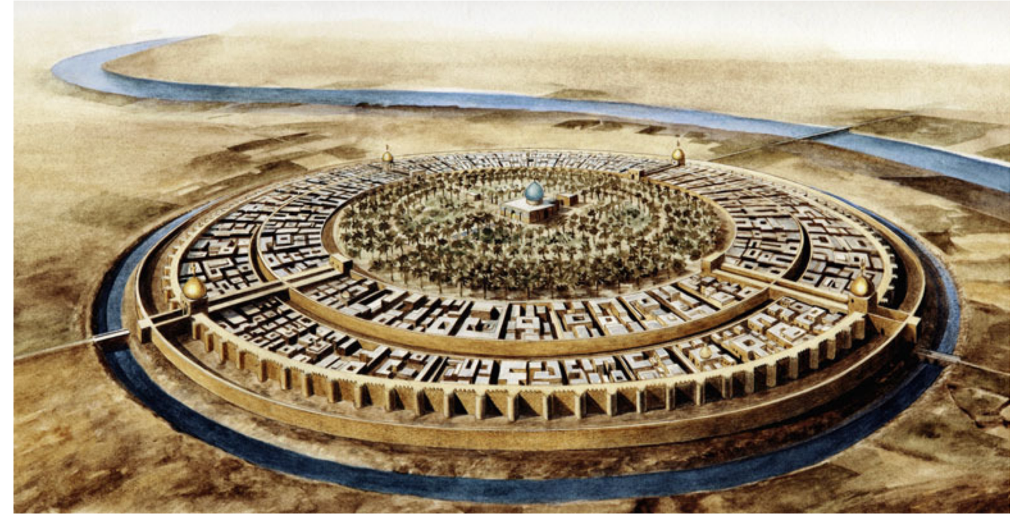
Hinzu kamen die Angriffe aus Europa, das die islamischen Länder mit Kreuzzügen traktierte.
Die Kreuzzüge haben im muslimischen Bewusstsein keine großen Spuren hinterlassen. Eine Folge war, dass die Muslime ihrerseits unduldsamer wurden, weil Kreuzritter ja relativ barbarisch vorgingen. Das lässt sich feststellen bei den Mamluken, die ja die Kreuzfahrer letztlich besiegt haben. Sie verfolgten Andersgläubige mit größerer Härte: Schließlich hatten diese sich ja als politisch unzuverlässig erwiesen.

Im muslimischen Bewusstsein gilt die Eroberung Bagdads durch die Mongolen im Jahr 1258 als Endpunkt der Blütezeit.
Das war eines der einschneidendsten Ereignisse und symbolisch aufgeladen, weil damit das abbasidische Kalifat endgültig beendet wurde. Bagdad wurde nahezu vollständig zerstört, inklusive aller Bibliotheken: Der Tigris färbte sich angeblich blau durch die Tinte der in ihn geworfenen Manuskripte.

Trotzdem messen Sie Bagdads Fall eher symbolische Bedeutung zu.
Es gab andere Abstiegsfaktoren: etwa die Tatsache, dass man im arabisch-islamischen Raum nicht gezwungen war, für den Export zu produzieren. Man hatte relativ viele Edelmetalle und musste nicht hochwertige Waren produzieren, um Importe zu bezahlen. Für das Handwerk und dessen Qualität war das nicht förderlich. Hinzu kam, dass es in der islamischen Welt keine autonomen Städte gab. Die kapitalistische Entwicklung in Europa begann ja gerade in den Städten. Solche Autonomie, wie Venedig und andere Handelsstädte sie hatten, gab es im Orient nicht.

Ein sehr spannender Punkt! Wie war denn die Verfasstheit der arabischen Städte, von denen manche ja riesig waren – wie Alexandria, Kairo …
… sie waren in der Tat sehr groß, hier saßen das Militär, die religiösen und rechtlichen Autoritäten, hier waren Moscheen, Handwerker, Händler und Karawansereien. Fast immer saßen hier aber auch Regierungen – mit direktem Zugriff auf Wirtschaft und Finanzen.

Ende einer Epoche: 1258 wird Bagdad von Mongolen zerstört ***(persische Illustration Anfang des 14. Jh.).***



Bagdad war 762 als Sitz des Kalifen gegründet und planmäßig zur Hauptstadt ausgebaut worden. ***Die moderne Darstellung zeigt die kreisförmige Metropole im 10. Jahrhundert auf dem Höhepunkt der abbasidischen Herrschaft.***

Wann fällt dann die islamisch-arabische Welt zurück? Der Wiener Wirtschaftshistoriker Peter Feldbauer kam jüngst in einer Studie zum Ergebnis, dass die Staaten des arabisch-iranischen Raums noch bis zum frühen 16. Jahrhundert über „leistungs-, anpassungs- und innovationsfähige Ökonomien" verfügten.

Ich würde weitergehen als Feldbauer, etwa bis 1800. Noch im 17. Jahrhundert war das Osmanische Reich den europäischen Staaten in mancher Hinsicht überlegen, etwa in der Verwaltung.

Aber geistig schottete man sich ab. Gutenbergs Buchdruck, der seit Mitte des 15. Jahrhunderts in Europa für die enorme Verbreitung von Ideen sorgte, wurde von den osmanischen Sultanen lange verboten – unter Berufung auf die Religion. Erst 1727 wurde eine Presse mit arabischen Lettern genehmigt. Trotzdem machen Sie in Ihren Veröffentlichungen gerade nicht den Islam für das repressive geistige Klima verantwortlich. Wieso nicht?

Möglicherweise hat sich der Sultan gefürchtet, dass Bücher subversives Gedankengut verbreiten – aber nicht unbedingt religiös subversives.

Sie meinen, die weltliche Macht hat religiöse Gründe vorgeschoben, um Druckerpressen zu verbieten. Und damit die Entwicklung abgewürgt.

Na ja. Geistige Entwicklungen spielen in meinen Augen eine unterstützende oder hindernde Rolle – entscheidend sind sie nicht. Entscheidend sind immer wirtschaftliche Wettbewerbsvorteile oder eben Nachteile. Der Punkt, an dem Europa uneinholbar wurde, war die industrielle Revolution. Durch sie sind einige Staaten Europas so erstarkt, dass sie die ganze Welt erobern konnten. Dies ist der Knackpunkt, nicht die Stagnation der islamischen Welt.



Sie sehen also die islamische Welt ab 1500, als die europäische Expansion begann, noch nicht im Hintertreffen – sogar dann noch nicht, als sich die Europäer Amerika unter den Nagel rissen.

Interessanterweise hat ja das expandierende Europa den Kernbereich der islamischen Weltregion umgangen. Niemand fiel erobernd ins Osmanische Reich ein – offenbar weil es lange noch zu stark war. Paradoxerweise verdankten die Osmanen ihre militärische Stärke bald aber auch der Übernahme europäischer Errungenschaften. Schon im späten 17. Jahrhundert hat man Waffen aus Europa importiert, Rüstungsbetriebe mithilfe europäischer Ingenieure eingerichtet, Offiziere zur Ausbildung gerufen. Der Zeitpunkt, an dem die Machtverhältnisse unumkehrbar gekippt waren, kam zwar erst um 1800. Aber die Entwicklungen, die dazu führten, hatten sehr, sehr viel früher eingesetzt – etwa mit dem Aufstieg der italienischen Handelsstädte im 13. Jahrhundert.

Städte wie Genua, Pisa oder die Republik Venedig?

Genau. Venedig dominierte jahrhundertelang den Mittelmeerhandel, mit Dependancen bis weit in den Osten.

Apropos Handelsdependancen: Der Orientalist Bernard Lewis hat darauf hingewiesen, dass die islamische Welt lange keine Handelsniederlassungen in Europa hatte und auch keine Gesandten. Muslime durften nicht unter Ungläubigen leben, deren Sprachen sprechen, von ihnen lernen. Man reiste zwar nach Mekka, aber nicht in die Welt der Ungläubigen – weshalb man ja auch lange nichts von den Umwälzungen, die in Europa stattfanden, wusste. Wirkte da nicht doch die Religion einengend?

Nicht „die“ Religion, sondern bestimmte Auslegungen. Der Islam hat ein außerordentlich breites Spektrum. Man kann sich im Koran aus widersprüchlichen Vorstellungen stets das herauspicken, was die eigenen Interessen stützt. In der Zeit der frühen Blüte hat der Islam die geistige Freiheit kaum behindert. Später scheint es dann so, als wirkte der Glaube bremsend. Doch handelte es sich dabei um die Ideologie einer bestimmten Zeit, angepasst an eine stagnierende Gesellschaft. Diese Ideologie hemmte dann zusätzlich den Fortschritt. Wahr ist aber auch, dass die Menschen gar nicht die Notwendigkeit einer Öffnung nach außen sahen. Sie fühlten sich nie in die Enge gedrängt, um nach Auswegen zu suchen.

Die Osmanen haben sogar noch 1453 Konstantinopel erobert und damit ein großes Ausrufezeichen gesetzt, auch der Vorstoß gen Balkan ging ja noch lange Zeit erfolgreich weiter …

… die Türken standen zweimal vor Wien, bis sie endgültig zurückgeschlagen wurden. Wie weit man abgeschlagen war, drang eigentlich erst während Napoleons Ägypten-Expedition 1798 ins Bewusstsein. Obwohl die Franzosen nach drei Jahren wieder abziehen mussten, begannen einige Intellektuelle nun, verstärkt Fragen zu stellen ob der verblüffenden Stärke der Europäer. Damals setzte die im Grunde bis heute andauernde Suche ein: Wie kommen wir aus dieser Unterlegenheit heraus?

Stichwort Säkularisierung. Es gibt muslimische Vordenker, die der Meinung sind, ihrer Welt habe die Trennung von Kirche und Staat gefehlt.

Ich bin nicht sicher, ob sie damit recht haben. Auch im islamischen Bereich hat es Säkularisierungsprozesse gegeben, und es gibt sie noch. Nur liefen die nicht so ab wie in Europa, wo die Konstellation relativ klar war: hier die Kirche mit ihrem Herrschaftsanspruch, dort der Staat, der sich dem manchmal gefügt hat, dann wieder nicht – ein tausendjähriger Prozess. Im islamischen Bereich ist die Konstellation nicht so klar. Der Staat selbst stellt die religiöse Organisation – zumindest in weiten Bereichen des sunnitischen Islam. De facto aber gab es auch im Islam, seit sehr früher Zeit, die funktionelle Trennung zwischen religiösem und weltlichem Bereich. Nur ist das nicht so deutlich ausbuchstabiert worden.

Wie ist es mit der Aufklärung? Die islamische Welt kannte keine Aufklärung – und krankte daran?

Auch da würde ich widersprechen. Die Aufklärung entstand ja in Europa, weil sich zwei Kräfte gegen-



In der Seeschlacht von Lepanto 1571 besiegt die christliche „Heilige Liga" die Osmanen ***(zeitgenössisches Gemälde aus der Tintoretto-Werkstatt).***

überstanden: die Absolutisten und die, die gegen die Herrschaft des Gottesgnadentums aufstanden– eben die Aufklärer. Im islamischen Bereich gab es diese Konstellation so nicht. Dort rangen aber von Anfang an aufklärerische und dogmatische Positionen miteinander. Das können Sie im Koran sehen, wo etliche Male zum Vernunftgebrauch aufgerufen wird. Der Koran versucht besonders in seinen frühen kurzen Suren, die Leute durch rationale Argumente zu überzeugen, indem er etwa sagt: Guck dir doch die Natur an, wie Leben mit Embryonen beginnt – alles rationale Argumente für die Existenz eines Gottes. Aber es gab im Islam eben auch immer den schlichten Köhlerglauben und Tendenzen, die wir heute als salafistisch bezeichnen.

Aufklärung im Westen war vor allem dadurch möglich, dass es neben der kirchlichen Macht eine weltliche gab, die Schutz bieten konnte, wenn ein Denker wie Voltaire die Kirche lauthals verdammte. In einem Staatswesen, in dem der Sultan auch der Kalif ist, wäre solche Kritik doch undenkbar.

Zumindest schwierig. Aber in gewissen Phasen ging auch das. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts war es vielerorts leichter als heute, aufklärerische Gedanken zu äußern. Heute stehen sich die Blöcke unversöhnlich gegenüber. Aufklärerische Tendenzen als Reaktion auf den Fundamentalismus gibt es zwar; sie dringen aber kaum durch.

1867 klagte der osmanische Schriftsteller Namık Kemal, dass „unsere Frauen als Wesen betrachtet werden, deren einziger Lebenszweck darin besteht, Kinder zu bekommen". Inwieweit behindert die anhaltende Unterdrückung der Frau die Entwicklung in der muslimischen Welt?

Wenn die Hälfte der Bevölkerung im öffentlichen Raum und im Produktionsprozess ausgeschlossen wird, behindert das, keine Frage, gesellschaftliche Entwicklung. Vor allem aber ist das eine große Krux für die Betroffenen selbst.

Und das hat wieder nichts mit dem Islam zu tun? Muslime wie Kemal, die das Europa des 19. Jahrhunderts besuchten, beschrieben schon damals, wie viel respektvoller Frauen hier behandelt würden, und fragten sich, ob das vielleicht an der Marienverehrung liege.

Die Unterdrückung der Frau liegt an bestimmten Versionen des Islam, die man während des abbasidischen Kalifats in Rechtsform gegossen hat. Für das Verhalten von Frauen wurden damals Normen übernommen, die in Städten wie Bagdad, Basra oder Kufa als vornehm galten. Zu Mohammeds Zeiten hatten Frauen noch viel mehr Einfluss gehabt – und auf dem Land liefen sie sowieso nicht verschleiert herum.

Bernard Lewis erklärte den „Untergang des Morgenlandes" in seinem gleichnamigen Buch damit, dass viele Muslime meinten, die bessere, neuere Version des alten, teilweise falschen Glaubens der Christen zu haben und daher per se überlegen zu sein. Die reale Überlegenheit der Europäer interpretierten manche dann als Folge der eigenen Glaubensschwäche.

Ach was! Die meisten haben sich über das Christentum keine Gedanken gemacht. Sie waren wie so viele Anhänger einer Religion der Überzeugung, dass ihr Glauben der beste sei. Im 19. Jahrhundert spaltete sich die Gesellschaft dann in Traditionalisten, die am Islam so, wie er war, festhalten wollten, und Modernisten, die das Gegenteil propagierten. Seit dem Beginn der Kolonialherrschaft streiten sich Intellektuelle und Politiker darüber, wie viel vom Eigenen – also der eigenen Identität – behalten werden muss, um nicht im Anderen unterzugehen, und wie viel man übernehmen sollte. Das große Problem, nämlich die Abhängigkeit vom Westen, ist ja bis heute nicht behoben – trotz allen Ölreichtums.

Herr Professor Flores, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Gespräch führten die Redakteure Annette Bruhns und Dietmar Pieper.

Die Angst vor den Türken lieferte am Ende des Mittelalters reichlich Stoff für das neueste Medium, den *Buchdruck*.

Agenten des Teufels

Von Martin Knobbe

Es hieß „Ein Gebetlein für die Kinder" und war ein martialischer Aufruf: „Stürze mit deinem grossen Arm den Türcken und andere Feinde deines Nahmens/ wie du den Stolzen Pharao gestürzet/ und mit allem seinem Heer im roten Meer ertrencket hast." Denn der Türke, so erfährt man aus den Zeilen zuvor, wolle mit „Raub/ Brandt und Mordt" die schönen „Länder, Stedte, Flecken und Dörffer/ schrecklich verwüsten".

Die Hetzschrift für Kinder stammt aus einem Buch mit „Vielen Schönen ausserlesenen/ hochtröstlichen und andechtigen Gebeten", das 1595 erschien.

Zu dieser Zeit sahen die Herrscher Europas den Expansionsdrang des Osmanischen Reiches mit großer Sorge: 1453 hatten die Truppen aus dem Osten Konstantinopel erobert, die Hauptstadt des Oströmischen Reiches, von dem kaum noch etwas übrig war; 1529 standen die Türken das erste Mal vor Wien. Die Angst, von ihnen unterjocht zu werden, entwickelte sich zu einem Trauma Europas. Und „der Türke" wurde der Inbegriff für das Fremde aus einer dunkel erscheinenden Welt: dem Reich der Muslime.

Schon seit dem Mittelalter nahmen die lateinischen Christen den Islam als das wohl wichtigste „Andere" wahr. Nun war die Furcht vor diesem Fremden tief in die Gesellschaft eingedrungen, bis in die Sphären der Kinder sogar. Grund dafür war auch ein neuer Weg ihrer Verbreitung: gedruckt auf Papier.

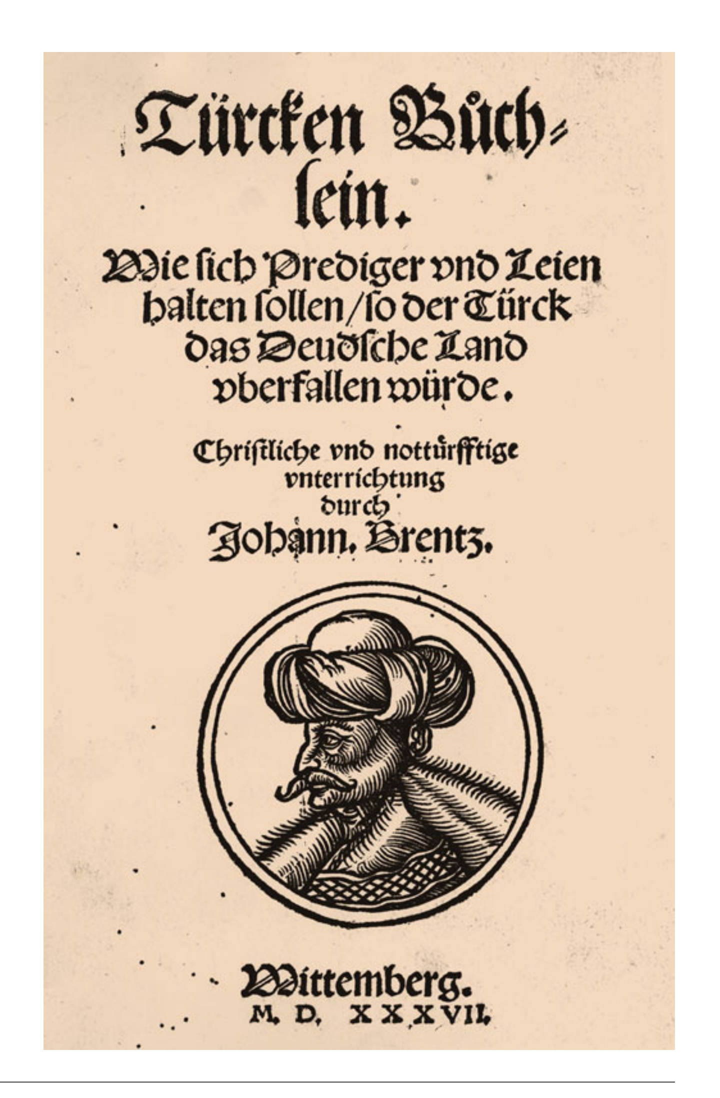
Um 1450 hatte der Mainzer Goldschmied Johannes Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen Lettern aus einer besonderen Legierung erfunden, die erste Gemeinschaftsdruckerei entstand. Papier war ideal, Geschichten über angebliche Gräueltaten der Türken breit zu streuen. „Das westeuropäische Islambild wurde ab dem 15. Jahrhundert entscheidend durch das neue Medium des Buchdrucks geprägt", schreibt die Schweizer Historikerin Almut Höfert.

Die Flut an „Türcken"-Drucken – „Zeytungen", Flugschriften und Sammlungen – löste, wenn man so will, den ersten „Shitstorm" der Geschichte aus. Er nährte sich aus Stereotypen und hatte das Ziel, Propaganda gegen die Türken zu verbreiten. „Fake News" mag ein Begriff von heute sein, in den Schriften der frühen Neuzeit hielt man es mit der Wahrheit aber auch nicht immer genau.

Die Türken erscheinen darin meist als wildernde, barbarischer Rohlinge, die nicht, wie von einem Teil der italienischen Humanisten vermutet, von den Trojanern abstammten, sondern angeblich von den Skythen, einem antiken Volk von Reiternomaden, mit dem sich eine Vorstellung von anarchischer Grausamkeit, Wollust und Widerwärtigkeit verband. So beschrieb schon 1542 eine Schrift mit dem schlichten Titel „Ermanung" ein Volk, das brandschatzt und seine Feinde zerstückelt, das „so viele Christenleute so jämmerlich ermordet, Jungfrauen, Frauen und Kinder erbärmlich zu ewiger Sklaverei wegschafft und wie das Vieh hält und missbraucht". Der Wiener Bischof Johann Fabri ging so weit, die Türken der Misshandlung Schwangerer zu bezichtigen – die „Schurken" würden sogar „unreife Früchte aus dem Schoße der Mütter" reißen, predigte er.

Die Forderung der meisten Autoren lautete: aktiver Widerstand. Im „Türkenkalender", der schon Ende 1454 in einer Auflage von schätzungsweise 200 Exemplaren in Mainz von Gutenberg gedruckt wurde, werden die europäischen Machthaber zum Krieg gegen die Türken aufrufen.

Die Kirche sah in ihren Schriften die osmanische Expansion als eine heilsgeschichtliche Bedrohung Europas an. Sie stellte die Muslime als teuflische Vorboten des „Antichristen" dar, die zu be-


Türcken Büchlein.
Wie sich Prediger vnd Leien halten sollen/so der Türck das Deudsche Land vberfallen würde.
Christliche vnd notturfftige vnterrichtung durch Johann. Brentz.
Wittemberg.
M. D. XXXVII.

Das „Türcken Büchlein" des schwäbischen Reformators Johannes Brenz erschien 1537 in Wittenberg.

kämpfen seien. In seiner Kreuzzugsbulle vom 30. September 1453 verglich Papst Nikolaus V. den Eroberer Konstantinopels, Sultan Mehmed II., mit dem roten Drachen – in der Offenbarungsgeschichte eine apokalyptische Figur.

Der Reformator Martin Luther war zwar kein Verfechter dieser Art von Auseinandersetzung: Sollte der Krieg unter dem Symbol des Kreuzes stehen, schrieb Luther, „so wollt ich davon lauffen, als iagt mich der Teufel“. Gleichzeitig aber sah auch er die Türken als barbarische Feinde des christlichen Glaubens an und den Vormarsch von „des Teufels Diener“ als Unheil. Doch sei die sündige Christenheit selbst schuld, weshalb sie auf diese Weise von Gott gestraft werde.

Viele Pfarrer verknüpften geschickt die verbreitete Sitten- und Lasterkritik mit der türkischen Bedrohung. So schrieb der lutherische Theologe Georg Mylius in einer Predigt über die Deutschen: „Helden sein sie Wein zu sauffen / und Krieger in füllerey ... Dieses Laster ist auch gegen dem Türcken unser größter Verrether.“

Für das Heilige Römische Reich und seine Herrscher hatte die kollektive Furcht vor den Türken aber auch Vorteile: Der gemeinsame Feind verband. Und mit einer verängstigten Bevölkerung ließ es sich zudem leichter regieren: Kaum einer hinterfragte ausgreifende Kriegszüge, die durch gut gefüllte Kriegskassen finanziert wurden – durch „Türkensteuern“.

Erst nach der Niederlage der Osmanen bei der zweiten Belagerung von Wien 1683 und im anschließenden 16-jährigen Großen Türkenkrieg wich in Europa die lange gepflegte Furcht. Ende des 16. Jahrhunderts lösten Reiseberichte aus dem „Orient“ und ein echtes Interesse an türkischer Mode und Musik die Gräuelschilderungen ab (zur Orientsehnsucht siehe Seite 88).

Andere machten sich über die Osmanen nun lustig, der „Türkenspott“ wurde zum neuen Genre in Kunst und Architektur. Die dort dargestellten Osmanen trugen Bart, Turban und einen Krummsäbel, vor dem sich niemand mehr fürchtete.

martin.knobbe@spiegel.de





Retter aus Polen

Von Dietmar Pieper

Am Ende des Mittelalters waren die Habsburger die mächtigste Familie Europas, und Wien war ihre Hauptstadt. Sie brachten Könige und Kaiser in endlos erscheinender Folge hervor, alle gut katholisch. Das Haus Österreich, wie sich die Dynastie nannte, zählte zu den ersten Verteidigern des römischen Christentums, auch wenn es manchmal Streit mit dem Papst gab.

Zur selben Zeit wie die Habsburger waren weit entfernt im südöstlichen Mittelmeerraum die türkischen Sultane immer stärker geworden. Die Dynastie der Osmanen kontrollierte große Teile der arabischen Welt und übte die Schutzherrschaft über Mekka und Medina aus. 1453 war es ihnen gelungen, nach 54 Tagen Belagerung Konstantinopel, den „Goldenen Apfel“ am Bosporus, zu erobern.

Ein Menschenalter später wurde ein zweiter „Goldener Apfel“ zum nächsten großen Ziel der osmanischen Expansion: Wien, die glanzvolle Stadt an der Donau. Türkische Heere drangen auf dem Balkan immer weiter nach Norden vor, nahmen große Teile Ungarns ein und standen im September 1529 vor den Mauern der Habsburger-Metropole. Doch schon bald sah sich Sultan Süleyman („der Prächtige“) gezwungen, die Belagerung abzubrechen.

Wien bleibt für die Osmanen ein ferner Traum, bis sie 1683 wieder einen großen Anlauf unternehmen. Im Mai schickt Sultan Mehmed IV. seinen Großwesir Kara Mustafa mit einem Heer von mehr als 100 000 Mann in den Kampf. Schon im Juli stehen die Türken vor der Stadt. Sie bearbeiten die mächtigen Mauern mit Kanonen und Sprengminen, im September beginnt die Festung zu wanken.

Doch den Wienern naht Hilfe. 60 000 Soldaten einer Allianz aus Polen, Österreich, Bayern, Sachsen und weiteren Bündnispartnern fallen den Belagerern in den Rücken, am 12. September kommt es vom 484 Meter hohen Kahlenberg herab zum Großangriff. Den entscheidenden Schlag führt die polnische Kavallerie unter Führung ihres Königs Jan III. Sobieski. Gegen Abend ergreifen die türkischen Truppen in wildem Gerenne die Flucht.

Wien war gerettet, das Abendland hielt stand. Für die Osmanen war der Traum vom „Goldenen Apfel“ an der Donau ausgeträumt.

▸ **Schlacht am 12. September 1683,** ***Gemälde des Flamen Frans Geffels (Wien Museum)***

Ein junger Syrer reiste vor 300 Jahren von Aleppo nach Paris. Einige der schönsten Geschichten aus *Tausenundeiner Nacht* gehen auf ihn zurück.

„Ich glaubte zu träumen“

Von Angela Gatterburg

Schneider Mustafa und seine Frau waren sehr arm, ihren Sohn Aladin würde man heute als verwahrlost bezeichnen: „Er war gottlos, eigensinnig und seinen Eltern gegenüber ungehorsam.“ Das Schneiderhandwerk oder sonst etwas Sinnvolles will er nicht erlernen. Eines Tages findet er in einer magischen Höhle eine Öllampe mit Zauberkräften: Wenn man sie putzt, erscheint ein mächtiger Dschinn, der seinem Gebieter jeden Wunsch erfüllt. Der hilfreiche Geist ermöglicht es Aladin schließlich, seine Angebetete zu erobern – die schöne Tochter des Sultans.

„Aladin und die Wunderlampe“ ist eine der berühmtesten Geschichten aus der Märchensammlung „Tausendundeine Nacht“, die zur Weltliteratur zählt. Großen Anteil an diesem Ruhm hat der französische Orientalist Antoine Galland (1646 bis 1715). Auf seinen Reisen hatte Galland ein arabisches Manuskript aus dem 15. Jahrhundert erworben, das er ins Französische übersetzte. Die ersten sieben Bände unter dem Titel „Les milles et une nuits“ wurden auf dem französischen Buchmarkt ein großer Erfolg. Doch seine Vorlage brach nach 282 Nächten ab, und da die begeisterten Leser noch mehr orientalische Erzählungen verlangten, ergänzte Galland das Opus um weitere Märchen aus verschiedenen Quellen.

Einige der schönsten Geschichten erzählte ihm ein junger Syrer namens Hanna Diyab, den er im Mai 1709 in Paris traf.

Diyab hat diese Begegnungen in seinen Erinnerungen so beschrieben: „Ein alter Mann besuchte uns des Öfteren. Er las gut Arabisch und übersetzte Bücher aus der Sprache ins Französische. In dieser Zeit übersetzte er unter anderem die Geschichten von ‚Tausendundeiner Nacht‘. Dieser Mann suchte meine Hilfe zu einigen Punkten, die er nicht verstand und die ich ihm erklärte. Es fehlten im Buch, das er übersetzte, einige Nächte, und ich erzählte ihm daher die Geschichten, die ich kannte. Er konnte sein Buch mit diesen Geschichten ergänzen und war sehr zufrieden mit mir.“

Der alte Mann, wie Hanna Diyab ihn nannte, hatte allen Grund, zufrieden zu sein mit dem hilfsbereiten Syrer, denn er verdankte diesem neben „Aladin und die Wunderlampe“ auch noch „Ali Baba und die vierzig Räuber“ sowie andere Märchen. Diyab hatte Galland zwei der Geschichten aufgeschrieben und ihm zwölf weitere erzählt. Woher diese stammten, sagte er nicht.

Galland würdigte Hanna Diyabs Beitrag zu seiner Märchensammlung nicht, was damals durchaus üblich war: Sogenannte eingeborene Informanten blieben meist unerwähnt. Lediglich in seinem Tagebuch nennt Galland den Syrer einige Male, etwa aus Anlass der ersten Begegnung am 17. März 1709:

„Am Morgen ging ich zu Monsieur Paul Lucas … Ich unterhielt mich eine Weile mit Hanna, dem Maroniten aus Halep (Aleppo), der neben seiner Sprache, die das Arabische ist, recht passabel Türkisch und Provenzalisch und Französisch spricht.“

Tatsächlich war Diyab Geschichtenerzähler, Weltenbummler, Lebenskünstler. Zusammen mit dem französischen Kaufmann und Forscher Paul Lucas reiste er von Aleppo nach Paris. Das Manuskript von Diyabs Erinnerungen wurde erst 1993 aufgefunden und ist seitdem in mehreren internationalen Editionen erschienen*.

Es geht um gute und böse Zauberer, verschlagene Händler, Liebesabenteuer, gefährliche Dämonen.

Das Märchenepos „Tausendundeine Nacht“ mit der Rahmenhandlung um den rachsüchtigen Sultan und die kluge Scheherazade, die dem Tod entgeht, weil sie so spannend zu erzählen vermag, hat eine hochkomplexe Entstehungsgeschichte. So weit sie heute bekannt ist, reicht sie bis zum ersten Jahrtausend nach Christus zurück. Bezeugt ist im 10. Jahrhundert eine persische Fassung, die dann offenbar ins Arabische übertragen wurde. Galland, der erste bedeutende Übersetzer in eine europäische Sprache, hat sich Eingriffe nach dem Geschmack seiner Zeit erlaubt und zum Beispiel die erotischen Passagen entschärft oder weggelassen.

Die nächtlichen Erzählungen Scheherazades jedenfalls entführen den Leser in eine wundersame Welt, es geht um gute und böse Zauberer, um verschlagene Händler, Liebesabenteuer, gefährliche Dämonen. Wie kein anderes Werk ist Gallands „Tausendundeine Nacht“ Inbegriff eines romantischen, exotischen Orientbilds europäischer Prägung.

Er beschreibt die gefährliche Reise, die im Frühjahr 1707 begann und rund zwei Jahre dauerte. Lucas war im Orient unterwegs, um Münzen, Handschriften und Edelsteine zu erwerben. Der junge Diyab, ein syrischer Christ, war gerade aus dem Kloster ausgetreten und wusste nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte. In einer Unterkunft traf er auf den europäischen Handelsmann. „Er reiste im Auftrag des Sultans von Frankreich und kam aus den Ländern Armeniens“, notierte Diyab. „Er hatte diese Gegenden

* Hanna Diyab: „Von Aleppo nach Paris“. Die Reise eines jungen Syrers bis an den Hof Ludwigs XIV. *Aus der französischen Übertragung übersetzt von Gennaro Ghiradelli. Die Andere Bibliothek; 491 Seiten; 42 Euro.*

als wandernder Arzt durchquert und wollte von Aleppo aus die arabischen Länder besuchen." Tatsächlich sollte Lucas im Auftrag von Ludwig XIV. orientalische Kostbarkeiten an den Königshof bringen; er gab lediglich vor, Arzt zu sein, und behandelte Leidende mit allerlei Tinkturen – mal mehr, mal weniger zum Wohl der Patienten.

Diyab, ein Kind des Basars, war vertraut im Umgang mit Europäern, er sprach neben seiner arabischen Muttersprache Französisch und wohl auch Italienisch und Türkisch. Hannas enormes Sprachtalent beeindruckte den Franzosen, und so erhielt Diyab eine Anstellung bei ihm – als Begleiter für den Heimweg. Detailliert schildert Diyabs Bericht den Weg über Tripolis und Tunis, Genua, Livorno und Marseille bis Paris mit all seinen kulturellen Besonderheiten.

Der junge Araber hegte Zuneigung und Bewunderung für Lucas, nannte ihn „Meister"; die Wertschätzung in umgekehrter Richtung hielt sich in Grenzen. Lucas wusste, dass er auf Diyab angewiesen war, sah die Reiseverbindung jedoch eher als Zweckgemeinschaft und erwähnte, durchdrungen von westlicher Arroganz, den jungen Syrer in seinen Reiseaufzeichnungen kein einziges Mal.

Diyab hingegen hatte einen offenen Geist und urteilte nicht vorschnell. Durch Livorno ging er mit staunenden Blicken: „Es war die erste Stadt im Christenland, die ich betreten hatte. Ich sah Frauen in den Geschäften, die verkauften und kauften, als ob sie Männer wären. Sie schlenderten unbedeckt und mit unverschleierten Gesichtern in den Straßen umher. Ich glaubte zu träumen."

Seeräuber, Händler, Bettler und Maultiertreiber begegneten ihnen ebenso wie Schmuggler und Grabräuber. Lucas und Diyab erwarben neben anderen Gütern etliche Wüstenspringmäuse – als Geschenk für den König.

Schließlich erreichten sie ihr Ziel: „Unsere Ankunft in Paris geschah im Monat Februar des Jahres 1709", schrieb Diyab. Er bewunderte die Größe der Stadt, ihre Lichter und Laternen, die Organisation der Müllabfuhr, die Gefängnisse und Krankenhäuser.

Bei Hofe erwiesen sich vor allem die Wüstenspringmäuse als Sensation. Über Ludwig XIV., den „Sonnenkönig", befand der junge Syrer: „Er war so majestätisch, dass niemand seinen Blick ertragen konnte."

Diyab besichtigte Museen, Theater, Zeichenateliers und war auch davon tief beeindruckt. „In der Stadt Paris findet man Schulen für alle Wissenschaften und Künste, die es auf der Welt gibt. Es gibt sogar Orte, wo man das Tanzen, und andere, wo man das Spielen von Musikinstrumenten lernt."

Aufgeschrieben hat Diyab seinen Reisebericht erst 1763, also Jahrzehnte später. Da war er längst nach Aleppo zurückgekehrt, nicht zuletzt, weil Paul Lucas seine Zusage, ihm eine Stelle zu verschaffen, nicht gehalten hatte. Diyab wurde von seiner Familie wieder liebevoll aufgenommen, lebte als Tuchhändler, heiratete, wurde Vater zweier Söhne und erinnerte sich im Alter an all die wundersamen Dinge, die er auf seiner Reise gesehen hatte. ■



„Aladin erscheint der Geist"
Illustration von R. de la Nezière in „Les Mille et Une Nuits", 1933

1798 landete *Napoleon* mit großem Heer und einem Tross Wissenschaftlern in Alexandria. Die dreijährige Fremdherrschaft krempelte das Land um.

Die Vermessung Ägyptens

Von Marc Röhlig



Der ägyptische Gelehrte Abd al-Rahman al-Dschabarti staunte nicht schlecht, als er zum ersten Mal französische Soldaten sah. Alle hatten glatt rasierte Wangen und trugen alberne Hüte. Zugleich lernte er, dass selbst einfach geborene Männer eine Chance hatten, hohe militärische Ränge zu erreichen. Die Franzosen, so notierte al-Dschabarti, „folgen dem Gesetz, dass jeder – egal, wie groß oder klein, ehrwürdig oder erbärmlich, Mann oder Frau – gleich ist“.



Napoleon Bonaparte in der „Schlacht bei den Pyramiden“ beim Dorf Imbaba *(Gemälde von Antoine-Jean Gros, 1810)*

Dschabarti war Ende des 18. Jahrhunderts Gelehrter an der bei Sunniten hoch angesehenen Azhar-Universität in Kairo. Er gehörte zu den Zeitzeugen von Napoleons Invasion und war einer der bekanntesten Chronisten seines Landes. Von Juli bis Dezember 1798 beschrieb Dschabarti die Ankunft des Feldherrn – und wie dieser versuchte, Ägypten zu verändern.

Die Freiheitsliebe und Gleichmacherei der Franzosen hielt Dschabarti freilich für lächerlich. Doch ihm imponierte sehr ihre Effektivität sowie ihre technische und wissenschaftliche Überlegenheit.

Dass er beeindruckt war, hatte allerdings auch seinen Grund. Napoleon Bonaparte war im Frühsommer 1798 mit einer gewaltigen Armee, verteilt auf rund 300 Schiffe, in Alexandria gelandet. Mit an Bord waren an die 150 Wissenschaftler: Ingenieure, Ärzte, Mathematiker, Naturforscher – führende Köpfe der Wissenschaftselite Frankreichs. Für die kommenden drei Jahre sollte das Land an der Schnittstelle zwischen Afrika, Asien und Europa komplett kartografiert und katalogisiert werden.

„Ich sah mich selbst auf dem Weg nach Asien, einen Elefanten reitend, einen Turban auf meinem Kopf.“

Die „Expédition d’Égypte“, wie die Franzosen das Unterfangen bezeichneten, war zu keiner Zeit ein reiner Feldzug. Sie war immer auch als intellektuelle Landnahme geplant. Es ging sowohl um die Unterwerfung Ägyptens als auch um seine Vermessung. Am Ende sollten es überraschenderweise vor allem die Ägypter sein, die von der napoleonischen Expedition profitierten.

Das Land am Nil war Ende des 18. Jahrhunderts für Frankreich von unschätzbarem Wert. Dort nutzten die verhassten Briten die Landenge zwischen Mittelmeer und Rotem Meer als Abkürzung ihrer Handelsroute nach Osten. Vom Mittelmeer gelangten Schiffe nilaufwärts bis Kairo, von wo aus Karawanen die Ware bis zur Küste des Roten Meers brachten. Von dort aus hatten Handelsschiffe freie Fahrt bis zum Juwel des britischen Empire, bis Indien.

Auch ungeachtet des britischen Einflusses war Ägypten strategisch wertvoll: Das fruchtbare Nildelta bot Reis und Getreide; Gold, Kaffee und Elfenbein aus dem Süden wurden hier gehandelt. Als Teil des Osmanischen Reiches war Ägypten zudem der Schlüssel zur Heiligen Stadt, Jerusalem.

Die von der Regierung in Paris abgesegneten Ziele der napoleonischen Expedition waren daher klar umrissen: Die Vormachtstellung der Briten im Mittelmeer beenden, Ägypten zur französischen Provinz machen und neue Handelswege im Nahen Osten und nach Afrika erschließen.

Napoleon selbst, zum Zeitpunkt der Expedition ein 28 Jahre junger, ehrgeiziger General, verfolgte zudem ganz eigene Pläne. „Ich sah mich selbst auf dem Weg nach Asien, einen Elefanten reitend, einen Turban auf meinem Kopf und in meiner Hand ein neuer Koran, den ich so verfasst hätte, dass er mir passt“, fantasierte der Korse Jahre später über seine Zeit in Ägypten. Der Traum wies eine klare Parallele zu Alexander dem Großen auf. Der Größenwahn war Programm.

„Napoleon wollte sich in die Geschichte einschreiben“, sagt der Historiker Erich Pelzer, „und das durfte nicht klein passieren, sondern musste in großen Schritten erfolgen.“ Pelzer forscht an der Universität Mannheim zu Napoleons Wirken. Für den Experten besteht kein Zweifel: Bei seinem Ägyptenfeldzug – wie in allen Kämpfen in Europa – habe sich der Feldherr auch von seiner ureigenen „Gigantomanie“ leiten lassen.

Seine mit 38 000 Mann besetzte Expeditionsflotte – für die Zeit eine noch nie dagewesene Größenordnung – ist nur einer von zahlreichen Belegen. Dass Wissenschaftler und Gelehrte quasi „embedded“ beim Feldzug dabei waren, zeigte es noch deutlicher: Hier wollte einer alles, was geht, aus der Sache herausholen. Die Geschichtsbücher sollten sich, so sein Traum, mit seinen Heldentaten füllen.

Begonnen hatte alles in großer Hektik. Am 19. Mai 1798 ließ der General seine Flotte überhastet im Nebel aus dem Hafen von Toulon auslaufen. Es galt, unter allen Umständen ein Treffen mit der viel mächtigeren britischen Marine unter Admiral Nelson zu vermeiden. Viele der eilig nach Toulon herbeizitierten Soldaten wussten nicht einmal, wohin die Reise ging, so geheim war die gesamte Expedition organisiert worden. In der Not hatte



sich Frankreich Handelsschiffe von Genua, Venedig und Neapel geborgt. Unter Deck war hastig umgebaut worden, um in den Laderäumen Platz für die Truppen zu machen.

Am 1. Juli tauchte der Marineverband vor der ägyptischen Küste in Höhe von Abukir auf. Bereits am Folgetag nahmen die Truppen das nahe Alexandria ein; knapp drei Wochen später schlug die französische Armee die Ägypter in der berühmt gewordenen „Schlacht bei den Pyramiden" – in Wirklichkeit ein Scharmützel beim Dörfchen Imbaba, bei dem die Pyramiden von Gizeh nur eine ferne Ahnung am Horizont waren. Die französischen Soldaten waren mit wollenen Mänteln und Kanonen durch die Hitze der Wüste geeilt und am Ende ihrer Kräfte.

Auch wenn Ägypten zum Osmanischen Reich gehörte, übten seit dem 17. Jahrhundert mamlukische „Beys" als weitgehend selbstständige Statthalter die Macht aus. Eine Kriegerkaste von rund 20 000 Mamluken stand rund 4,5 Millionen Ägyptern vor.

Trotz dieser Größe erwies sich das Heer unter Führung der Mamluken-Eliteeinheiten den Franzosen nicht gewachsen. Viele Soldaten waren nur mit einfachen Krummsäbeln bewaffnet, die Schusswaffen und Artillerie der Ägypter waren denen der Franzosen hoffnungslos unterlegen. Die Niederlage kam für sie dennoch unerwartet. Die Einsicht in ihre militärisch-technische Unterlegenheit war für die Menschen im Land ein Schock – und ein Weckruf zum Aufbruch in die Moderne.

Mit der Schlacht bei den Pyramiden war nicht nur Kairo gefallen, sondern das gesamte Land. In einer Proklamation erklärte Napoleon dem ägyptischen Volk, dass es nun von der Sklaverei und der „Sippschaft" der Beys befreit sei. Dass die französische Strategie hinter der Expedition eigentlich die Unterwerfung Ägyptens war, versuchte Napoleon zu vertuschen. Er wollte als Freund und sogar Retter der Muslime gesehen werden – keinesfalls als später Kreuzfahrer.

„Wir führen die Ägypter an der Nase herum mit unserer vorgetäuschten Hingabe zu ihrer Religion."

Um dem Eindruck christlichen Chauvinismus' vorzubeugen, gründete Napoleon sogenannte Diwane: Verwaltungseinheiten mit einheimischen Geistlichen und Würdenträgern. Die Ägypter, die mit den einmarschierten Franzosen mindestens so sehr fremdelten wie zuvor mit den mamlukischen Beys, sollten sich nach französischem Vorbild selbst verwalten dürfen.

Bei einem Bankett versammelte der Feldherr seine Offiziere samt den örtlichen Würdenträgern, Imamen und koptischen Priestern. Zum ersten Mal seien die französischen Farben vereint gewesen mit denen der Osmanen, erzählte der junge Offizier Joseph-Marie Moiret später in seinen Memoiren: „Der Turban gemeinsam mit der roten Jakobinermütze, die Deklaration der Menschenrechte neben dem Koran, die Beschnittenen und Unbeschnittenen gemeinsam am gleichen Bankett." Für die einen habe es Wein gegeben, notierte Moiret, für die anderen Scharba, ein orientalisches Süßgetränk.

Um die Gunst der Menschen zu gewinnen, griff Napoleon auch zu unkonventionellen Methoden. Er kleidete sich mit der Dschalabija, dem traditionellen arabischen Gewand, oder er besuchte die Gebete in den Kairoer Moscheen. „Er wollte sich dem Land assimilieren und zeigen, dass er die Religion respektiert", sagt Napoleon-Forscher Pelzer. Außerdem war der Orient in Europa sehr en vogue (siehe Seite 88).

Selbst den Geburtstag des Propheten Mohammed wollte Napoleon um jeden Preis feiern. Für Muslime gilt das Datum als wichtiger Feiertag, rangiert aber hinter anderen Festlichkeiten wie dem Opferfest oder dem Fastenmonat Ramadan. Angesichts der französischen Truppen und dem Umsturz im Land wollte die muslimische Elite Kairos die Zeremonien 1798 ausfallen lassen. Als Napoleon davon erfuhr, organisierte er die Feierlichkeiten zu Ehren Mohammeds selbst – mit 300 Francs aus der Kriegskasse.

Ein andermal hieß er Pilger aus Mekka nach ihrer Rückkehr mit einer Parade willkommen. Zum Unmut nicht weniger seiner Männer: „Es würde euch amüsieren, mich mit unseren Musikanten an der Spitze dieser Pilger zu sehen", schrieb ein Offizier in die französische Heimat. „Wir führen die Ägypter an der Nase herum mit unserer vorgetäuschten Hingabe zu ihrer Religion."

Auch der US-Historiker John („Juan") Cole, Professor aus Michigan, bezweifelt den Erfolg der Anbiederungsversuche. Die Proklamationen seien in ein so schlechtes Arabisch übersetzt worden, dass die sowieso nur kleine Gruppe lesender Ägypter darin einen „hinterwäldlerischen Akzent" vernahm. Sie ließen die neuen französischen Herren „ziemlich lächerlich" erschienen.

Die plumpe kulturelle Aneignung war aus der Not geboren. Wie zuvor den osmanischen Herrschern fehlte auch Napoleon in Ägypten jegliche Legitimation. Er mochte zwar das Land von den mamlukischen Beys befreit haben – aber das machte ihn noch nicht zum rechtmäßigen Herrscher. Der Diwan war für Napoleon das wichtigste politische Druckmittel – die Annäherung unter Zwang.

Gleichzeitig aber ermöglichte diese Politik einen bis dato unerhörten Kulturaustausch: Napoleons Forscher kartografierten erstmals das gesamte Land, seine Depeschen brachten den Orient in die Kaminzimmer Europas. Durch die Entdeckung des „Steins von Rosetta" im Juli 1799, einem dunkelgrauen Stelenfragment, das im Nildelta gelegen hatte, konnte Jean-François Champollion erstmals altägyptische Hieroglyphen entziffern. Napoleon schlug mit seinem



Englische und französische Besucher beim ägyptischen Gouverneur Ali Pascha (Lithografie nach David Roberts, 1849)

Heer an Wissenschaftlern eine Brücke in die Hochkultur vergangener Jahrtausende.

Die Erfolge konnten über eines jedoch nicht hinwegtäuschen: Der Ägyptenfeldzug war geostrategisch eine einzige Niederlage. Bereits Anfang August 1798 – nur gut eine Woche nach der Schlacht bei den Pyramiden – hatte Admiral Nelsons Flotte die Franzosen eingeholt. In der Seeschlacht bei Abukir versenkten die Briten einen Großteil von Napoleons Kriegsmarine und schnitten ihm so den Seeweg nach Hause ab. Etwa 2000 französische Matrosen fanden den nassen Tod.

Auch die Ägypter selbst nahmen die neue Herrschaft nicht an. Ende Oktober wagte die Kairoer Elite den Aufstand gegen die Fremdherrscher; Napoleon ließ die Rädelsführer gefangen nehmen und bis zu 2000 Aufständische exekutieren. Vor allem Gelehrte wie Dschabarti hatten Napoleon von Beginn an für dessen angebliche Islambegeisterung verhöhnt. Zu Recht erkannte er in den Franzosen eher Invasoren als Befreier.

Neben den Ägyptern wollten auch die Osmanen die ungebetenen Gäste loswerden. Aus Syrien machte sich ein starkes Heer auf den Weg nach Ägypten. Napoleon selbst ritt den Osmanen mit seinen Soldaten entgegen, bis vor die Tore von Akko im heutigen Israel. Zwei Monate lang, bis zum Mai 1799, belagerte er die alte Kreuzfahrerfestung. Doch Kämpfe, Seuchen und die große Hitze dezimierten das französische Heer derartig, dass der Feldherr unverrichteter Dinge nach Ägypten zurückkehren musste.

In Depeschen nach Frankreich stellte er seine Fehlschläge als Erfolge dar. Die Osmanen schlug Napoleon endlich Ende Juli 1799, wieder in der Nähe des ägyptischen Abukir, aber diesmal zu Lande – ein Sieg, den er gegenüber der französischen Öffentlichkeit so erfolgreich verklärte, dass er bei seiner Rückkehr als Held gefeiert wurde.

In Wahrheit war Napoleon im August durch die britische Seeblockade hindurch nach Frankreich geflüchtet, um dort, in einem Staatsstreich, die Macht an sich zu reißen. Seinem verdutzten General Jean-Baptiste Kléber hatte Napoleon zuvor eine Notiz hinterlassen, dass jener nun das Kommando in Ägypten innehabe. Noch zwei Jahre hielten sich die Franzosen dort, bevor sie im September 1801 von den Briten geschlagen und verjagt wurden.

Der ägyptische Traum Napoleons – sein Selbstbild eines neuen Alexanders des Großen – endete in einem politischen und militärischen Fiasko. Dennoch schlachtete Napoleon die Reise propagandistisch noch lange aus: Die Künstler und Wissenschaftler, die ihn begleiteten, schufen ikonische Werke eines großartigen Feldzugs. Der Louvre wurde mit ägyptischen Kostbarkeiten vollgestellt, die Bilder zeigten einen Feldherrn im Antlitz der Pyramiden. Frankreich sah sich als erste Kulturnation der Welt – und als Retter kultureller Schätze aus ferner Zeit.

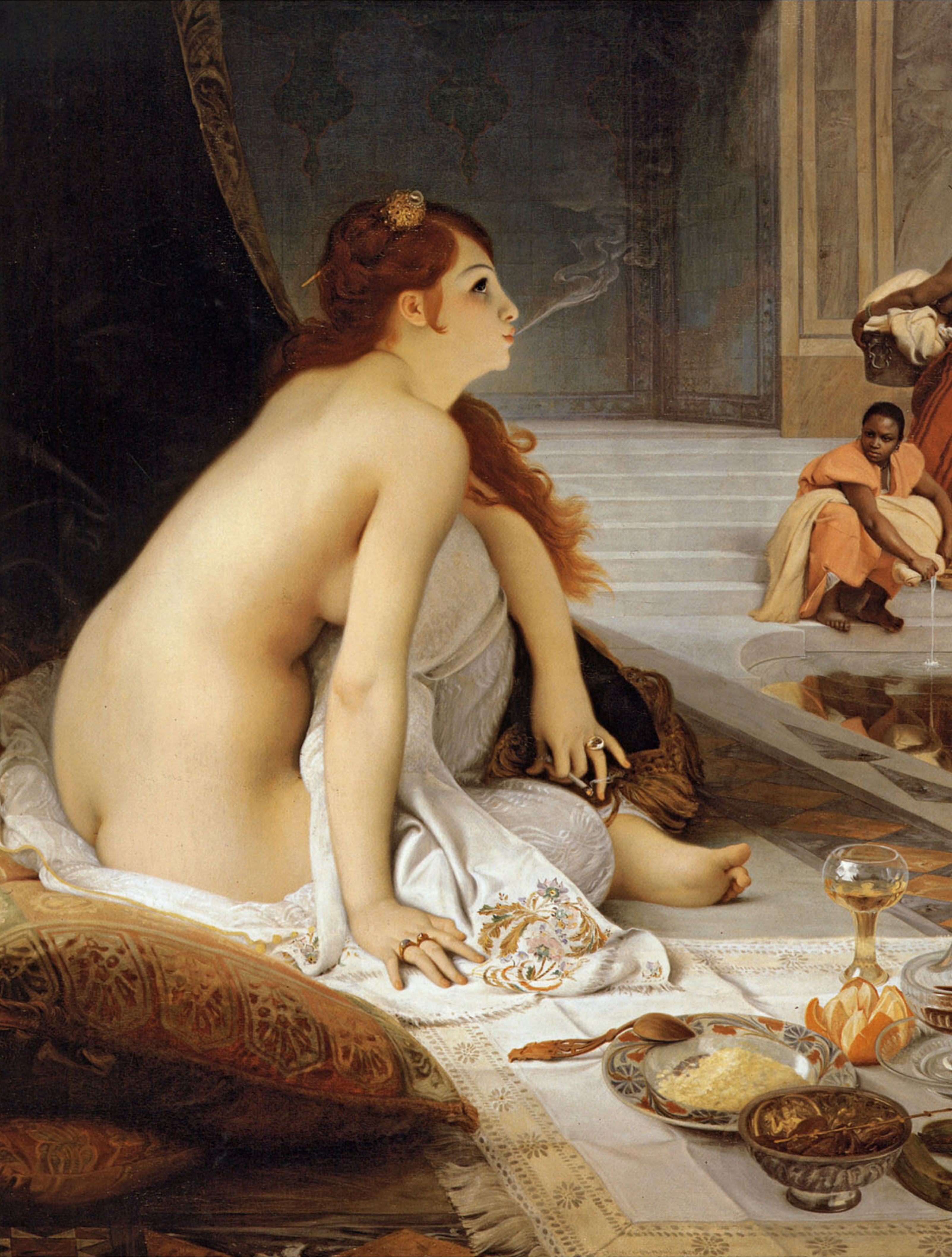
Die Ägyptenexpedition Napoleons war die erste westliche Invasion im Nahen Osten während der Neuzeit. Sie legte den Grundstein für eine bis heute schwierige wechselseitige Beziehung. Die Franzosen führten in Ägypten den modernen Verwaltungsstaat ein und beuteten das Land zugleich schamlos aus. Der mörderische Wettlauf mit den Briten gab den Takt für die kolonialen Ansprüche kommender Jahrzehnte vor.

Ägypten selbst brachte das Intermezzo der Franzosen einen bedeutenden Aufschwung: Die dreijährige Fremdherrschaft hatte die Politik des Landes neu gemischt. Mohammed Ali, ein osmanischer Militär aus kleinen, mutmaßlich kurdischen Verhältnissen, ging als der größte Profiteur aus diesem Umbruch hervor. 1805 wurde der Vertreiber der letzten Mamluken in Kairo Gouverneur der osmanischen Provinz Ägypten. Er versprach dem Land ein „Nisam al-Dschadid“ – ein „neues System“.

Ali Pascha schaffte Privilegien der ägyptischen Oberschicht ab, erneuerte die Bewässerungssysteme entlang des Nils, verstaatlichte Ackerland und investierte in die allmähliche Industrialisierung des Landes. Das ägyptische Heer formte Ali Pascha nach französischem Vorbild um – und führte es 1815 zum Sieg gegen die saudischen Wahhabiten.

Die von Mohammed Ali begründete Dynastie hielt sich bis 1952 – bis die „Freien Offiziere“ rund um Gamal Abdel Nasser die Monarchie in einem Staatsstreich beendeten.

marc.roehlig@bento.de



Verlockend, gefährlich, auf jeden Fall anders: In den Augen der Europäer wurde *„der Orient“* zu einer exotischen Phantasiewelt.

KIFFEN IM ARABISCHEN SALON

Von Andreas Wassermann

Rochefort ist ein charmantes Städtchen an der Charente nahe der französischen Atlantikküste. Hier wurde 1850 Julien Viaud geboren, als Sohn eines Schiffsarztes. Bald zog es den Seefahrerspross hinaus in die Welt, vor allem Richtung Osten. Als Marineoffizier schiffte Viaud sich 1876 in Richtung Türkei ein, später fuhr er nach Palästina und schließlich nach Persien. Er begann Romane zu schreiben und nannte sich fortan Pierre Loti.

Jahrzehnte später kehrte Loti zurück nach Rochefort. Die Reisen und das Leben im Orient hatten ihn so verändert, dass er den bodenständigen Charentiers einen eher verstörenden Anblick geboten haben muss: Loti bedeckte seinen Kopf nun oft mit einem Fes, jener krempenlosen Filzkappe aus der Türkei. Oder er trug Turban und Pluderhosen und sog an einer Wasserpfeife. Manchmal traf er sich mit anderen Künstlern, Musen und Schauspielern zum Kiffen im arabischen Salon.

„Die weiße Sklavin“ – so der Titel des romantisierenden Haremsgemäldes, das der Franzose Jean Lecomte du Noüy 1888 gemalt hat.

Sein Geburtshaus ließ der turkophile Schriftsteller komplett orientalisieren. Im zweiten Stock richtete er ein palastartiges Türkenzimmer ein, das zu einer kleinen Moschee im Haus führte, die weite Teile des Gebäudes beanspruchte. Sie war eine Miniaturausgabe der weltberühmten Umajjaden-Moschee in Damaskus; die Verzierungen und prächtigen Wandfriese entsprangen freilich weitgehend Lotis Phantasie und waren von örtlichen Handwerkern gefertigt.

„L’orient“, der Orient, war zur Jahrhundertwende in den feinen Bürgersalons von Paris, London, Wien und Berlin der letzte Schrei. Reiseberichte aus Arabien und Romane über wilde, stolze Berber wurden Bestseller. Ihre repräsentativen Stadthäuser statteten die Bewohner mit Diwanen und Brokatkissen aus – ganz so, als wollten sie den europäischen Historismus durch Anleihen aus dem orientalischen Serail noch eklektischer gestalten. Die Kultur des Nahen Ostens weckte die Sehnsucht nach Exotik und Spiritualität in einer immer rationaler und mechanistischer erscheinenden Zeit. Die Fin-de-Siècle-Stimmung idealisierte und verkitschte den Orient in eskapistischer Manier: Weihrauch, Bauchtanz oder ein Ritt durchs wilde Kurdistan als Gegenmittel zum Maschinentakt der westlichen Moderne.

„L’orient“ war zur Jahrhundertwende der letzte Schrei – in Paris, London, Wien, Berlin.

Geraucht wurden Zigaretten mit arabisch klingenden Phantasienamen, verpackt in Metalldosen, deren Bemalung sich an orientalischer Ornamentik orientierte. In Düsseldorf eröffnete um 1900 ein orientalisches Kaffeehaus, das so auch am Rande des großen Suk von Damaskus gestanden haben könnte. In Dresden ließ der Unternehmer Hugo Zietz ab 1908 eine ganze Zigarettenfabrik als Moschee-Kopie errichten. „Orient sells“, hieß es auch beim Mokka. Der Wiener Kaffeehändler Josef Meinl warb für seine Kaffeeprodukte mit einem dunkelhäutigen Jungen, der auf dem Kopf einen roten Türken-Fes trug.

Zwar hatte schon Jahrhunderte zuvor die Welt der Scheichs, Sultane und Kalifen das Abendland fasziniert. Doch handelte es sich damals um ein gespaltenes Gefühl. Einerseits gruselten sich die gottesfürchtigen Christenmenschen vor der Expansion ihrer Nachbarn – die sogar Mitteleuropa in den Blick nahmen, wie im 16. und 17. Jahrhundert, als die Osmanen mehrfach vor Wien standen. Der Islam galt als eine gewalttätige, rückschrittliche Religion, deren Ausbreitung eine Gefahr bedeutete.

Andererseits hatte der Orient etwas Mystisches und Libidinöses. Es lockten die fremden Gerüche und Geschmäcker, die farbenprächtige Sphäre der Tausendundeiner-Nacht-Märchen. Zu dieser Sphäre zählte vor allem der Harem, jahrhundertelang heimlicher Traum vieler christlicher Männer: mehrere Frauen, weggeschlossen wie eine wertvolle Schmucksammlung, zur ständigen und freien Verfügung eines einzigen Gebieters (siehe Seite 95). Der Harem war in der westlichen Phantasie eine Art Privatbordell, schwülstig und parfümiert wie in den Gemälden der Historienmaler Eugène Delacroix oder Jean-Auguste-Dominique Ingres.

August der Starke, der virile Sachsenherrscher in der Zeit des Barock, lebte seine Phantasien ganz ungeniert aus. In seinem Lustschloss Pillnitz und auf den Dresdner Elbwiesen veranstaltete August mit Vorliebe orientalische Kostümfeste. Kamele wurden aus Arabien herbeigeschafft und Schmuckzelte mit wertvollen Teppichen ausstaffiert. Der König selbst kleidete sich als Sultan, umgeben von einem Harem aus jugendlichen Dresdner Hofdamen.

Fatimas schöner Busen war „bloß von der dünnen Gaze ihres Hemdes beschattet“.

Selbst die Hochzeit seines Sohnes Friedrich August mit der Habsburger Erzherzogin Maria Josepha zelebrierte der Sachse als osmanische Sause mit Janitscharen, der Leibgarde des Sultans. Für vier Millionen Taler ließ August im Herbst 1719 eine sarazenische Zeltstadt am Dresdner Elbufer aufbauen und zum Festbankett edle Speisen aus dem Orient herankarren. Sogar die Pferde wurden mit Silberapplikationen aufgezäumt, die Satteldecken waren aus Samt und Damast.

Der beeindruckte Bräutigam setzte nach dem Tod des Vaters den Türkenkult fort. Unter seiner Regentschaft fand am 5. Februar 1753 im Dresdner Zwinger die Uraufführung der Barockoper „Solimano“ statt, eine eher simpel gestrickte Liebesschmonzette um den osmanischen Sultan Süleyman den Prächtigen. Doch es zählte weniger die Originalität von Libretto und Musik als die Präsentation. Und bei dieser ließ sich Dresden wahrlich nicht lumpen. Bühnenbildner Giuseppe Galli di Bibiena, später Hofarchitekt von Preußenkönig Friedrich II., konnte aus dem Vollen schöpfen. Elefanten traten auf, Dromedare und Kamele. Zum Schluss wurde der Zwingerhof, wie ein Beobachter notierte, „ins Abendlicht eines osmanischen Heerlagers getaucht, am Ufer des Tigris vor den Toren Babylons“.

Vis-à-vis des Dresdner Zwingers steht das Residenzschloss. Im zweiten Stock können Besucher heute noch die Hinterlassenschaften der sachsenfürstlichen Orientliebe bestaunen. Die „Türckische Cammer“ und das „Grüne Gewölbe“ sind Zuschauermagneten der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden mit dem weltweit wohl bedeutensten Schatz osmanischer Kunst außerhalb der Türkei – allein mehr als 600 Exponate in der Türckischen Cammer, die sächsische Herrscher seit dem Mittelalter erworben, eingetauscht oder mitgenommen hatten.

Zu sehen sind lebensgroße Pferdeskulpturen aus Holz, allerlei kunstgeschmiedete Dolche und Krummsäbel, schnabelartige Pantoffeln aus besticktem Samt (25 Zentimeter lang) und seidene Kaftane, getragen von August dem Starken, um seine Mätressen zu betören. Prunkstück der Sammlung ist ein osmanisches Dreimastzelt aus Gold und Seide – 20 Meter lang, acht Meter breit und sechs Meter hoch. „Eine Art Luxus-Camping für sächsische Fürsten auf dem Höhepunkt der Türkenmode“, sagt der Museumsführer auf Englisch. Besucher aus seiner asiatischen Gruppe kichern.

Der turkophile französische Schriftsteller Pierre Loti im orientalischen Dekor seines Hauses in Rochefort um 1900

Verbreitung fand die Türkenmode im Europa des 18. Jahrhunderts jedoch nicht nur durch die Orientliebhaber in den absolutistischen Fürstengeschlechtern. Auch Reiseberichte aus dem Osmanischen Reich wie die von Lady Mary Montagu weckten die Sehnsucht nach der scheinbar ganz anderen Welt des Nahen und Mittleren Ostens.

Die Landadelige aus Südengland war eine unternehmungslustige, neugierige Frau. 1716 begleitete sie ihren Mann Edward, einen jungen Unterhausabgeordneten, ins Osmanische Reich. König Georg I. hatte den Parlamentarier zum Gesandten am türkischen Hof ernannt. Er sollte die Interessen der britischen Krone im Konflikt zwischen Österreich und der Türkei vertreten. Lady Mary verbrachte mehr als ein Jahr in der Türkei und hielt ihre Erlebnisse in Briefen fest.

Am 18. April 1717 berichtete die englische Aristokratin ihrer Schwester etwa über Fatima, die elegante Frau eines stellvertretenden Großwesirs: „Unsere berühmtesten englischen Schönheiten würden neben ihr verschwinden.“ Detailreich beschrieb sie Fatimas luxuriösen Aufzug, vom „Kaftan aus goldenem Brokat mit silbernen Blumen“ über die Juwelennadeln „in den zahlreichen Zöpfen“ sowie der „Schönheit ihres Busens, der bloß von der dünnen Gaze ihres Hemdes beschattet war“.

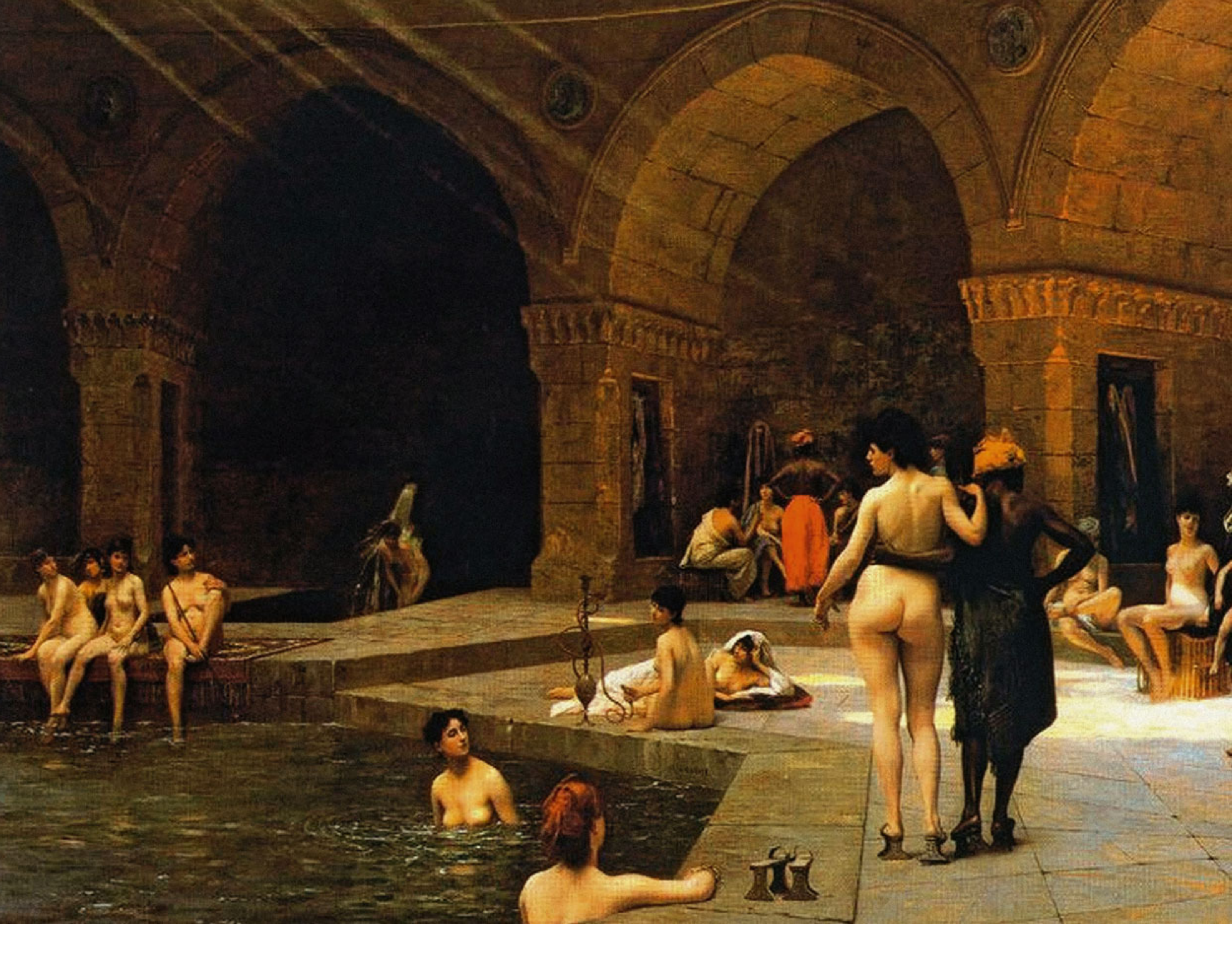
Kurz vor der Abreise aus Konstantinopel im Jahre 1718 verfasste Lady Mary noch einen kleinen gesellschaftspolitischen Exkurs zur Stellung der Frauen im Islam – jedenfalls der wohlhabenden Damen. Diese seien, so die Britin, „vielleicht freier als alle übrigen des Erdbodens und die einzigen Weiber, die ihre ganze Zeit zubringen mit Besuchen, Baden oder dem an-





Im Opiumqualm in Jean Lecomte du Noüys Bild „Der Traum des Eunuchen“ (1874) tanzen eine Frau und ein Knabe mit Messer.





genehmen Zeitvertreib, Geld auszugeben und neue Moden zu ersinnen".

Lady Mary Montagu brachte als Souvenirs allerlei Kunstschätze und orientalischen Tinnef zurück nach England sowie einen dunkelhäutigen Sklaven. Der „kleine Mohr" diente fortan als Begleiter der Exzentrikerin. Ihr löblicher Versuch, nach türkischem Vorbild eine Pockenimpfung im britischen Königreich durchzusetzen, scheiterte auch am Widerstand der anglikanischen Kirche. Sehnsuchtsvoll fremd durfte der islamische Orient sein, aber doch kein Vorbild für ein Christenreich.

„Durch den Gründer des Islam wurde Goethe dichterisch inspiriert."

Islam und Orient waren nicht nur Projektionsflächen für schwülstige Exotik. Bereits Mitte des 17. Jahrhunderts erschien die erste französische Übersetzung des Koran. Kurze Zeit später verfasste der Humanist Barthélemy d' Herbelot die „Bibliothéque orientale" und verwissenschaftlichte damit die Wahrnehmung des Fremden.

Zu Beginn der Aufklärung diente die intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Islam vor allem aber als Vehikel für eine generelle Religionskritik. So schrieb der französische Philosoph Voltaire die 1741 uraufgeführte Vers-Tragödie „Der Fanatismus – Mahomet der Prophet". Hinter dem antiislamischen Titel verbarg sich indes eine Streitschrift gegen jeglichen religiösen Fundamentalismus. „Die Hellhörigen unter seinen Zeitgenossen wussten", so die Literaturwissenschaftlerin Katharina Mommsen, „dass, wo Voltaire Mekka sagte, eigentlich Rom gemeint war". Und in der Tat setzte die Comédie Française nach einer Intervention des einflussreichen Kardinals André-Hercule de Fleury Voltaires „Mohammed" nach nur drei Aufführungen ab.

Johann Wolfgang von Goethe hatte aus anderen Gründe Probleme mit Voltaires „Mohammed"-Philippika. 1799 nahm der Dichter den Auftrag von Herzog Carl August an, die Vers-Tragödie ins Deutsche zu übersetzen und in Weimar auf die Bühne zu bringen. Es war ein Ansinnen, das der Großdichter und Theaterintendant nicht ablehnen konnte, wenn er seine Stellung am Weimarer Hoftheater nicht gefährden wollte. Denn die Richtung gefiel Goethe überhaupt nicht. Mo-

hammed als Betrüger, wie von Voltaire insinuiert: So wollte Goethe den Propheten nicht verstanden wissen.

Zu ihm hatte der deutsche Dichterfürst ein ganz eigenes Verhältnis – fast wie zu einer Muse. „Durch den Gründer des Islam wurde Goethe weit öfter dichterisch inspiriert als man bisher wahrgenommen hat“, schreibt Katharina Mommsen in „Goethe und die Arabische Welt“. Auch jenseits der Prophetenweisheiten war der Orient für den Hessen ein Quell der Inspiration. Scheherazades Erzählungen liebte er seit frühester Kindheit; im Greisenalter sollen ihm die orientalischen Märchen geholfen haben, Trübsal während langer Krankheitsnächte zu vertreiben. Auch glaubt Mommsen zeigen zu können, dass die Erzählweise der orientalischen Märchen Goethes lockere Komposition beeinflusste – etwa im Bildungsroman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.

Exotisch-erotische Fantasien prägen das Gemälde „Das große Bad in Bursa“ (1885) von Jean-Léon Gérôme.

Und selbst der „Faust“, Leitstern des deutschen Bildungskanons, wäre wohl ohne Goethes Affinität zum Orient so nicht entstanden, zumindest nicht der zweite Teil der Tragödie. Mommsen hat darin deutliche Parallelen zu Märchenmotiven erkannt, etwa zur Geschichte von Asem und der Geisterkönigin. Wie Asem muss auch Faust Abenteuer bestehen und wird von Station zu Station weitergereicht. Und selbst Sprachbilder des „Faust“ wirken gelegentlich wie abgekupfert. „Asem landet mit seinem Ball. Er rührt die Zaubertrommel“, heißt es im Märchen. In Goethes Faust klingt das dann so: „Der Ball mit den Luftfahrern landet – wie Erichtho verkündet – im Geisterreich der Klassischen Walpurgisnacht.“

Goethe spürte der Wechselwirkung zwischen Morgen- und Abendland nach, er sah, dass die Kulturen sich ergänzen und wechselseitig beflügeln können. In seinem Spätwerk hat er diese East-meets-West-Philosophie in Verse gefasst. Für seinen „West-östlichen Diwan“ schrieb er die berühmten Zeilen: „Wer sich selbst und andere kennt / wird auch hier erkennen / Orient und Okzident / sind nicht mehr zu trennen.“

Doch spätaufklärerische Multikulti-Toleranz wie bei Goethe blieb die Ausnahme. Das vorherrschende Orientbild changierte zwischen naiver Faszination und westlich-arroganter Verachtung. „Bei den Arabern ist der zivilisierte Mensch in den Zustand des Wilden zurückgefallen“, schrieb der französische Reiseschriftsteller François-René de Chateaubriand zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Chateaubriand war von Paris nach Jerusalem gereist, nachdem Napoleon Ägypten erobert hatte.

Napoleons Expedition an den Nil war der Beginn einer Entwicklung, die der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said „Orientalismus“ nannte. Die islamisch geprägte Welt wurde zum Objekt der christlich-abendländischen Forschung. Im Gefolge des bonapartistischen Expeditionscorps reisten auch Archäologen, Biologen, Völkerkundler, Literaten und Maler. Dabei sei von geringem Interesse gewesen, urteilte Said in seinem 1978 erschienenen Buch „Orientalismus“, was diese Welt zusammenhielt, welche wissenschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Traditionen es gab. Entscheidend für die im Geist der Kolonialzeit entstehenden Werke war, wie Europa den Orient sah – also all jenes, was dieser dem westlichen Blick spiegelte oder spiegeln sollte.

Denn nur dadurch konnte die Mystik, das Bedrohliche, das Exotische erhalten werden. Und so blieb dieses Bild des Orients, glaubte Said, das, was es immer war: eine Erfindung des Westens.

andreas.wassermann@spiegel.de

Der Sultan als Gast

Pralle Sinnlichkeit und zügellose Lust – hinter den Mauern osmanischer Paläste imaginierten Europäer einen Männertraum, wie viele Gemälde, Opern und Romane des 19. Jahrhunderts zeigen. Mit dem Alltag im Harem hatten diese Werke wenig gemein.

Die Herrscherharems im islamischen Kulturkreis waren straff hierarchisch organisiert. In Istanbul stand an der Spitze die Sultansmutter. Im Topkapı-Palast, dessen Harem über 300 Räume umfasste, lebte sie im zweitgrößten Wohntrakt, größer war nur der ihres Sohnes. Ihr unterstanden seine Töchter und Schwestern, seine bis zu zwölf Konkubinen sowie das Heer der Arbeitssklavinnen; legale Ehefrauen hatten osmanische Sultane selten.

Fast alle Frauen betraten den Harem zunächst als Sklavinnen. Meist waren sie christliche Osteuropäerinnen; selbst der ferne Sultan von Sansibar schätzte die weißhäutigen Tscherkessinnen.

Angehörige der eigenen turkmenischen Ethnie wurden von den Osmanen nie versklavt. Am niedrigsten rangierten beim Menschenhandel die schwarzen Sklavinnen: Während Weißhäutige als „Luxusartikel“ in separaten Räumen den Kunden vorgeführt wurden, bot man Schwarzhäutige offen auf dem Markt an.

Schwarze Eunuchen stellten im Sultansharem die Schnittstelle zwischen Innen und Außen dar; ihre Zahl ging in die Hunderte. Meist wurden sie als Jungen aus Äthiopien oder dem Sudan verschleppt und im Palast erzogen. Auch die jungen Sklavinnen wurden in der Palastschule unterrichtet: im Schreiben, Nähen, Tanzen und Musizieren. Viele wurden später freigelassen und verheiratet.

Ungeregelte Begegnungen oder gar sexuelle Spontaneität waren tabu. Der Sultan galt im Harem als Gast und soll genagelte Schuhe getragen haben, um sein Kommen anzukündigen. Das abgeschlossene Innenleben und die Abhängigkeit der Frauen von ihren Söhnen – ihr Status hing vom Rang ihrer Sprösslinge ab – förderte blutige Intrigen.

Nicht nur Sultane verfügten über einen „harim“ (arabisch für „geschützter, unverletzlicher Ort“). Jedes städtische Haus besaß einen privaten Wohnbereich, der nicht von fremden männlichen Besuchern betreten werden durfte. Das Haremssystem geht wohl auf altpersische und byzantinische Traditionen zurück. Die ersten Musliminnen in Mekka und Medina konnten sich noch frei bewegen; erst um 800 etablierte sich der geschlossene Harem in der Oberschicht. *Claudia Stodtem*

Das Joch der Religion



DSCHAMAL AL-DIN AL-AFGHANI
Der Vordenker des Antikolonialismus und eines Reformislams wirkte in Teheran, Kabul, Kairo und Konstantinopel.

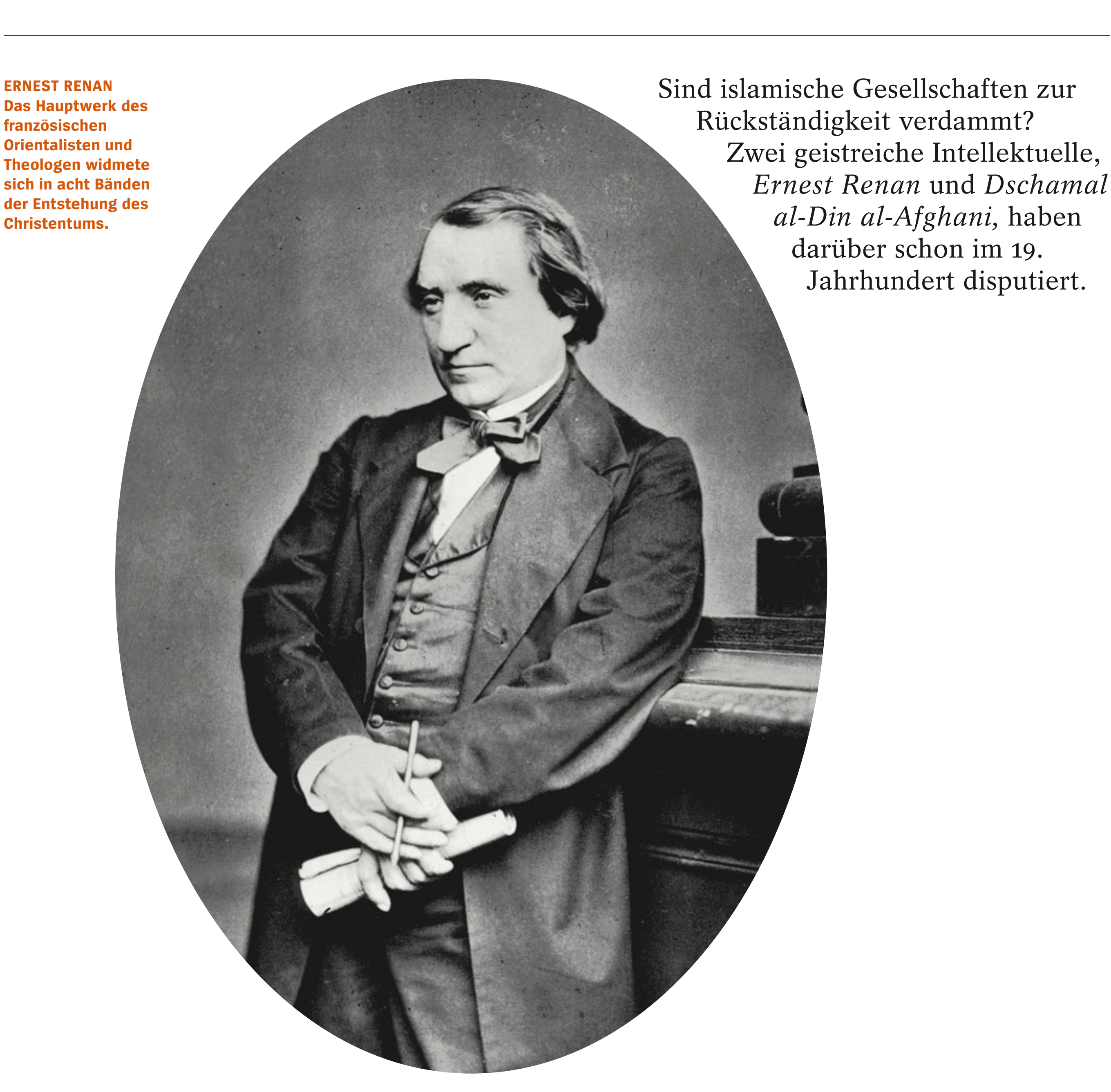
Von Nils Minkmar

Manche Debatten um den Islam scheinen in einer Zeitschleife gefangen zu sein. Wieder und wieder nehmen sie Fahrt auf, die gleichen Argumente treffen auf die gleichen Gegenargumente, und dann ist nichts geklärt, sondern es folgt Alltag, eine Pause – bis sie eben so neu wieder aufflammen. Und immer wird geredet, als sei der Islam gestern erst bekannt geworden, als habe er, als hätten die Debatten zwischen den diversen Strömungen des Islam und den diversen Denkschulen im Westen keine Geschichte. Als könne man jederzeit neu prüfen und gegebenenfalls widerrufen, ob der Islam dazugehört oder nicht. Insofern ist es schon ein Akt der Aufklärung darauf hinzuweisen, dass auch die inhaltliche, die intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Islam eine lange Geschichte hat.

Eine der in diesem Sinne immergrünen Debatten ist jene, ob der Islam mit der Moderne, insbesondere mit der Wissenschaft kompatibel sei. Es ist ja eine der zentralen Fragen, die das neuzeitliche Christentum seit dem 17. Jahrhundert zu beantworten hatte. Erst nach vielen Kämpfen und dramatischen historischen Umwälzungen kam es zu einer Versöhnung der dominierenden christlichen Konfessionen mit der modernen Wissenschaft. Aber zahlreiche Glaubensströmungen lehnen nach wie vor etwa die Evolutionstheorie ab. Und immer wieder wird auch der Islam in dieser Hinsicht befragt.

Die Fakten legen auch heute noch einen Zusammenhang nahe – jedenfalls auf den ersten Blick. Nach dem Human Development Report der Vereinten Nationen steht es schlecht um den wissenschaftlichen Rang von Ländern wie Saudi-Arabien, dem Jemen oder der drei Maghreb-Staaten. Es werden kaum Bücher aus diesen Ländern in andere Sprachen übersetzt, auch umgekehrt nicht: Wissenschaftliche Standardwerke gibt es gar nicht auf Arabisch. Wenn jemand aus diesen Ländern wissenschaftliche

ERNEST RENAN
Das Hauptwerk des französischen Orientalisten und Theologen widmete sich in acht Bänden der Entstehung des Christentums.



Sind islamische Gesellschaften zur Rückständigkeit verdammt? Zwei geistreiche Intellektuelle, *Ernest Renan* und *Dschamal al-Din al-Afghani,* haben darüber schon im 19. Jahrhundert disputiert.

Ambitionen entwickelt, studiert er meist im westlichen Ausland und bleibt dann auch oft dort. Wenn man näher hinsieht, muss man feststellen, dass politische und soziale Faktoren diese Unterentwicklung bedingen. Die staatliche Bevormundung und Zensur, die dominierende Rolle einer restriktiven Auslegung des Islam und die wenig entwickelte bürgerliche Öffentlichkeit stehen einer Entfaltung der wissenschaftlichen, aber auch der künstlerischen Kreativität entgegen.

Inwiefern ist diese Rückständigkeit auch mit der Religion in Verbindung zu bringen? Nicht erst seit Thilo Sarrazins 2010 erschienenem Bestseller „Deutschland schafft sich ab" wird die Frage heftig diskutiert. Sarrazin hatte die schwache Leistung der Araber und der Türken auf den Gebieten der Mathematik und Naturwissenschaften mit mangelnder Intelligenz erklärt – und diese wiederum teils mit dem Islam, teils mit biologistischen Argumenten begründet.

Doch die lange Vorgeschichte der Debatte, die komplizierten historischen Prozesse, die zum Status quo führten, hat er nicht beleuchtet. Es ist das immer neue, gespielte Erstaunen um Eigenheiten des Islam, das zur Verfremdung beiträgt und den Eindruck erweckt, der endlose Disput sei nicht lösbar.

Denn nach der gemeinen bildungsbürgerlichen Intuition fehlt zu einer echten Debatte einfach der Widerpart. Das hat einen guten Grund: Wir nehmen seit der iranischen Revolution von 1979 vor allem den Islam öffentlich wahr, den die Radikalen und Fundamentalisten betreiben, einen politisierten Islam also, der nicht argumentativ und dialogisch ausgerichtet ist. Was soll man denen antworten, die in der liberalen modernen Welt, im anderen den Teufel sehen? Wie Iran hat auch die sunnitische Vormacht Saudi-Arabien, lange Zeit mit Billigung seiner westlichen Verbündeten, einen Islam propagiert, dem die normativen Ansprüche der Moderne zuwider sind.

Da sich alle Seiten der gegenwärtigen Debatten darauf berufen, von den Quellen her zu sprechen und gewissermaßen schon immer recht gehabt zu haben, ist es besonders lohnenswert, sich auf einen bestimmten Disput im 19. Jahrhundert zu besinnen, jenen nämlich, den der französische Schriftsteller und Wissenschaftler Ernest Renan mit Dschamal al-Din al-Afghani führte. Die beiden Gelehrten sind heute nur noch einem kleinen Publikum bekannt, es ist daher die Leistung der Islamwissenschaftlerin Birgit Schäbler mit ihrem Buch „Moderne Muslime", die Geschichte dieser Debatte im Sommer 2016 wieder ins öffentliche Bewusstsein gerückt zu haben.

Renans Ansichten, die er 1883 veröffentlichte, würden auch heute noch in weiten Kreisen eines islamskeptischen Bürgertums auf Zustimmung stoßen. Er schreibt etwa: „Jede Person, die auch nur einigermaßen an dem Geistesleben unserer Zeit teilnimmt, erkennt deutlich die gegenwärtige Inferiorität der muslimischen Länder, den Niedergang der vom Islam beherrschten Staaten, die geistige Nichtigkeit der Rassen, die einzig und allein ihre Kultur und ihre Erziehung jener Religion verdanken." Der Rassebegriff wurde hier noch nicht in einem politisierten Sinn verwendet. Heute lesen wir ihn mit der Kenntnis dessen, was für Untaten damit von der radikalen Rechten begründet wurden, damals aber verwendete Renan ihn im Sinne der von Charles Darwin begründeten Evolutionsbiologie, die prinzipiell von einer Veränderbarkeit aller Anlagen ausging. In Wahrheit stellt Renan also die Frage, die sich auch ein Autor wie der deutsche Historiker Dan Diner stellt: Wie kommt es, dass sich in manchen islamisch geprägten Ländern intellektuell so wenig tut?

Zur korrekten Einordnung dieser Aussagen sollte man sich vergegenwärtigen, wer sie sprach. Ernest Renan war zu Lebzeiten einer der bekanntesten Schriftsteller und Gelehrten Frankreichs, keineswegs ein bornierter Mann. Er kam aus kleinen, man könnte sogar sagen bildungsfernen Verhältnissen. Sein Vater war Kapitän eines Fischerbootes in der Bretagne, die Familie der Mutter stammte ursprünglich aus der Gascogne. Wegen seines wachen Intellekts wurde Renan schon mit 15 in ein Seminar nach Paris empfohlen und schlug dort die klassische Aufsteigerlaufbahn jener Zeit ein, die Karriere in geistlichen Würden. Doch mehr noch als die Theologie faszinierte ihn die Philologie. Er lernte Hebräisch und begann, mit den Methoden dieser Wissenschaft, die frühen Bibeltexte zu studieren. Als begeisterter Leser Charles Darwins hatte er bald erhebliche Zweifel am Wahrheitsgehalt der Bibel.

Umso mehr interessierte er sich nun für den sozialen und kulturellen Kontext der frühen Christen, um die Bibel als historisches Dokument zu verstehen. Er reiste in die Länder des Nahen Ostens und schrieb, als Summe seiner Studien bis dato, während eines Aufenthalts im Libanon sein bis heute berühmtestes Werk, „Das Leben Jesu". Darin erzählt er die Geschichte von Jesus Christus im Stil eines Romans, gestützt auf Quellen und historische Erkenntnisse über diese Zeit. Das Buch wurde ein anhaltender Publikumserfolg und brachte dem Autor den nachhaltigen Zorn überzeugter Katholiken ein.

Ein Wesenszug Renans war es, so zu schreiben und zu reden, dass ihn jeder, auch das nicht gebildete Publikum, verstehen konnte. So entfaltete er eine Wirkung, die weit über das akademische Milieu hinausreichte. Er war schon ein Promi seiner Zeit, als er sich zum Wesen des Islam äußerte und damit Furore machte. Eigentlich spielte diese Religion in Renans Denken gar keine große Rolle – aber er wendete hier eben jenes Prinzip an, mit dem er sich schon dem Christentum genähert hatte: Er stellte die Religion in ihren Kontext.

„Jede Person … erkennt deutlich den Niedergang der vom Islam beherrschten Staaten." ERNEST RENAN

Der prägnanteste Satz seines an der Pariser Sorbonne gehaltenen Vortrags war die Formel vom „eisernen Reifen", den die Muslime um ihren Kopf tragen müssten. So könnten sie weder Forschung noch Bildung betreiben, sie hätten auch gar kein Interesse daran. Die Ironie liegt darin, so stellt es Birgit Schäbler dar, dass Renan damit die wahhabitische Richtung des Islam im Sinn hatte, die damals nur eine Minderheit der Muslime repräsentierte. Heute freilich ist das anders, die offeneren Strömungen sind, als Resultat politischen und finanziellen Drucks, ins Hintertreffen geraten. Darum leuchten uns Renans Thesen durchaus ein.

Bemerkenswert wird das Verdikt erst dann, wenn wir die Antwort darauf lesen und uns vergegenwärtigen, wer sie formuliert hat. Dschamal al-Din al-Afghani ist heute hierzulande selbst interessierten Menschen kein Begriff mehr. Damals aber war er in allen wichtigen islamischen Ländern aktiv, Ratgeber mehrerer Politiker und ein echter „Wanderprediger der Umma", wie Schäbler schreibt. Obwohl er sich selbst als Afghane bezeichnete, gilt es heute als wahrscheinlich, dass er aus Iran stammte. Er ist schon in seiner Jugend weit gereist, besuchte die heiligen Stätten und wirkte als Theologe und Berater in Afghanistan, Istanbul und schließlich auch in Kairo, wo er als Vertreter eines Reformislam schnell Anhänger fand und den Briten als potenzieller Unruhestifter auffiel. Es ging Afghani um eine umfassendere Modernisierung der Religion, die sich auch auf Politik und Gesellschaft auswirken sollte. Manchmal wird er daher als einer der Urheber der Idee des politischen Islam, somit als Vordenker von Islamismus und Dschihadismus beschrieben. Aber das würde sein vielfältiges Denken arg reduzieren und die historischen Möglichkeiten, die ihm damals vor Augen standen, auf die ungute heutige Realität eines dominierenden Wahhabismus verengen. Zu seiner Zeit waren die intellektuellen Horizonte noch offen.

Afghani hielt sich zum Zeitpunkt von Renans Vortrag in Paris auf. Er publizierte im „Journal des Débats" und lernte Renan persönlich kennen. Hier entdecken wir einmal mehr die Rolle, die Paris als „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts" (Walter Benjamin) für den intellektuellen Austausch spielte.

Afghani konterte Renans Angriffe – indem er zunächst einmal zustimmte. Allerdings erweiterte er dessen Perspektive und wies darauf hin, dass die Frage der Beziehung zwischen Religion und Wissenschaft keineswegs nur den Islam betreffe: „Wenn ich nun aber bedenke, dass die christliche Religion um mehrere Jahrhunderte früher in der Welt aufgetreten ist als die muslimische, dann kann ich mich der Hoffnung nicht entschlagen, dass auch die muslimische Gesellschaft eines Tages dazu gelangen wird, ihre Fesseln zu brechen und entschlossen auf der Bahn der Zivilisation fortzuschreiten nach dem Beispiel der abendländischen Gesellschaft, für welche der christliche Glaube trotz seiner strengen Gesetze und

seiner Intoleranz kein unüberwindliches Hindernis gewesen ist.“

Damit stellte er eine Art Verlaufsmodell auf, das letztlich dem Denken Max Webers nicht unähnlich ist: von der Religion zur Wissenschaft. Afghani schrieb, man müsse – bei aller Kritik an der Religion an sich – anerkennen, „dass sämtliche Nationen durch diese religiöse, muslimische, christliche oder heidnische Erziehung aus dem Zustand der Barbarei herausgetreten und so einer höheren Gesittung entgegengeschritten sind.“ Zuspitzend bemerkte er dann wiederum, dass alle Religionen sich darin glichen, das freie Denken und die Philosophie zerstören zu wollen. Das religiöse Dogma nannte er sogar das „schwerste und demütigendste Joch des Menschen“.

Die Pointe seiner eigentlich ja als Verteidigung des Islam angelegten Antwort an Ernest Renan hatte Folgen. Birgit Schäbler schreibt: „Diese religionskritische Volte seiner Verteidigung des Islams rief ihrerseits einen Sturm der Entrüstung unter den Muslimen von Paris hervor. Obwohl Afghani seine Manuskripte sonst aus der Hand gerissen wurden, sah man in diesem Falle lieber davon ab, den Text zu drucken. Der Vortrag von Renan hingegen wurde noch im selben Jahr in zahlreiche Sprachen übersetzt und verbreitete sich auch rasch im Orient.“ Damit wurde das zugespitzte Denken Renans weithin überliefert, die nuancierte und scharfsinnige Antwort Afghanis aber harrte sehr lange ihrer Neuentdeckung. Er ist damit ein gutes Beispiel für die Probleme einer Debatte, in die sich immer auch politische Faktoren mischen.

„Auch die muslimische Gesellschaft wird eines Tages dazu gelangen, ihre Fesseln zu brechen.“ DSCHAMAL AL-DIN AL-AFGHANI

Afghani war während seiner Zeit in Indien Zeuge der Brutalität gewesen, mit der die britischen, christlichen Kolonialtruppen gegen die Bevölkerung vorgingen. Mit der These eines fundamental rationalen Westens oder gar eines per se friedfertigen Christentums brauchte man ihm nicht zu kommen. Er schätzte aber die Möglichkeiten hoch, durch öffentlichen Diskurs und politische Bildung etwas zu verändern. So etwas wünschte er sich auch für die islamisch geprägten Länder – allerdings lief dies den Machtinteressen der damals Herrschenden zuwider. Afghani war durchaus dafür, der breiten Masse eine religiöse Erziehung und eine religiöse Praxis zu ermöglichen, hoffte aber zugleich auf die Ausbildung einer wissenschaftlich und intellektuell wachen Elite, die den Trost der Frömmigkeit weniger nötig haben würde und sich für Philosophie und Freiheit begeistern könnte. Für die Machthaber der islamischen Welt aber wäre die Herausbildung eines solchen Bürgertums gefährlich geworden. Schließlich war das Beispiel der Französischen Revolution allen Politikern noch deutlich im Bewusstsein: Die Herausbildung einer Bourgeoisie erst machte die Verbreitung liberaler Ideen und schließlich den Umsturz möglich.

Mit seinem Streben, die Religion auszudifferenzieren, traf sich der weit gereiste Gelehrte mit den Zielen Renans, die beiden wurden eine Zeit lang sogar Freunde. Renan forderte, die Religionen als „freie Offenbarungen der menschlichen Natur“ zu würdigen und anzuerkennen: „Solcherweise zu etwas Freiem, Individuellem gestempelt, wie die Literatur, der Geschmack, werden die Religionen sich gänzlich umbilden.“

Der Franzose behielt recht: Umfragen zufolge nimmt die Religiosität in den entwickelten Ländern des Westens insgesamt ab. Heute pflegen die, die religiös sind, ihren Glauben als eine sehr private, ja intime Angelegenheit. Hoffnung und Trost suchen wir wo immer es geht in den Segnungen von Technik und Wissenschaft. Man installiert moderne Rauchmelder, statt sich auf den heiligen Florian zu verlassen, und sieht im Blitzableiter kein Symptom von Blasphemie mehr. Aber das alles war nur in den offenen Gesellschaften möglich, wie sie im Westen entstanden sind.

In vielen islamischen Ländern haben sich indessen die Tendenzen verschärft, die Afghani geistig zu bekämpfen versuchte.

Weil die Religion dort, etwa in Ägypten, im Jemen oder zum Teil auch im Maghreb, eines der wenigen verbliebenen, legalen Medien war, um sozialen Protest und politische Willensbildung zu kommunizieren, wurde sie zum Instrument der Politik. Und schließlich auch, in Gestalt des Terrorismus, zur „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, um mit Clausewitz zu sprechen, nämlich zur Kriegswaffe.

nils.minkmar@spiegel.de

TITELBILD: GETTY IMAGES
Seite 3: MARTIN ZITZLAFF / DER SPIEGEL
Seiten 4–5: BRIDGEMANIMAGES.COM, GUNNAR KNECHTEL / LAIF, SCHERL / SÜDDEUTSCHER VERLAG, ALAMY / MAURITIUS IMAGES
Seiten 15: ILLUSTRATION: BENDIX BAUER
Seiten 6–14: SEBASTIAN KAHNERT / DPA, ULLSTEIN BILD (5), LADE-OKAPIA, WOLFGANG HUB / PICTURE-ALLIANCE / DPA
Seiten 16-20: BRIDGEMANIMAGES.COM (2), AKG (3), ROLAND AND SABRINA MICHAUD / AKG (2), ULLSTEIN BILD (2), GRANGER, NYC / INTERFOTO, UIG / GETTY IMAGES
Seite 21: DAGLI ORTI / REX / SHUTTERSTOCK
Seite 22: MUSEUM OF CULTURAL HISTORY / UNIV. OF OSLO, PHOTO: OVE HOLST
Seiten 24-32: PHILIPPE LISSAC / GETTY IMAGES, PETER SANDERS PHOTOGRAPHY, GUNNAR KNECHTEL / LAIF (2), AKG-IMAGES, CORBIS HISTORICAL / GETTY IMAGES, MICHAEL SCHINDEL / DDP IMAGES, BRIDGEMANIMAGES.COM, ALAMY / MAURITIUS IMAGES
Seite 33: SAMMLUNG RAUCH / INTERFOTO
Seiten 34-35: EMMANUEL BERTRAND / VISITGOLFE.COM
Seiten 36-39: NYPL / SCIENCE PHOTO LIBRARY, EVERETT COLLECTION / ACTION PRESS (3), CCI / INTERFOTO, SCALARCHIVES.COM
Seiten 40-45: JENS SCHLÜTER / DDP IMAGES, LEEMAGE / CORBIS / GETTY IMAGES, DANIELD / INTERFOTO, ULLSTEIN BILD
Seite 46: GLOW IMAGES
Seiten 47-48: HILLWOOD ESTATE, MUSEUM & GARDENS
Seite 49: ILLUSTRATION: BENDIX BAUER
Seiten 50-54: AKG (2), ALAMY / MAURITIUS IMAGES, ULLSTEIN BILD, SAMMLUNG RAUCH / INTERFOTO
Seite 55: AKG
Seiten 56-58: BRIDGEMANIMAGES.COM, ERICH LESSING / AKG
Seiten 60-64: BRIDGEMANIMAGES.COM (2), AKG / ULLSTEIN BILD, MICHAEL SNELL / ROBERT HARDING / LAIF, UNITED ARCHIVES / MAURITIUS IMAGES, PHOTOAISA / INTERFOTO, LEEMAGE / IMAGO, MARY EVANS / INTERFOTO, LAURENT LECAT / AKG, ALAMY / MAURITIUS IMAGES
Seiten 66-67: BRIDGEMANIMAGES.COM, TOPFOTO
Seiten 68-72: MUSEO DE BELLAS ARTES DE CASTELLÓN, PRISMA / GETTY IMAGES, AKG, ULLSTEIN BILD
Seiten 74-77: ULLSTEIN BILD, JEAN SOUTIF / LOOK AT SCIENCES / SCIENCE PHOTO LIBRARY, AKG
Seite 78: KUNSTBIBLIOTHEK, SMB / BPK
Seiten 80–81: BPK
Seite 83: RUE DES ARCHIVES / SÜDDEUTSCHER VERLAG
Seiten 84–87: CULTURE-IMAGES / FAI, V&A IMAGES / ALAMY
Seiten 88–94: BRIDGEMANIMAGES.COM, ARCHIVIO GBB / CONTRASTO / LAIF, AKG, ALAMY / MAURITIUS IMAGES
Seiten 96–97: BRIDGEMANIMAGES.COM
Seite 100: AKG / VG BILD-KUNST BONN, 2016, STUDIO X, ERICH LESSING / AKG
Seiten 102–111: THE PRINT COLLECTOR / HERITAGE-IMAGES / GLOWIMAGES, SÜDDEUTSCHER VERLAG, UNITED ARCHIVES / PICTURE-ALLIANCE / DPA, ULLSTEIN BILD (2), HORST OSSINGER / DPA, PHOTOSHOT, HERITAGE IMAGES / PICTURE-ALLIANCE / DPA, JOE RAEDLE / GETTY IMAGES, SÜDDEUTSCHER VERLAG / RUE DES ARCHIVES / SÜDDEUTSCHER VERLAG, BERNARD BISSON / SYGMA / GETTY IMAGES, BRIDGEMANIMAGES.COM, TOPHAM PICTUREPOINT, MARY EVANS / INTERFOTO, EVERETT COLLECTION / PICTURE-ALLIANCE / DPA
Seiten 112–114: BIBLIOTHÈQUE MARGUERITE DURAND / ROGER-VIOLLET, ULLSTEIN BILD
Seite 115: BETTMANN / GETTY IMAGES
Seiten 117–119: CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL, AKG, MARY EVANS / GRENVILLE COLLINS POSTCARD COLLECTION / INTERFOTO
Seite 121: PHOTOQUEST / GETTY IMAGES
Seiten 122–125: MIKHAIL GALUSTOV / REDUX / LAIF, YURI KOZYREV / NOOR / LAIF, VALERY SHARIFULIN / PICTURE-ALLIANCE / DPA
Seiten 127–129: AFP, MEDYAN DAIRIEH / ZUMAPRESS.COM / ALAMY, SETH MACALLISTER / AFP / DPA
Seiten 130–135: JEFF J. MITCHELL / GETTY IMAGES, UPI / PICTURE-ALLIANCE / DPA, MARTIN ZITZLAFF / DER SPIEGEL, ALAIN DEJEAN / GETTY IMAGES
Seite 138: APIC / GETTY IMAGES, ALAMY (2), DEA PICTURE LIBRARY / DE AGOSTINI / GETTY IMAGES

Prediger erhoben immer wieder Einspruch gegen das beliebte Gebräu.

Kaffee, ein muslimisches Getränk?

Kaffeegenuss mit Gebäck *(Gemälde aus dem Pera Museum in Istanbul, frühes 18. Jahrhundert, Ausschnitt)*

Es waren, so viel scheint gewiss, Gesandte vom Bosporus, die den Kaffee in Europa hoffähig machten. Bei ihren Besuchen am Wiener Hof 1665 und vier Jahre später in Paris nahmen sie für den 300 Personen umfassenden Stab des osmanischen Botschafters all das mit, was orientalischen Luxus ausmachte, darunter zwei Kaffeeköche. Die beiden unterhielten den ganzen Tag Feuerstellen, um das edle Getränk zuzubereiten. Der exotische Duft zog die Pariser in ihren Bann; bald verfiel ganz Europa der „Coffeemanie".

Doch war das Getränk wirklich ein muslimisches? Den Deutschen wurde das lange mit dem Ohrwurm „C-A-F-F-E-E" eingebläut: „Nicht für Kinder ist der Türkentrank/ schwächt die Nerven/ macht dich blass und krank/ sei doch kein Muselmann/ der ihn nicht lassen kann." Die Liedzeilen aus dem 19. Jahrhundert hatten freilich mehr politischen denn religiösen Hintersinn: Zu Europas damals gängigem Bild des Osmanenreichs als dem „kranken Mann am Bosporus" passten nervenschwache Koffein-Junkies.

Tatsache ist, dass Kaffee zum ersten Mal im 15. Jahrhundert in arabischen Handschriften auftaucht. Als Konsumenten nennen diese Quellen jemenitische Sufis – Anhänger einer mystischen muslimischen Frömmigkeitsbewegung. Die Sufis genossen die koffeinhaltigen Samen aber weder privat noch zum Vergnügen: Gemeinsam nahmen sie in einer Zeremonie das „Kischr" genannte Gebräu aus heißem Wasser mit Fruchtfleisch und Rohbohnen zu sich, um sich anschließend die Nacht über ihren Exerzitien hinzugeben.

Bis ins 17. Jahrhundert blieb der Jemen weltweit der einzige Kaffeeproduzent. Von dort aus waren die Bohnen schon ab dem späten 15. Jahrhundert auf die Arabische Halbinsel, ins Osmanische Reich und nach Persien gelangt. Unter muslimischen Gelehrten entbrannte eine Debatte darüber, ob das neue Gesöff medizinisch ratsam und damit religiös tolerabel sei; schließlich galt der Konsum gesundheitsgefährdender Substanzen wie Alkohol, Opium und Haschisch als Sünde. 1511 entschied sich die Obrigkeit von Mekka dann für ein Kaffeeverbot – weil das Getränk den Schlaf raubte, Kopfweh verursachte und angeblich zu Impotenz führte. In der Praxis scheiterte die Durchsetzung des Verdikts jedoch an der Beliebtheit des Getränks. Auch in Kairo galt ab 1532 ein Kaffeeverbot; befolgt haben es wohl aber nur Ultrareligiöse, etwa konservative Imame.

Das Kaffeehaus galt als Treffpunkt von Verschwörern – nicht nur im Orient.

In Ägypten oder Syrien erfand man zu dieser Zeit die bis heute praktizierten Röstverfahren, um den bitteren Geschmack der Bohnen zu mildern; auch die Kaffeemühle wurde im 16. Jahrhundert in Syrien entwickelt. Das Ergebnis dieser Bemühungen mundete frühen europäischen Besuchern dennoch eher mäßig – es sei „schwarz wie Ruß und schmeckt auch nicht viel anders", so und ähnlich klagten Reisende. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts mahnten die ersten Abhandlungen über Kaffee ihre europäischen Leser, diesen vorsichtig und schluckweise zu nehmen. Heißgetränke war man bis dato nördlich des Mittelmeers nur in Form von Arzneitees oder als dünne Suppen gewohnt.

Suspekt war der Kaffee der osmanischen Obrigkeit in Konstantinopel unter dem Eindruck des Hofpredigers Mehmed Efendi, Gründer der „Kadizade", einer fundamentalistisch motivierten, anti-sufistischen Reformbewegung. Auf Efendis Geheiß hin ließ Sultan Murad IV. Kaffee verbieten – bei Übertretung des Verbots drohte die Todesstrafe. 1633 ließ Murad IV. auch ausdrücklich die Kaffeehäuser verbieten. Diese standen bei ihm und seinen Nachfolgern allerdings nicht nur wegen des schwarzen Getränks in Verruf, sondern vor allem wegen ihrer Besucher. Das Kaffeehaus galt als Treffpunkt von Verschwörern und Aufrührern.

Diese Ängste waren indes kein Alleinstellungsmerkmal muslimischer Potentaten. 1675 versuchte Karl II. von England per Dekret, die Kaffeehäuser des Königreichs zu schließen. Viel belachte Begründung: Die Untertanen würden dort nur ihre Zeit vergeuden und Gerüchte verbreiten. Annette Bruhns



Vor 100 Jahren führte der britische Abenteurer *Lawrence von Arabien* die Stämme der Wüste gegen die mit dem Deutschen Reich verbündeten Osmanen. Er wurde zur Legende – und die Region das, was sie bis heute ist: ein Schlachtfeld.

Der Wüstenpakt

Von Samiha Shafy

*Ein Mann kann sich ohne Weiteres zugrunde richten; aber wie abscheulich, dass sich die Unschuld und die Ideale der Araber meinem schmutzigen Dienst fügen sollten, auf dass ich beides zugrunde richte.**

Das Ziel, das Lawrence von Arabien im September 1917 unbedingt erobern wollte, ist ein kleiner sandfarbener Säulenbau, der sich in die fahle Wüste duckt. Um ihn herum stehen heute ein paar Flachbauten und Zelte: die Siedlung Mudawwara. Nur wenige Kilometer südlich von hier verläuft eine jener Grenzen, welche die Kolonialherren zu Lawrence' Zeiten kreuz und quer durch den Nahen Osten zogen. Sie trennt diesen Teil der Wüste, der nun Jordanien heißt, von jenem dahinter, der heute Saudi-Arabien genannt wird.

Der Scheich von Mudawwara, in traditionell weißem Gewand mit rot-weiß karierter Kopfbedeckung, schreitet auf das verwitterte Gebäude zu, dann bleibt er in respektvollem Abstand stehen. Er möchte die Familien nicht stören, die sich in der Ruine angesiedelt haben. Ein Hauch von Schatten wäre jetzt eine Gnade, Schutz vor der gierigen Wüstenhitze, die jeden verschlingt, der sich ihr aussetzt. Nur den Scheich nicht, natürlich – er blinzelt entspannt in die Sonne.

Khaled Suleiman al-Atoun, 54, ist der Anführer des Stammes der Atoun, die seit Generationen in dieser Region leben. „Mein Großvater hat an Lawrence' Seite gegen die Türken gekämpft", erzählt er. „Hätte ich zu jener Zeit gelebt, hätte ich wohl auch mitgemacht – angesichts all der Versprechen, mit denen die Araber damals in den Aufstand gelockt wurden."

Vor 100 Jahren, mitten im Ersten Weltkrieg, einte Leutnant Thomas Edward Lawrence im Auftrag des britischen Geheimdienstes arabische Stämme. Von Oktober 1916 an führte er sie in einen abenteuerlichen Wüstenkrieg gegen das Osmanische Reich, den Verbündeten Deutschlands. Er selbst wuchs dabei zu einem Helden, dem Aberwitziges gelang, zu einer der legendären Gestalten der Weltgeschichte: zu Lawrence von Arabien.

Was Lawrence dem Großvater Atouns und den anderen Arabern im Auftrag der britischen Krone versprochen hatte, war: Freiheit. Wenn sie gemeinsam mit ihm die Türken aus Arabien verjagten, wenn sie dem British Empire also dabei helfen würden, das Osmanische Reich zu zerschlagen, werde ihr Lohn eine freie arabische Nation sein. Sie sollte neben der Arabischen Halbinsel auch den Großteil der heutigen Staaten Jordanien, Irak, Syrien, Israel sowie die Palästinensergebiete umfassen.

Scheich Atoun deutet auf die Ruine: „Das war der Bahnhof von Mudawwara." Durch ihn lief die strategisch entscheidende Bahnlinie der Osmanen Richtung Medina. Und hier lagerten damals, im Herbst 1917, die Wasservorräte der osmanischen Truppen. Doch sie waren zu gut bewacht für einen Angriff. Deshalb legten Atouns Großvater und weitere Kämpfer, angeführt von Lawrence, eine Sprengstofffalle auf die Gleise. Als sich ein osmanischer Zug näherte, jagten sie ihn in die Luft. Er finde es schade, sagt der Scheich, dass der Verlauf der Bahnlinie kaum noch zu erkennen sei: „Es wäre gut, wenn jüngere Generationen ihn sehen und begreifen könnten, wie wir in diese missliche Lage geraten sind."

Missliche Lage?

Seit damals gebe es in Mudawwara keine Bahnverbindung mehr, klagt Atoun. Noch schlimmer aber sei etwas anderes. Er macht eine Geste gen Süden, Richtung Saudi-Arabien. Nicht weit von hier gebe es eine zweite Wasserquelle, erzählt er, deshalb habe sich sein Stamm früher oft dort aufgehalten. Doch als nach dem Ersten Weltkrieg jene unseligen Grenzen durch den Nahen Osten gezogen wurden, sei auch sein Stamm gespalten worden: Diejenigen, die in Mudawwara blieben, wurden Jordanier, die anderen Saudi-Araber. „Wenn ich meine Familie auf der anderen Seite besuchen will, brauche ich ein Visum und muss monatelang warten", sagt Atoun. Seine Augen blitzen streitlustig: „Finden Sie das etwa fair?"

Die arabische Welt, einst so leidenschaftlich verklärt von europäischen Dichtern, Malern und Komponisten, beherrscht heute die Weltpolitik mit Krisen und Terror, Zerstörung und Flucht. Staa-

Als Ausgräber kam Lawrence in die arabische Welt, im bald beginnenden Krieg spielte er eine Schlüsselrolle, Foto um 1919.

* Alle kursiven Zitate stammen aus Schriften von T. E. Lawrence.

ten wie Syrien und der Irak sind zum Schlachtfeld von Großmächten geworden, die vordergründig, beiläufig fast, den „Islamischen Staat“ (IS) bekämpfen, während sie um Vorherrschaft in der Region ringen. So beschäftigt der Nahe Osten den Westen mehr als jede andere Gegend der Welt: durch seine Kriege, den Zerfall seiner Staaten und all jene Gefahren, die darin ihren Ursprung haben.

Wer verstehen will, wie es so weit kommen konnte, sollte hundert Jahre zurückblicken, nach England und in die arabische Wüste. Dort spielt die Geschichte jenes Mannes, der aus dem Nichts kam und das Schicksal der Araber in seine Hände nahm. Für die einen ist Lawrence von Arabien ein tragischer Freiheitskämpfer, für die anderen ein Verräter. Auf jeden Fall gehört er zu den Männern, die das 20. Jahrhundert prägten, neben Figuren wie Churchill, Lenin, Stalin, Mussolini – so sieht es der amerikanische Historiker David Fromkin, Autor des Standardwerks zur Entstehung des modernen Nahen Ostens. Auch Hitler gehört auf diese Liste.

Generationen von Wissenschaftlern haben versucht zu verstehen, wie dieser eine junge Abenteurer die Weltgeschichte derart beeinflussen konnte: Es gibt mehr als 70 Biografien, die jüngste erschien im Mai. Seine eigenen Memoiren sind, über 81 Jahre nach seinem Tod, in mehr als einem Dutzend Sprachen erhältlich. Ein schillerndes Denkmal setzte ihm 1962 Hollywoodregisseur David Lean: ein größenwahnsinniges, mit sieben Oscars gekröntes Filmepos – „Lawrence von Arabien“.

Im Film ist Lawrence, gespielt von Peter O’Toole, ein gebrochener Held. Er strotzt nur so vor Selbstbewusstsein, brüskiert seine Vorgesetzten und bringt die Araber dazu, ihm zu folgen – bis die Kräfte, die er selbst geweckt hat, ihn zu zerreißen drohen. Der echte Lawrence war dem Filmhelden schon optisch ähnlich, ein sehniger Mann mit hellem Haar und stahlblauen Augen, der sich in arabische Gewänder hüllte und in der Wüste Grenzerfahrungen suchte. Eine widersprüchliche und rätselhafte Figur selbst für jene, die ihn aus der Nähe erlebten: brillant, besessen, eitel – aber auch mitfühlend und von Zweifeln gepeinigt.

Wie konnte der einst mächtige, kulturell blühende Nahe Osten nach Lawrence’ Kampf zu einer Region ohne Chancen werden? Warum zerfallen arabische Staaten vor den Augen der Welt, gefangen in zerstörerischem Wahn? Wie kam es zum Siegeszug der Islamisten, die behaupten, westliche Werte seien die Krankheit, religiöser Fanatismus das Heil? Antworten findet man auch in der Geschichte des Lawrence von Arabien.

Der Ausländer kommt immer hierher, um zu lehren, wo er vielmehr lernen sollte, denn in allem, Verstand und Wissen ausgenommen, ist der Araber im Allgemeinen der bessere Mensch von beiden.

Um ein Haar wäre seine Geschichte zu Ende gewesen, bevor sie richtig beginnen konnte. T. E. Lawrence, geboren am 16. August 1888 im walisischen Tremadog, war der zweite von fünf unehelichen Söhnen des Gutsbesitzers Thomas Chapman und der Gouvernante Sarah Junner, die sich um Sir und Lady Chapmans vier Töchter gekümmert hatte. Da die betrogene Lady Chapman die Scheidung verweigerte, nahmen ihr Mann und das Kindermädchen einen anderen Namen an: Lawrence.

Sie zogen nach Oxford und versuchten dort, den Anschein zu erwecken, ein gewöhnliches Ehepaar zu sein. Wohl um die geheime Schande zu kompensieren, gab sich vor allem Mrs Lawrence fromm und sittenstreng. Ihr Zweitgeborener, Thomas Edward, versuchte früh, dem Korsett seines Elternhauses zu entkommen. Er studierte Geschichte und reiste Ende 1910 ins heutige Syrien, um bei Ausgrabungen zu helfen. Bald streckte ihn die Ruhr nieder, und er wurde sterbensschwach.

Während er zwischen Leben und Tod schwebte, besuchte ihn täglich ein junger arabischer Wasserträger namens Dahoum. Lawrence genas – und verliebte sich. Es war natürlich zu jener Zeit eine ebenso unmögliche Liebe wie die seiner Eltern. Möglich ist, dass sich die Romanze vor allem in der Fantasie des jungen Briten abspielte. Für Lawrence, der mit dem verklärten Blick des Orientromantikers auf die Araber blickte, verkörperte Dahoum das Idealbild des reinen, edlen Beduinen.

Später, als er zu Lawrence von Arabien geworden war, schrieb er: „Mein stärkster Beweggrund war während der ganzen Zeit ein persönlicher gewesen, der hier nicht erwähnt wurde; aber er ist, wie ich glaube, mir zu jeder Stunde dieser zwei Jahre gegenwärtig gewesen … Er war tot, noch bevor wir Damaskus erreichten.“

Als Lawrence im Juni 1914 in seine Heimat zurückkehrte, blieb Dahoum als Wächter auf der Ausgrabungsstätte zurück. Später, in der entscheidenden Phase des Krieges, erfuhr Lawrence, dass sein Freund an einem Fieber gestorben war.

Am 4. August 1914 trat Großbritannien in den Krieg gegen Deutschland ein. Das Osmanische Reich bröckelte längst. Aus Nordafrika hatte es sich zurückgezogen, ebenso aus Südosteuropa. Aber es erstreckte sich noch von der Levante und Mesopotamien bis an den Persischen Golf und über den westlichen Teil der Arabischen Halbinsel bis in den Jemen. Städte gehörten zum Großreich der Tür-

Spielfeld von Imperialisten und Dschihadisten

Im 20. Jahrhundert prägen Kriege, Vertreibungen und Terror das Verhältnis zwischen dem Nahen Osten und dem Westen.

1911



„Panthersprung nach Agadir“: Deutschland verschärft mit der Entsendung eines Kanonenbootes die Marokkokrise.

16. Mai 1916



Franzosen und Briten stecken im geheimen **Sykes-Picot-Abkommen** ihre Kolonialinteressen für die postosmanische Zeit ab.

2. November 1917



Großbritannien erkennt in der **Balfour-Deklaration** das zionistische Ziel einer „jüdischen Heimstätte“ in Palästina an.

1948/1949



Nach der Gründung Israels vertreiben jüdische Milizen im **arabisch-jüdischen Bürgerkrieg** etwa 750 000 arabische Palästinenser.

Berittene Araber auf einer Fotografie von 1918, möglicherweise eine Truppe, die mit Lawrence in den Kampf zog.

ken, deren Namen damals wie Verheißungen klangen und heute für Tod und Terror stehen – Aleppo, Damaskus, Bagdad, Sanaa. Dass in dieser Erde auch die größten Ölreserven der Welt schlummerten, war den Herrschern in Konstantinopel, dem heutigen Istanbul, noch kaum bewusst.

Zunächst war nicht klar, ob das Osmanische Reich im Ersten Weltkrieg Partei ergreifen würde. 1911 hatte es mit Großbritannien über eine Allianz verhandelt, vergebens. Die anderen Mitglieder der sogenannten Entente – Frankreich und Russland – zeigten kein Interesse. Die Deutschen winkten im Juli 1914 ebenfalls ab.

Doch dann änderten die Diplomaten des deutschen Kaisers Wilhelm II. ihre Meinung. Die Osmanen besaßen keine besonders schlagkräftige Armee, doch sie beherrschten Mekka und Medina, die heiligen Stätten des Islam. Der Sultan betrachtete sich als spirituellen Führer aller Muslime. Wenn dieser Mehmed V. nun, so überlegten die Deutschen, alle Muslime – auch jene 140 Millionen, die in Ländern wie Ägypten und Sudan unter der Kontrolle der Entente standen – zum heiligen Krieg gegen die Alliierten aufriefe, könnte das den Krieg entscheiden.

Die Deutschen verbündeten sich mit den Osmanen, diese riefen prompt zum Dschihad gegen Deutschlands Feinde auf. Die Briten, in deren Kolonien hundert Millionen Muslime lebten, mussten reagieren.

Wir erkannten, dass der Osten eines neuen Elements bedurfte, irgendeiner Macht oder Rasse, die den Türken an Zahl, an Stoßkraft und geistiger Regsamkeit überlegen war.

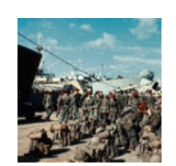
Durch Zufall war Lawrence genau da, wo die britische Antwort ersonnen wurde: in Kairo. Weil er sich in der arabi-

1954 bis 1962



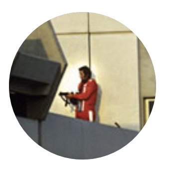
Im **Algerienkrieg** sterben bis zur Unabhängigkeit schätzungsweise 300 000 Algerier beim Kampf gegen die französischen Besatzer.

1956



Suezkrise: Großbritannien, Frankreich und Israel greifen nach der Verstaatlichung des Kanals Ägypten an – ohne die Nato zu fragen.

5. September 1972



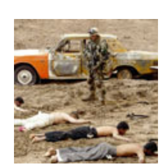
Infolge des Münchner **Olympia-Attentats,** bei dem palästinensische Terroristen Häftlinge freipressen wollen, sterben 17 Menschen.

Ab 1991



In der **Friedenskonferenz von Madrid** begegnen sich Nahost-Konfliktparteien zu Verhandlungen, fortgesetzt durch den „Oslo-Prozess".

2003



Irakkrieg: Von März bis Mai bombardieren die USA und die „Koalition der Willigen" das Land – gegen das Votum des Uno-Sicherheitsrats.



Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz am 18. Januar 1919. Wieder bestimmten Europäer über die Zukunft der Araber.

schen Welt besser auskannte als die meisten Briten, hatte er eine Stelle als Leutnant in der „Geografischen Abteilung des Generalstabs" bekommen.

Der Plan des britischen Nachrichtendienstes in Kairo war es, Hussein Bin Ali, den Scherif von Mekka, zum Widerstand gegen die Türken anzustacheln. Der strenge, weißbärtige Hussein wurde in der islamischen Welt als direkter Nachfahre des Propheten Mohammed und als eigentlicher Hüter der heiligen Stätten verehrt.

Der Scherif pflegte Kontakte zu arabischen Nationalisten und träumte von einem panarabischen Kalifat. Weil die Türken das wussten, hatten sie Vorkehrungen getroffen: Sie hatten sich von deutschen Ingenieuren die Hidschas-Bahnlinie bauen lassen, die Damaskus mit Medina verband und bis nach Mekka verlängert werden sollte. Mithilfe der Bahnlinie konnte der Sultan seine Truppen schnell dorthin verlegen, wo Unruhe aufkam.

Lawrence gehörte zu den leidenschaftlichsten Verfechtern des britischen Plans. Er schrieb nun Strategiepapiere. Schließlich einigten sich Sir Henry McMahon, der britische Hochkommissar in Ägypten, und Scherif Hussein: Die Araber sollten den Aufstand wagen und das Osmanische Reich angreifen.

Nach dem Sieg, so versprach McMahon in einem Brief Ende Oktober 1915, würde Großbritannien Husseins Anspruch auf ein unabhängiges Arabien unterstützen – mit der Arabischen Halbinsel, Syrien, Mesopotamien und Palästina. McMahon wählte seine Worte so wolkig, wie es nur ging; so war es ihm aus London aufgetragen worden.

Damit bereitete er einen historischen Verrat vor, der die arabische Welt bis heute destabilisiert: „Man kann natürlich argumentieren, dass alle Grenzen künstlich sind", sagt der britische Historiker James Barr, „aber der Unterschied im Nahen Osten ist, dass die Grenzen für ein gebrochenes Versprechen stehen – ein Versprechen, mit dem die Briten die Araber damals dazu brachten, für sie in den Kampf zu ziehen."

Barr, 40, ein freundlicher, schmaler Mann, hat Jahre in britischen und französischen Archiven zugebracht, um anhand freigegebener Geheimakten aus dem Ersten Weltkrieg nachzuvollziehen, wie es zum Verrat der Kolonialmächte an den Arabern kam. Das Ergebnis ist sein 2011 erschienenes Buch „A Line in the Sand".

Im Zentrum des Geschehens steht der junge Leutnant in Kairo: Lawrence. „Auch Lawrence war in erster Linie ein britischer Imperialist", sagt der Historiker. Er habe für ein unabhängiges Arabien gekämpft, das unter britischem Einfluss stehen sollte. „Nach damaligen Maßstäben war er weniger rassistisch als viele andere." Zumindest, was die Araber betraf. „Seine hervorstechende Eigenschaft war, dass er die Franzosen nicht ausstehen konnte."

Dann war da noch der fantasievolle Anwalt aller unerfüllten Weltbewegungen, Mark Sykes, auch er ein Bündel von Vorurteilen, Eingebungen und Halbheiten.

Anfang 1916 hörte Lawrence Gerüchte aus London. Danach hatte der britische Parlamentarier Mark Sykes mit einem Gesandten der Franzosen namens François Georges-Picot ein Geheimabkommen ausgehandelt, das die arabischen Provinzen des Osmanischen Reichs vorsorglich zwischen Großbritannien und Frankreich aufteilte. Sykes und Picot hatten eine Linie quer über eine Landkarte Arabiens gezogen, die vom Buchstaben „e" im Namen der Stadt Acre (Akko) bis

zum letzten „k“ im Namen der Stadt Kirkuk reichte: Was nördlich davon lag, sollte nach einem Sieg über die Deutschen und die Türken unter Frankreichs „Schutz“ gestellt werden, die südlichen Gebiete sollten Großbritannien zufallen. Nur Palästina wollte keiner dem anderen überlassen; es sollte unter internationale Verwaltung gestellt werden.

Das Sykes-Picot-Abkommen ist der zweite Teil des historischen Verrats an den Arabern. Die Briten sahen sich genötigt, ihren wichtigsten Verbündeten entgegenzukommen: den Franzosen. Die hatten mit Drohungen reagiert, als sie von McMahons Absprache mit Scherif Hussein erfuhren.

Die Engländer versprachen den Franzosen also riesige Landstriche, die noch den Türken gehörten und die sie auch schon den Arabern versprochen hatten.

Im Nahen Osten steht der Begriff Sykes-Picot heute für ein Gefühl von Ohnmacht und Wut darüber, immer wieder Opfer fremder Interessen zu werden. Das liegt an der strategisch entscheidenden Lage der Region zwischen Ost und West und an einer offenen Topografie, die immer schon Eindringlinge anlockte. Und es liegt an der Fülle jener Rohstoffe, die zu der Zeit entdeckt wurden und fremde Begehrlichkeiten weckten: Öl vor allem.

Mit Sykes-Picot beginnt aus arabischer Sicht die Kette der Katastrophen, die sich bis in die Gegenwart verlängert – bis zum Krieg in Syrien, der zu einer Art Weltkrieg auf syrischem Boden geworden ist.

Es ist dieses Ohnmachtsgefühl, das Islamisten und andere Feinde des Westens heute geschickt ausnutzen. Zum Beispiel jener IS-Kämpfer, der in einem Video an einem von der Terrorgruppe eroberten Grenzübergang zwischen Syrien und dem Irak steht und prahlt: „Wir werden die Grenzen des Irak, Jordaniens, des Libanon, aller Länder durchbrechen.“ Das IS-Video, veröffentlicht im Sommer 2014, trägt den Titel: „Das Ende von Sykes-Picot“.

Die Briten waren unglücklich mit dem Abkommen und suchten nach Wegen, es zu umgehen. Vor allem sollten ihre arabischen Verbündeten auf keinen Fall von Sykes-Picot erfahren; sie wurden ja für den Kampf gegen die Osmanen gebraucht.

Das ungute Gefühl, den Franzosen zu viel Territorium überlassen zu haben, verleitete die Briten zu einer dritten folgenschweren Absprache, diesmal mit europäischen Zionisten. Sie war mit keiner der beiden vorherigen vereinbar: Großbritannien würde die Zionisten dabei unterstützen, Juden in Palästina anzusiedeln.

Mit der Dankbarkeit der jüdischen Siedler, so das Kalkül in London, würde sich Großbritannien die Kontrolle über jenes Gebiet sichern, das es ursprünglich den Arabern versprochen hatte und das laut Sykes-Picot neutral bleiben sollte. Etwa 640 000 Araber und rund 60 000 Juden lebten damals in Palästina. Der neue Plan der Briten wurde zur Basis des Staates Israel (siehe Seite 120).

Lawrence kannte zunächst weder den Pakt mit den Juden noch die Details von Sykes-Picot. Doch er gönnte den Franzosen keinen Zipfel arabischer Erde. Er beschloss, die Pläne der Politiker zu durchkreuzen.

Ich fühlte auf den ersten Blick: Dies war der Mann, den zu suchen ich nach Arabien gekommen war – der Mann, der die Erhebung Arabiens zu glorreichem Ende führen würde.



Im Sommer 1916 war es so weit: Scherif Husseins Truppen vertrieben die Türken aus Mekka. Die Arabische Revolte geriet aber gleich wieder ins Stocken. Ernüchtert stellten britische Beobachter fest, wie schlecht vorbereitet die Araber waren, wie planlos sie sich in den Kampf stürzten. Nur einer glaubte an sie, unverdrossen: „Wenn diese Revolte Erfolg hat, wird sie das größte Ding im Nahen Osten“, schrieb Lawrence an seine Eltern.

Doch im Oktober setzten die Türken zur Rückeroberung Mekkas an. Lawrence wurde gemeinsam mit einem Kollegen nach Arabien entsandt. Die beiden sollten herausfinden, ob der Aufstand zu retten war – mit Gold und Ratschlägen, aber bitte ohne britische Truppen. Es war Lawrence' Chance auf das große Abenteuer.

Er war erst 28 Jahre alt und hatte keine militärische Erfahrung, doch das hinderte ihn nicht, die Revolte umzukrempeln. Als Erstes suchte er einen neuen Anführer; der 63-jährige Hussein, immun gegen britischen Rat, erschien ihm unge-

eignet. Also besuchte Lawrence Husseins Söhne.

Den schwächlichen Ali und den genussfreudigen Abdullah schrieb er gleich ab. Aber dann war da noch Feisal. Um ihn zu treffen, musste Lawrence über eine Strecke von 160 Kilometern auf dem Rücken eines Kamels der Wüste trotzen.

Feisal, fünf Jahre älter und etwa einen Kopf größer als Lawrence, war der Anführer, den er gesucht hatte: „Groß, geschmeidig und kraftvoll, in Gang und Haltung von einer wahrhaft königlichen Würde", so notierte Lawrence. Nun musste er ihn nur in die richtige Richtung lenken. Auf die höfliche Frage seines Gastgebers, wie ihm die Gegend gefalle, entgegnete er: „Gut, aber sie ist weit weg von Damaskus."

Denn dies war Lawrence' geheimer Plan, mit dem er Sykes-Picot sabotieren und die garstigen Franzosen fernhalten wollte: Als Feisals Berater würde er die Araber gen Norden dirigieren, damit sie vor den Franzosen und den Briten Damaskus einnehmen könnten, damals ein wirtschaftliches Zentrum der arabischen Welt. Es musste schnell gehen, damit die Araber die Stadt mit dem Recht des Eroberers für sich beanspruchen konnten. Dafür mussten sie vor allen Dingen die Bahnlinie der Türken durchschneiden.

Die Station Mudawwara bedeutete in vieler Beziehung den entscheidenden Punkt der Eisenbahnlinie. Die Araber konnten das nicht einsehen, da sie sich keine Vorstellung zu machen vermochten von der Gesamtheit der türkischen Front.

Lawrence und seine Araber auf ihren Pferden und Kamelen erreichten Mudawwara im September 1917. Der Brite war in finsterer Stimmung. Der Aufstand lief zwar nach Plan, doch er wusste nun mit Sicherheit, dass die Araber betrogen werden würden. Sykes selbst hatte es ihm gesagt, als der Politiker sich mal in die Wüste gewagt hatte.

Lawrence kleidete und verhielt sich inzwischen wie ein Araber. Scheinbar mühelos glitt er von einer Identität in die andere, ein britischer Leutnant, der wie ein Beduine lebte, anspruchslos bis zur Selbstverleugnung. Wenn es Wasser gab, trank er, wenn nicht, dann eben nicht. Auch später, als er wieder in England lebte, ernährte er sich spartanisch, aus Dosen.

Er litt unter dem Verrat; er musste mehrere Tausend Krieger belügen, damit sie weiter für Großbritannien kämpften. Er versuchte, sein Gewissen zu entlasten, indem er Feisal ins Vertrauen zog – und ihn gleichzeitig anspornte, nun erst recht nach Damaskus zu marschieren, um Fakten zu schaffen.

Feisal hörte auf seinen Rat. Erst eroberten sie zusammen die Stadt Wadschh, dann die strategisch wichtige Hafenstadt Akaba auf dem Weg gen Norden. Lawrence hatte die Araber eigenmächtig dorthin geführt, gegen den Willen seiner Vorgesetzten. Hunger und Durst begleiteten sie auf ihren Ritten, eine fleischfressende Sonne und Sandstürme, die ihnen die Haut im Gesicht zerrissen, „während die Augenlider, körnig von Sand, gleichsam einzuschrumpfen und



Zur Delegation von Prinz Feisal (vorn) bei den Pariser Verhandlungen 1919 gesellte sich auch Lawrence (3. v. r.), der die Araber belogen hatte.



Im März 1920 wurde Feisal zum König von Syrien ausgerufen, doch bald jagten ihn die Franzosen aus dem Land. In Damaskus (Foto) kam es 1925 zu einem Aufstand gegen die Mandatsmacht.

die in die Höhlen gesunkenen Augen bloßzulegen schienen".

Sie zogen immer weiter nach Norden, wie Banditen fielen sie über die Außenposten des Osmanischen Reiches her. Die Gefechte setzten Lawrence zu, die Brutalität, die Araber mit ihren Säbeln, die Maschinengewehre der Osmanen, das Blut, das Sterben. In Akaba hatte er vor lauter Aufregung seinem eigenen Kamel von hinten in den Kopf geschossen, als die Kugeln flogen. Es sackte zusammen, und er fürchtete, fallend, dass er nun sterben müsste.

Beim Angriff auf den Zug bei Mudawwara spielten sich irrwitzige Szenen ab: Die Araber stürzten sich auf die Waggons, um sie zu plündern. „Das Tal war der reinste Hexenkessel", so Lawrence. „Die Araber, wie von Sinnen gekommen, rasten umher, barhäuptig, halb nackt, brüllend, blindlings schießend und sich gegenseitig mit Nägeln und Fäusten bearbeitend, während sie Waggons aufbrachen und mit riesigen Ballen hin und her stolperten."

Als Lawrence einen anderen Zug sprengte, wurde er bei der Explosion durch die Luft geschleudert. Er kam wieder zu sich mit blutigen Rissen in seinem Arm, vor ihm lag der Oberkörper eines Türken.

Manchmal zweifelte er nun an seiner Mission. Feisals Armee stellte keine Einheit dar, die eine große arabische Nation bilden und die Franzosen verjagen konnte. Die Beduinenstämme, die sich am Anfang hinter Feisal geschart hatten, konnten wenig mit anderen Arabern aus dem heutigen Syrien und Irak anfangen, die als Freiwillige dazugestoßen waren. Immer wieder kam es zwischen den verschiedenen Gruppen zu Streit. Lawrence stand vor einer Frage, die bis heute nicht zu beantworten ist: Wer sind eigentlich „die Araber"?

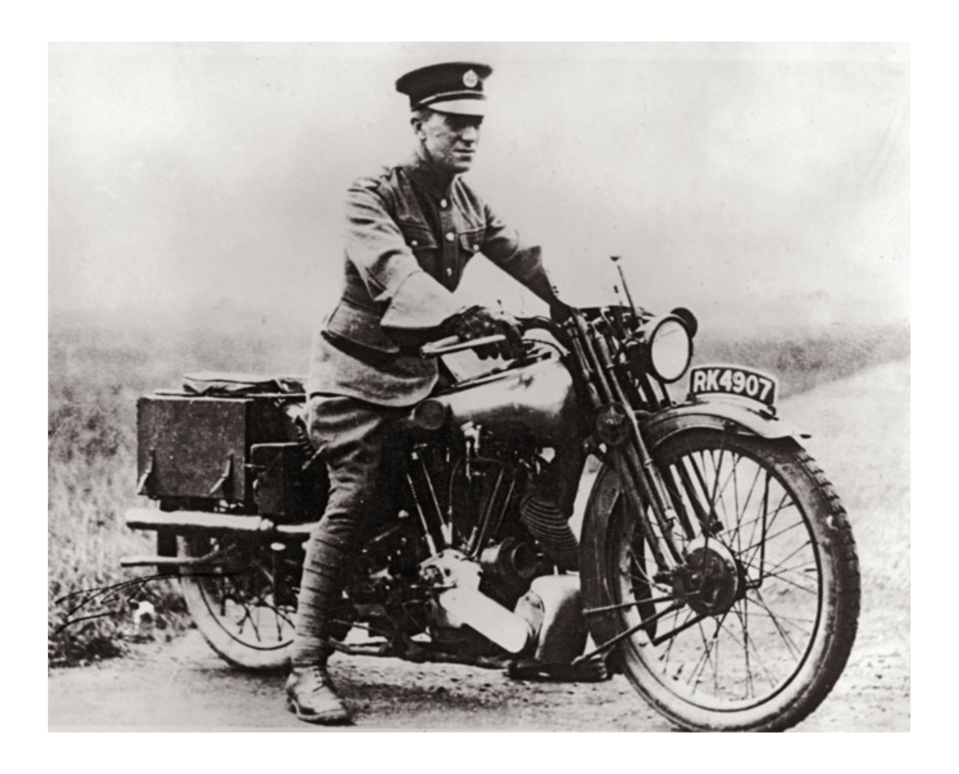
Wir würden unweigerlich Verbitterung ernten, eine jämmerliche Frucht für eine heroische Anstrengung.

In London kamen zur selben Zeit Mark Sykes ebenfalls Zweifel an seiner Rolle. Von jenseits des Atlantiks blies den Briten und Franzosen ein scharfer Wind entgegen. US-Präsident Woodrow Wilson, anders als viele seiner Nachfolger noch von demokratischem Idealismus beseelt, forderte für die Völker des Osmanischen Reiches eine „völlig ungestörte Gelegenheit zur selbstständigen Entwicklung". Sykes fürchtete, auf der falschen Seite der Geschichte zu stehen.

Im August 1918 vertrieben die Araber die Osmanen aus Mudawwara, Brunnen und Anlagen wurden zerstört. Damit war die Eisenbahnlinie unterbrochen. Ihren Nachschub, ihre Truppen hätten die Türken nun in mörderischen Märschen durch die Wüste transportieren müssen – unmöglich. Sie waren praktisch erledigt. Ein paar Tage später war Lawrence' 30. Geburtstag. Er verbrachte ihn allein in seinem Zelt, mit hohem Fieber und Selbstvorwürfen.

Es war falsch, alles: Feisal vertraute ihm und verließ sich auf seine Ratschläge. Die arabischen Kämpfer verehrten ihn. Doch was nutzte das alles, wenn es ihm nicht gelang, den Verrat zu verhindern?

Je näher die Araber Damaskus kamen, je euphorischer ihre Stimmung wurde, desto elender fühlte sich Lawrence. Er verkroch sich, manchmal für Tage. „Zwei Jahre lang hatte ich, nur um sie auszunutzen, fälschlich ihren Gefährten gespielt", notierte er. „Ein, zwei Wochen, drei vielleicht, und ich würde auf meiner Entlassung bestehen. Meine Nerven waren zerrüttet; und ich konnte froh sein,



Die undatierte Aufnahme zeigt Lawrence auf seinem geliebten Motorrad. 1935 starb er nach einem Unfall.

wenn mein Zusammenbruch noch bis dahin verborgen blieb."

Am 1. Oktober 1918 erreichte die Arabische Revolte ihr Ziel: Damaskus. Die Menschen in den Straßen jubelten und tanzten, als die arabischen Kämpfer in die Stadt einrollten, sie feuerten Salven und warfen Blumen in die Luft, sie riefen die Namen der arabischen Helden.

Und immer wieder riefen sie einen englischen Namen: „Lawrence, Lawrence!"

Es war der größte Triumph der Araber. Und zugleich ihre größte Niederlage. Als der britische Feldmarschall Edmund Allenby in Damaskus eintraf, musste er Feisal erklären, dass Großbritannien die Stadt nicht nur den Arabern, sondern auch den Franzosen zugesagt hatte. Und die Franzosen seien wichtiger. Lawrence' schneller Vormarsch hatte nichts gebracht.

Die arabische Nation war ein leeres Versprechen: Nun, da der Krieg gewonnen war, brauchten die Briten die Araber nicht mehr. Die Kolonialmächte zogen neue Grenzen nach eigenen Wünschen, künstliche Linien, die ethnische und konfessionelle Wirklichkeiten missachteten.

Der britische Außenminister Arthur Balfour, der im Jahr zuvor den Zionisten eine jüdische Heimstätte in Palästina zugesagt hatte, verkündete in London, dass die britische Regierung das Sykes-Picot-Abkommen respektieren werde. Er verschwieg nur, dass dies nicht für Palästina galt.

Sykes verfolgte besorgt, wie sich die Lage entwickelte. Er bereute seinen Deal mit Picot und suchte nach einer Alternative, die dem Nahen Osten eher gerecht würde. Ihm schwebte eine Aufteilung in autonome Provinzen vor, die ethnische und konfessionelle Besonderheiten berücksichtigen sollte. Doch im Februar 1919 starb er an der Spanischen Grippe.

Auch Lawrence konnte in Arabien nichts mehr ausrichten. Er bat General Allenby um seine Entlassung und reiste zurück nach England.

Im Januar 1919 begann die Friedenskonferenz in Paris. Der britische Kriegsminister Winston Churchill nahm Lawrence als Berater mit. Im Schloss von Versailles sah man die großen Staatsmänner des Westens, die den Nahen Osten zerteilten, öfter ratlos vor einer Landkarte stehen, auf der Suche nach dieser oder jener Stadt: „Wo ist noch dieses verdammte ...?"

Ihre Vorlage waren jene Grenzen, die Sykes und Picot vereinbart hatten. Aus drei weitgehend autonomen osmanischen Provinzen erwuchs der Irak. Im Süden der neuen Nation leben bis heute vor allem Schiiten, im Zentrum die sunnitische Minderheit, im Norden Kurden – natürlich ein explosives Gemisch.

Syrien wurde in kleine rivalisierende Regionen aufgeteilt. Verschiedene Gruppen sollten einander bekämpfen, damit sie nicht auf die Idee kämen, gemeinsam die französische Schutzmacht zu vertreiben.

Es war, in den Worten des Historikers David Fromkin, „ein Frieden, der jeden Frieden beendete".

Bis heute hält in vielen arabischen Ländern nur der eiserne Griff korrupter Autokraten Staaten zusammen, was alte Feindschaften verschärft und Hass schürt. Stürzt ein solcher Diktator, wie 2003 im Irak oder 2011 in Libyen, zerfällt auch der Staat. Wankt der Diktator bloß, wie in Syrien, kann das Ergebnis noch blutiger sein. So prägen im Nahen Osten die Folgen des Ersten Weltkriegs die politische Gegenwart.

Eine Gegenwart, die oft apokalyptische Züge trägt: Araber zu sein bedeute, sich ohnmächtig zu fühlen, verfolgt und voller Selbsthass, das schrieb der libanesische Politologe und Journalist Samir Kassir 2004 in seinem Lamento „Das arabische Unglück". Er klagte über Analphabetenraten, über die Unterschiede zwischen unerhört Reichen und elenden Ärmsten, vor allem aber über ein weitverbreitetes arabisches Gefühl: „dass die Zukunft versperrt ist". Wenige Monate später war Kassir, ein furchtloser Kritiker des syrischen Regimes, tot – zerfetzt von einer Autobombe. In den Jahren seit seiner Ermordung ist alles noch schlimmer geworden.

2011 kam für einen Moment Hoffnung auf, dass vieles anders werden könnte: Doch für die Menschen, die in arabischen Ländern für Würde und Brot protestierten, wurde der Arabische Frühling zu einem Desaster, mit noch mehr Krieg und Terror, mit religiösem Fanatismus. Die Ausnahme ist Tunesien, der kleine, fragile Staat, der ein demokratisches Experiment wagt. Auf der anderen Seite steht Syrien, die größte Katastrophe unserer Zeit.

Im Chaos der Aufstände erstarkten die bärtigen Nihilisten des „Islamischen Staats" „wie Ungeziefer, das sich in den Trümmern einer Stadt ausbreitet", so der libanesische Autor Hisham Melhem, der mit Kassir befreundet war. Melhem lebt in den USA, er meidet seine Heimat. „Es ist schwer für uns Journalisten und Akademiker, den Zustand der arabischen Welt zu erklären", sagt er, „wir sind dazu verdammt, Klageschriften zu schreiben."

Verwirrung ist das Einzige,
was ich gegenwärtig empfinde.
Ich stelle mir vor, dass Blätter,
die von ihrem Baum gefallen sind,

Dieser Text erschien zuerst in DER SPIEGEL 52/2016.

sich so fühlen müssen,
bis sie sterben.

Vor einem winzigen weißen Cottage in Clouds Hill, zwischen Wäldern und Hügeln in Südengland, sitzt eine kräftige, blonde Frau neben einem lebensgroßen Lawrence aus Pappe. Sie sitzt in einem Beduinenzelt, das sie aus der jordanischen Wüste mitgebracht hat, und bietet Spaziergängern Tee mit Minze an, dazu saudi-arabische Dattelkekse.

In diesem Häuschen, ohne Toilette, ohne Küche und ohne elektrisches Licht, verkroch sich Lawrence vor seinen Dämonen und vor seinem Ruhm. Er litt noch jahrelang darunter, dass auch er die Araber verraten hatte, lehnte Orden und Posten ab. Stattdessen diente er als einfacher Soldat in der Luftwaffe – unter den Tarnnamen John Hume Ross und T. E. Shaw. Als seine falsche Identität aufflog, versteckte er sich beim Königlichen Panzerkorps vor der Öffentlichkeit, dann wieder bei der Luftwaffe. Er wollte nicht der Held sein, der er für viele war.

Am Morgen des 13. Mai 1935 fuhr er mit seinem geliebten Motorrad über eine Landstraße, es war eine Brough Superior SS100, die schnellste Serienmaschine ihrer Zeit. Plötzlich tauchten zwei Jungs auf Fahrrädern vor ihm auf. Er versuchte auszuweichen, er stürzte. Sechs Tage später starb er an seinen Verletzungen.

„Lawrence wäre so schockiert, wenn er den Nahen Osten heute sehen könnte“, sagt die Frau im Zelt. Ihr Name ist Theresa Jenkins-Teague, sie ist 55 Jahre alt und sagt, sie sei eine entfernte Verwandte von Lawrence. Deshalb sei sie hin und wieder hier, bei seinem Cottage: um ihn zu verteidigen und das, wofür er gekämpft habe – die arabische Welt. „Nicht alle Araber sind schwarze Fahnen schwingende Kerle.“ Ein paar Gäste sitzen auf Kissen im Zelt. Sie nicken, etwas unsicher.

VIDEO:
T. E. Lawrence im Profil



spiegel.de/sg012017lawrence
oder in der App DER SPIEGEL

In einem anderen Zelt, fast 4000 Kilometer Luftlinie entfernt, sitzt der Scheich von Mudawwara im Schneidersitz auf dem Boden: „Als ich als Kind den Namen Lawrence von Arabien hörte, dachte ich, dieser Mann muss etwas ganz Besonderes für Arabien geleistet haben“, sagt Khaled al-Atoun, während einer seiner Söhne Tee serviert, ein anderer Kardamomkaffee, ein dritter Datteln und ein vierter Wasser.

„Dann las ich Lawrence’ Erinnerungen“, fährt Atoun fort, „und ich entdeckte die große Lüge, die er und die anderen Briten den Arabern erzählten, während sie den Zionisten einen Staat versprachen und den Rest der Region zwischen sich und den Franzosen aufteilten.“ Etwa ein Dutzend Männer und Knaben sitzt um den Scheich herum und hört ehrfürchtig zu: „Nun haben sich die Briten also für den Brexit entschieden, und überall hieß es, das sei ein trauriger Tag für das vereinigte Europa“, sagt Atoun und wirft die Hände in die Luft. „In wie viele Staaten wurden wir Araber aufgeteilt? 21? 22? Wir sollten bis in alle Ewigkeit Schwarz tragen wegen Lawrence’ Taten!“ Er hält inne: „Verzeihen Sie, wenn ich so direkt bin.“

Frage zurück: Ist es nicht schwach, nach 100 Jahren immer noch Lawrence die ganze Schuld zuzuschieben? Was hindert denn heute die Araber, sich zusammenzuschließen?

„Uneinigkeit ist ein Problem“, räumt der Scheich ein. Dabei teile die Mehrheit der Araber ja sogar, anders als die Europäer, eine Sprache und eine Religion. Auch deshalb aber werde sich die Idee, für die Lawrence von Arabien kämpfte, auf Dauer durchsetzen, hofft er. „Ich rechne damit, dass diese Grenzen verschwinden werden“, sagt Atoun. „Die arabische Einheit wird kommen.“ ■

Hinrichtung in Damaskus während des syrischen Aufstands 1925 bis 1927. Das Urteil gegen die drei Drusen lautete auf Mord an französischen Offizieren.



Huda Schaarawi
in Paris 1908

Die in einem Harem aufgewachsene *Huda Schaarawi* begründete einen ägyptisch-panarabischen Feminismus. Europäische Suffragetten waren dabei zugleich Verbündete und Gegnerinnen.

Schulen statt Schleier

Von Kristina Maroldt

Ende Mai 1923 hält vor dem Kairoer Bahnhof eine Kolonne von Kutschen. Dutzende Frauen steigen aus, eilen Richtung Bahnsteig. Wie es sich für Damen der Oberschicht geziemt, tragen sie einen langen Mantel, ihr Gesichtsschleier lässt nur die Augen frei. Der Blick auf Haut und Haare, heißt es, könnte Männer sexuell reizen und „Fitna" stiften, Aufruhr.

Die Frauen sind gekommen, um zwei Freundinnen zu begrüßen: Huda Schaarawi, Aktivistin der ägyptischen Nationalbewegung und Präsidentin der kürzlich gegründeten „Ägyptischen Feministischen Union" (EFU) sowie die EFU-Mitgründerin Saisa Nabarawi. In Rom haben die beiden die Konferenz der „International Alliance of Women" besucht und mit Europäerinnen, Amerikanerinnen und Asiatinnen über die Rechte von Frauen diskutiert. Welche Erkenntnisse werden sie mitbringen?

Der Zug hält. Die beiden Frauen steigen aus – und die Menge erstarrt: Noch in der Zugtür nimmt die 43-jährige Schaarawi ihren Gesichtsschleier ab. Ihre jüngere Begleiterin tut es ihr gleich. Sekundenlang herrscht Stille. Dann bricht Jubel los. Die Frauen applaudieren, einige reißen sich spontan selbst den Schleier vom Gesicht. Es ist der erste öffentliche feministische Akt in Ägypten, und er wird landesweite Konsequenzen haben: Mehr und mehr Ägypterinnen folgen in den nächsten Jahren dem Beispiel der beiden. Als 1937 das Fatwa-Komitee der Azhar-Institution urteilt, das Abnehmen des Gesichtsschleiers verstoße nicht gegen islamisches Recht, ist der Brauch am Nil kaum mehr verbreitet.

Das Leben der Huda Schaarawi zeigt, wie rasant sich das Geschlechterverhältnis in Ägypten seit der Wende zum 20. Jahrhundert änderte. Eine wichtige Rolle spielten dabei europäische Feministinnen, mal als Verbündete, die den Wandel mit Rat und Tat unterstützten, mal aber auch als weltpolitische Gegnerinnen, denen man mit einem panarabischen Feminismus Paroli bot.

Am 23. Juni 1879 wird Schaarawi geboren. Ihr Vater ist ein hoher Beamter, die Mutter eine vom Kaukasus eingewanderte Tscherkessin. Als eine der letzten Ägypterinnen wächst die junge Huda in einem Kairoer Harem auf – in jenem abgetrennten Bereich also, in dem noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Frauen und Kinder der städtischen Ober- und Mittelschicht lebten, umsorgt und bewacht von Eunuchen. Auf die Straße gehen die Haremsfrauen nur verschleiert. Ihre Sittsamkeit und damit die Ehre der Familie sollen demonstrativ geschützt werden.

„Die Frau ist ein Mensch wie der Mann es ist, mit vollständigen geistigen Fähigkeiten."

Die Haremskultur wird mit dem Islam begründet, doch sie ist vor allem ein Statussymbol der städtischen Mittel- und Oberschicht. Auch gut gestellte Christen und Juden unterhalten separate Wohnbereiche und lassen die Frauen nur vollverschleiert aus dem Haus. Auf dem Land und in den ärmeren Familien hingegen sind weder Harems noch Gesichtsschleier verbreitet. Die Frauen müssen arbeiten.

Die kleine Huda erfährt davon zunächst wenig. Nach dem frühen Tod des Vaters wird das wissbegierige Mädchen mit ihrem jüngeren Bruder von Privatlehrern in Französisch, Arabisch, Türkisch und Persisch unterrichtet. Schon mit neun Jahren kann sie den Koran aufsagen. Sie lernt Klavierspielen, streunt durch den Garten, genießt prunkvolle Feste.

Mit 13 endet das unbeschwerte Leben: Wie die meisten Mädchen ihres Alters wird Huda verheiratet. Ihr rund 30 Jahre älterer Cousin Ali Schaarawi hat zugesagt, sich nach der Hochzeit von seiner bisherigen Frau und den gemeinsamen Kindern zu trennen. Als er sein Versprechen nicht einhält, nutzt Huda das als Chance. Nach einem konfliktreichen gemeinsamen Jahr setzt die junge Frau eine vorübergehende Trennung durch. Sieben Jahre lang genießt sie danach ein ungewöhnlich freies Leben. Im Harem ihrer Familie perfektioniert sie ihr Französisch, lauscht in einer abgetrennten Loge des Opernhauses Inszenierungen europäischer Werke, nimmt an Nilfahrten teil. Und sie pflegt eine enge Freundschaft zu Eugénie Le Brun, einer zum Islam konvertierten Französin, Gattin eines hohen ägyptischen Beamten.

Le Brun interessiert sich sehr für die Lage der Haremsfrauen. Sie schreibt Bücher, in denen sie die Verschleierung und das patriarchale Familienrecht als Bräuche kritisiert, die mit dem wahren Islam nichts zu tun haben. Damit auch die Ägypterinnen sich darüber austauschen können, organisiert die Französin in Kairo einen literarischen Salon für Frauen. So kommt Schaarawi in Kontakt mit den Fragen, die in Ägypten kurz vor der Jahrhundertwende viel diskutiert werden: Ist die Haremskultur noch zeitgemäß? Gebietet der Islam nicht, Frauen und Männern gleiche Chancen zu gewähren?

Auslöser solcher Debatten ist der gewaltige Modernisierungsschub des Landes. Die Sultane, die de facto der britischen Kolonialmacht unterstehen, fördern die Industrialisierung, reformieren das Gesundheits- und Bildungssystem, bauen Bahnstrecken und gründen die erste staatliche Druckpresse des Landes. Europäer werden als Technokraten, Lehrerinnen und Ärzte ins Land geholt, junge Ägypter studieren in Europa.

Doch während die Männer im neuen Verwaltungsapparat attraktive Aufstiegschancen haben, bleibt die Sphäre der Frauen die Familie. Gleichzeitig verlieren viele der einst mächtigen Clans ihren Einfluss. In den Harems macht sich Unzufriedenheit breit. In Briefen, Büchern und

der ab 1892 prosperierenden Frauenpresse beklagen Autorinnen „das Exil der Einsamkeit, das härter zu ertragen ist als das Exil von der Heimat", und sie stellen die islamische Rechtfertigung ihrer Ausgrenzung infrage. Die Publizistin Sainab Fawas schreibt: „Wir haben im religiösen Gesetzeskörper kein Gesetz gesehen, das der Frau die Tätigkeiten der Männer verbietet. Die Frau ist ein Mensch wie der Mann es ist, mit vollständigen geistigen Fähigkeiten und Scharfsinn."

Das unterstützen auch einige Männer. In seinem Buch „Die Befreiung der Frau" fordert der Richter Kasim Amin Bildung für Frauen sowie ein Ende von Schleierzwang, Geschlechtertrennung und Polygamie. Staatliche Mädchenschulen gibt es zwar seit den 1870er-Jahren, doch die Oberschicht meidet sie. Ohne solche Reformen, so der nationalliberale Richter, sei Fortschritt nicht möglich. Für seine Thesen wird Amin heftig kritisiert, er weckt aber ein Bewusstsein für die Bedeutung von Mädchenbildung.

In Le Bruns Salon liest die 21-jährige Schaarawi auch Amins Buch. Privat muss sie, auf Druck der Familie, einer Versöhnung mit ihrem Mann zustimmen. Zu ihrem Erstaunen versteht das Paar sich besser als gedacht; die beiden bekommen zwei Kinder. Ihr Mann unterstützt sie dabei, 1908, nach Le Bruns Tod, deren Salon in den öffentlichen Raum zu verlagern: An der neuen Universität von Kairo organisiert Schaarawi ab etwa 1910 jeden Freitag Lesungen für Frauen mit europäischen und ägyptischen Gastrednerinnen. Die Veranstaltung wird zum Treffpunkt für die Frauen der Mittel- und Oberschicht. Bald gründet man auch Wohltätigkeits- und Bildungsvereine. Immer mehr Frauen üben sich in öffentlicher Rede, Fundraising und Politik.

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs bricht in Ägypten der Kampf um die Unabhängigkeit los. Und die Frauen der Oberschicht mischen engagiert mit. Sie hoffen darauf, in einem unabhängigen Staat mehr Rechte zu bekommen. Als im März 1919 die Briten Vertreter der nationalistischen Wafd-Partei deportieren, kommt es zu Massendemonstrationen. Unter Schaarawis Führung nehmen erstmals auch Frauen teil. Tief verschleiert marschieren sie durch Kairo. Als sie von britischen Soldaten mit Gewehren aufgehalten werden, verharren sie aus Protest drei Stunden in der Hitze.



Britannia zu Ägypten: „Ich gab dir Freiheit. Sieh zu, dass ich durch deine Taten in ihrem Namen mein Geschenk nicht bereue." *(„Punch"-Karikatur 1924)*

Mit dem „Zentralkomitee der Wafd-Frauen" entsteht 1920 die erste politische Frauenorganisation des Landes. Schaarawi wird Präsidentin – und rückt das Komitee durch einen Boykott britischer Waren zeitweise ins Zentrum des Unabhängigkeitskampfes.

Umso größer ist die Enttäuschung der Feministinnen, als nach der einseitigen Unabhängigkeitserklärung Großbritanniens die Verfassung von 1923 den Frauen zwar gleiche Rechte, aber nur Männern das Stimmrecht bei Wahlen gewährt. Alle Proteste von Frauen waren vergebens. Als sich die Wafd-Regierung bei den Verhandlungen über den von Briten und Ägyptern kontrollierten Sudan in Schaarawis Augen zu nachgiebig zeigt, gibt sie ihr Amt als Präsidentin des Wafd-Frauenkommitees ab und konzentriert sich wieder auf ihr feministisches Engagement.

Die Bedingungen sind günstig: Ihre Entschleierung am Kairoer Bahnhof hat sie über die Grenzen des Landes hinaus berühmt gemacht. Mann und Bruder sind inzwischen gestorben – sie untersteht keiner männlichen Kontrolle mehr. 1923 erkämpft Schaarawi mit ihrer frisch gegründeten EFU ein Mindestheiratsalter von 16 Jahren für Mädchen – durchaus ein persönlicher Triumph. Auch ihr Kampf für Bildung trägt Früchte: 1924 wird in Kairo die erste weiterführende Mädchenschule eröffnet.

ANIMATION:
Kopftuch, Nikab, Burka – Was ist was?



spiegel.de/sg012017schleier
oder in der App DER SPIEGEL

Ende der Zwanzigerjahre hat die EFU etwa 250 Mitglieder. Mit ihren Spenden finanzieren die Frauen zwei Zeitschriften, eine Klinik für arme Frauen, Handarbeitskurse für Mädchen und Kinderbetreuung für berufstätige Mütter. Man engagiert sich für bessere Arbeitsmöglichkeiten und -bedingungen – und nimmt den Kampf für ein Frauenstimmrecht wieder auf, diesmal im strategischen Schulterschluss mit europäischen Suffragetten. 1933 zieht Schaarawi mit französischen Feministinnen durch Frankreich, um für das dort immer noch ausstehende Frauenstimmrecht zu werben. 1935 reisen Französinnen, Britinnen und Niederländerinnen nach Kairo und halten politische Reden; im selben Jahr wird Huda Schaarawi Vizepräsidentin der „International Alliance of Women" (IAW). Nach der Enttäuschung mit den Wafd-Männern scheinen die Ägypterinnen neue Verbündete gefunden zu haben.

Doch auch diese Solidarität hat ihre Grenzen: Für die nationalen Ambitionen ihrer arabischen Schwestern haben die Europäerinnen nämlich kein Verständnis. Schließlich stammen sie selbst oft aus jenen Ländern, die Ägypten, Syrien oder den Libanon kontrollieren. Für die Araberinnen wiederum gehören Feminismus und der Kampf für nationale Unabhängigkeit untrennbar zusammen.

Der Palästina-Konflikt, der sich ab Mitte der Dreißigerjahre zuspitzt, vergrößert die Spannungen. Schaarawi organisiert in Kairo eine Palästina-Konferenz und sammelt Spenden. Beim darauffolgenden IAW-Kongress will sie die Frauenallianz zu palästinafreundlichen Resolutionen bewegen – vergebens. „Durch ihre Weigerung, sich für östliche Probleme zu interessieren, hat die IAW bewiesen, dass sich ihr großartiges Programm nur an bestimmte Menschen im Westen richtet", bilanziert eine ägyptische Delegierte verbittert.

1944 treffen sich Araberinnen verschiedener Herkunft auf Einladung Schaarawis in Kairo. Sie gründen als Gegengewicht zu den westlichen Verbänden die „Arabische Feministische Union". Schaarawi wird ihre Präsidentin und engagiert sich in den Folgejahren so unermüdlich für die palästinensische Sache wie sie es zuvor für die Unabhängigkeit Ägyptens getan hat.

Im Dezember 1947 reißt sie ein Schlaganfall aus diesem rastlosen Leben. Sie stirbt binnen Stunden – hochdekoriert vom ägyptischen Staat, aber noch immer ohne Stimmrecht, das erst fast neun Jahre nach Schaarawis Tod eingeführt werden wird. Fern jeder Eitelkeit fand sie dafür eine Erklärung: „Männer haben sich Frauen mit außergewöhnlichen Verdiensten ausgesucht und diese auf einen Sockel gestellt. So müssen sie nicht zugeben, dass alle Frauen Potenzial haben." ■

Gebietet der Koran die Verschleierung, und wenn ja, wie?

Die verhüllte Frau

Politisch engagierte Ägypterinnen in Alltagskleidung rufen 1919 öffentlich zu Patriotismus auf.

Ein neutrales Stück Stoff war der Schleier nie. In vorislamischer Zeit war die Verhüllung des Gesichts den Frauen der Oberschicht vorbehalten. Dieser Brauch setzte sich durch die Jahrhunderte in der orientalischen Welt fort: Musliminnen aus besseren Kreisen hatten dem Vorbild der Ehefrauen Mohammeds selbstverständlich zu folgen, aber auch vornehme Christinnen und Jüdinnen trugen den Gesichtsschleier.

Anfang des 20. Jahrhunderts schließlich, als Feministinnen den Schleier demonstrativ ablegten, weil sie ihn wie die Ägypterin Huda Schaarawi für „das größte Hindernis für eine Teilnahme von Frauen am öffentlichen Leben" hielten, begann eine Debatte, die nach wie vor tobt: Gebietet der Koran, dass die gläubige Frau sich verhüllt – oder hat wahrer Glaube nichts mit Kleidung zu tun? Bis heute haben sich die muslimischen Rechtsgelehrten auf keine Antwort geeinigt.

Das liegt auch daran, dass sich im Koran nichts Eindeutiges zum Thema finden lässt. Nur drei Stellen widmen sich der Verhüllung der Frau – und diese werfen viele Fragen auf.

Die erste, Sure 24, Vers 31, empfiehlt „den gläubigen Frauen, sie sollen ihre Blicke senken, und sie sollen darauf achten, dass ihre Scham bedeckt ist, den Schmuck, den sie tragen, nicht offen zeigen, soweit er nicht ohnehin sichtbar ist, und ihren Chimar über den Schlitz (des Kleides) ziehen".

Doch was heißt das konkret? Sind mit „Schmuck" auch Haare und Gesicht gemeint – oder nur Ringe und Ketten? Sollen Musliminnen auch heute, gut 1400 Jahre nach der Offenbarung des Korans, einen „Chimar" tragen, jenes Umschlagtuch, das man einst um Kopf und Schultern drapierte und über den tiefen Ausschnitt des Unterkleids zog? Oder genügt es, hochgeschlossene Kleidung zu tragen?

„Sie sollen ihre Blicke senken, und sie sollen darauf achten, dass ihre Scham bedeckt ist" (Sure 24, Vers 31).

Ähnlich vage sind die anderen Koranpassagen. Sure 33, Vers 53, fordert die Besucher Mohammeds auf, dessen Ehefrauen nur hinter einem „Hidschab" – einem Vorhang oder Schleier – um etwas zu bitten; aus einem späteren Vers lässt sich schließen, dass es in der Verantwortung der Prophetengattinnen liegt, für diesen Sichtschutz zu sorgen.

Sure 33, Vers 59, verlangt von Mohammed, seinen Gattinnen und Töchtern sowie den Frauen der Gläubigen zu sagen, „sie sollen sich etwas von ihren Gewändern herunterziehen. So ist am ehesten gewährleistet, dass sie erkannt und daraufhin nicht belästigt werden". In welchen Situationen aber sollen Frauen „etwas von ihren Gewändern herunterziehen" und was, bitte, soll genau verhüllt werden? Gilt das Gebot ewig, oder war es als Schutz gedacht für die nicht versklavten Frauen der Arabischen Halbinsel des 7. Jahrhunderts, die fürchten mussten, bei nächtlichen Aufenthalten außerhalb des Hauses für Sklavinnen gehalten und belästigt zu werden?

Fest steht: Ein unstrittiges Verschleierungsgebot enthält keiner der Verse. Wer will, kann in ihnen Argumente für viele erdenkliche Positionen finden. Die Antwort auf die Schleierfrage hängt immer davon ab, welche Lesart des Korans man für richtig hält.

Wer – wie etwa die saudi-arabischen Wahhabiten – überzeugt ist, dass die alten Schriften wörtlich zu nehmen sind, kann in sie ein Vollverschleierungsgebot hineininterpretieren. Wer sie hingegen – wie heutzutage viele liberale Muslime – als historisch oder sinngemäß versteht, wird aus ihnen zwar die Verpflichtung zu züchtigem Verhalten lesen. Sie müssen aber nicht zwingend als Aufruf zur Verhüllung der Frau interpretiert werden.

Kristina Maroldt

Mustafa Kemal, genannt *Atatürk*, schuf aus den Trümmern des Osmanischen Reiches eine auf den Westen ausgerichtete türkische Republik. Den Islam setzte der Offizier dabei strategisch ein.

Kalifen-Rochade am Bosporus

Von Dieter Bednarz

Es gibt nicht viel, wofür die Stadt Samsun mit ihren gut 600 000 Einwohnern bekannt ist. Lokalpatrioten verweisen auf das größte Hafenbecken an der türkischen Schwarzmeerküste und preisen den Tabak, der auf zahlreichen Plantagen nahe der Stadt angebaut wird. Und je nach Alter und persönlichen Interessen zählen stolze Einwohner auch populäre Söhne der Stadt auf wie den einen oder anderen Fußballer, Ringer und Rapper.

Und doch wählte im Juli 2014 der damalige Premierminister Recep Tayyip Erdoğan ausgerechnet Samsun, um dort den Wahlkampf um das Amt des Staatspräsidenten zu eröffnen. Als geschickter Stimmenfänger wollte Erdoğan so die Gemeinsamkeiten mit einem Mann herausstellen, der von Samsun aus in den Kampf gezogen war und fast 80 Jahre nach seinem Tod noch immer von weiten Teilen der Bevölkerung geradezu vergöttert wird: dem politischen und strategischen Ausnahmetalent Mustafa Kemal. Ohne ihn, dem seine Landsleute 1934 den Beinamen Atatürk, Vater der Türken, verliehen haben, wäre aus den Trümmern des Osmanischen Reiches wohl niemals die Republik Türkei hervorgegangen. Und Samsun wäre ohne ihn nicht einmal eine Fußnote in der türkischen Geschichte.

Mit dem Postschiff SS „Bandırma“ kam Mustafa Kemal am 19. Mai 1919 in der Schwarzmeer-Stadt an, nachdem er mit seinen Getreuen drei Tage zuvor von Istanbul aus in See gestochen war. Kaum an Land organisierte er den Feldzug zur Befreiung Anatoliens vom Joch der Großmächte, allen voran Briten und Franzosen. Seither gilt Samsun als der Ausgangspunkt eines aus türkischer Sicht glorreichen Unabhängigkeitskampfes.

Einen größeren historischen Bogen als zu Atatürk hätte der streng religiöse Erdoğan, der sich gleichfalls als Vater einer neuen, vom Glauben durchdrungenen Türkei sieht, kaum schlagen können. Aber auch keinen überraschenderen: Schließlich war es Mustafa Kemal, der die Religion vom neuen Staat trennte und den Islam durch die Schaffung einer Religionsbehörde unter staatliche Kontrolle stellte.

Im Namen des sogenannten Kemalismus bekämpften die herrschenden Eliten den politischen Islam nach dem Tod des Staatsgründers 1938 über Jahrzehnte. Unter Berufung auf die von Atatürk begonnene Ausrichtung auf den Westen wurden die islamistischen Vorgänger von Erdoğans „Partei für Gerechtigkeit und Aufschwung“ (AKP) immer wieder verboten.

Auch das Elternhaus war nicht von Religiosität durchdrungen. Der Vater – erst kleiner Beamter, dann Brennstoffhändler – bestand gegenüber der traditionell orientierten Mutter darauf, den Sohn auf eine moderne Schule zu schicken. Dass dann ein Offizierssohn aus der Nachbarschaft in seinem Mustafa den Wunsch weckte, eine militärische Vorbereitungsschule zu besuchen, erlebte der Vater nicht mehr. Die Mutter verfolgte die Blitzkarriere ihres Sohnes an den Schulen und Akademien der Armee mit Staunen – und wohl auch mit Befremden.

Der Kadett Mustafa Kemal schloss sich nämlich einer bunten Oppositions-

Mustafa Kemal stellte den Islam unter die staatliche Kontrolle der Religionsbehörde.

Und dennoch ist Atatürk bis heute ein Vorbild, auf das sich sogar ein gottesfürchtiger Mann wie Erdoğan berufen kann. Gerade im Befreiungskrieg von 1919, auf den Erdoğan in seinem Samsun-Auftritt abhob, zeigte sich Mustafa Kemal als guter Muslim. In der islamischen Welt genoss er zeitweilig so großes Ansehen, dass er sich mit Titeln wie „Schwert des Islam“ und „Erneuerer des Kalifats“ schmücken durfte. 1924 wurde ihm das Amt des Kalifen sogar selbst angetragen.

Mustafa Kemals Herkunft hatte hohe religiöse Ehrungen nicht erahnen lassen. Geboren wurde er um 1880/81 in Selanik, dem heute griechischen Thessaloniki, einer weltoffenen Hafenstadt. Das Zentrum der gleichnamigen osmanischen Provinz zählte rund 100 000 Einwohner; zum Stadtbild gehörten Kirchen, Synagogen und islamische Gebetshäuser, aber keine große zentrale Moschee. In seiner Atatürk-Biografie bezeichnet der türkische Historiker M. Şükrü Hanioğlu die mehr als zweitausend Jahre alte Stadt als Mustafa Kemals „kosmopolitische Kinderstube“.

bewegung an, den sogenannten Jungtürken: Deren harter Kern bestand aus Studenten und Absolventen der staatlichen sowie militärischen Hochschulen, aber auch aus Freimaurern. Was sie einte, war ein ausgeprägter Nationalismus und die Kritik am Osmanischen Reich, dem sie mangelnden Reformwillen und Unfähigkeit vorwarfen. Als „Komitee für Einheit und Fortschritt“ verlangten sie eine konsequente politische, militärische und wirtschaftliche Modernisierung. Sie wussten, dass Europas Spott über das Osmanische Reich – „der kranke Mann am Bosporus“ – nicht unbegründet war.

Doch mit ihren Forderungen fand die Opposition bei Sultan Abdülhamid II. kein Gehör. Als der Herrscher 1909 eine bereits zugesagte Begrenzung seiner Macht rückgängig machen wollte, war das Komitee der Jungtürken schon stark genug, ihn zum Rücktritt zu zwingen.

Demonstrierendes Paar, eingehüllt in eine Türkei-Flagge mit Atatürk-Bild (Istanbul, Juni 2013)



Sein Nachfolger Mehmed V. – der eigentlich keine Entscheidung mehr ohne Rücksicht auf das Komitee fällen konnte – schloss aus Angst vor der Entente ein Präventivbündnis mit dem Deutschen Reich. So verstrickte er die Osmanen in den Ersten Weltkrieg, dessen verheerenden Ausgang der Sultan jedoch nicht mehr erlebte.



Porträt von Mustafa Kemal um 1915 (koloriert)

Etwa vier Monate vor der Kapitulation im Herbst 1918 wurde Mehmed VI. Hausherr im Istanbuler Dolmabahçe-Palast. Sein Sultanat war kaum mehr als eine Farce. Denn die Hauptstadt besetzten wenig später die Siegermächte Großbritannien, Frankreich und Italien. In Anatolien bedrängten Nationalisten den Sultan: Sie wollten zumindest diesen Kern des zertrümmerten Großreichs retten.

Auf Druck der Alliierten erteilte Mehmed VI. im Frühjahr 1919 einem seiner besten Offiziere einen verhängnisvollen Befehl: Der in Schlachten gegen aufbegehrende Griechen und Armenier erprobte Mustafa Kemal sollte nach Samsun reisen, um die Armee in Ostanatolien zu entwaffnen. Das kam für Mustafa Kemal dem Ausverkauf an die Großmächte gleich. Kaum an Land, rief er eigenmächtig den Befreiungskrieg aus.

In den folgenden Jahren bis zur Gründung der Republik am 29. Oktober 1923 sollte sich zeigen, welch geschickter Taktiker, aber auch großer Pragmatiker Mustafa Kemal war. Und wie er geradezu opportunistisch die religiösen Gefühle der muslimischen Bevölkerung bediente, obwohl er sich selbst dem Islam völlig entfremdet hatte. Denn wie sehr viele Jungtürken war auch er Anhänger einer kruden Mischung aus Materialismus, Wissenschaftsglauben und Darwinismus. „Die sicherste Richtschnur im Leben ist die Wissenschaft!“, gehört zu Mustafa Kemals meistzitierten Aussprüchen. Von einer „Wissenschaftshörigkeit“ spricht der Hamburger Turkologieprofessor Yavuz Köse.

Als kluger Analytiker sah Mustafa Kemal auch, in welchem Dilemma seine Bewegung steckte. Einerseits verachteten er und gleichgesinnte Intellektuelle die Religion als „Wissenschaft der Massen“; andererseits hatten sie aber auch erkannt, „dass der Islam derart tief in der osmanischen Kultur verwurzelt war“, und daher „nicht einfach wie von Zauberhand verschwinden würde“, so der Historiker Hanioğlu. Deshalb habe Mustafa Kemal einen Frontalangriff auf den Islam für zu riskant gehalten.

Im Gegenteil: Der Radikalreformer erkannte, dass seine Bewegung den Glauben für ihre Zwecke einsetzen konnte, ja sogar einsetzen musste, wollte sie erfolgreich sein.

Wie symbolträchtig er vorging, zeigte die feierliche Eröffnung der „Großen Nationalversammlung“ am 23. April 1920. Sitz dieses Gegenparlaments war die neue Gegenhauptstadt Ankara, die in der Versammlung von Mustafa Kemal selbst vertreten wurde. Die erste Sitzung war bewusst auf einen Freitag gelegt worden, damit die Abgeordneten zunächst in der Hauptmoschee von Ankara für ihre Arbeit beten konnten. Anschließend zogen sie zu ihrem neuen Versammlungsort, einer ehemaligen Landwirtschaftsschule.

Das Problem im Kampf gegen den inzwischen vor allem von Großbritannien abhängigen Sultan in Istanbul war allerdings, dass Mehmed VI. eine schwer angreifbare religiöse Autorität besaß. Wie seine Vorgänger war der weltliche Herrscher zugleich Kalif, also der Nachfolger Mohammeds. Das sicherte selbst einem geschwächten Anführer noch großen Einfluss auf die islamische Geistlichkeit sowie eine gewisse Loyalität der gläubigen Bevölkerung.

In Mustafa Kemals künftiger Republik war für beide Institutionen kein Platz. Aber einen Sultan aus dem Palast zu jagen, der das Land den Großmächten ausgeliefert hatte, war das eine; einen in der gesamten islamischen Welt noch immer geachteten Kalifen zu stürzen, das andere. Und das trauten sich die Jungtürken nicht zu. Vorerst.

Die Konsequenz daraus war, dass an der jahrhundertealten Personalunion gerüttelt werden musste. Nur durch eine Trennung der Ämter bestand die Chance, erst das Sultanat abzuschaffen und dann, zu gegebener Zeit, auch das Kalifat.

Strategisch klug wurde Mehmed VI. nun auch der Niedergang des Kalifats angelastet. Und als dessen Retter spielte sich ausgerechnet der geradezu antireligiöse Mustafa Kemal auf. In der Volksvertretung ereiferte er sich: „Nach dem Untergang der Kalifate von Damaskus, Córdoba, Kairo und Bagdad“ sei durch Mehmeds Schuld der „Schatten feindlicher Waffen auf den letzten Schwer- und Mittelpunkt des Kalifats aller Muslime gefallen“, auf Istanbul. Anatolien hingegen, „dessen Einigkeit und Unabhängigkeit wir zu verteidigen suchen“, sei „zu einem Zufluchtsort für zahllose muslimische Gemeinschaften geworden, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden“.

VIDEO:
Kemal Atatürk, Begründer der Republik Türkei



spiegel.de/sg012017atatuerk
oder in der App DER SPIEGEL

Mithilfe der ihm noch ergebenen Geistlichkeit versuchte Mehmed VI., den Angriff aus Ankara zu kontern: Muftis in Istanbul erließen religiöse Gutachten, sogenannte Fatwas, gegen die Separatisten. Doch Mustafa Kemal gelang es, die islamische Geistlichkeit mehr und mehr auf seine Seite zu ziehen. Jedes religiöse

Gutachten vom Bosporus wurde mit einer Fatwa aus Anatolien gekontert. Stolz rief Mustafa Kemal der Nationalversammlung zu: „Hunderte von Muftis und anderen Gelehrten haben Fatwas abgegeben, um unserer Nation – und der ganzen islamischen Welt – den rechten Weg zu weisen." Eindringlich beschwor er die Abgeordneten, jenen Religionsgelehrten zu folgen, die auf seiner Seite standen: „Hört auf diese Stimme, die Stimme der Scharia."

Dem „Fatwa-Duell" zwischen den Muftis von Istanbul und Ankara hat der deutsche Turkologe Klaus Kreiser in seiner exzellenten Atatürk-Biografie
ein ganzes Kapitel gewidmet. Mustafa Kemals Lobreden auf den Islam hält Kreiser für „Lippenbekenntnisse eines Agnostikers".

Zum Jahr der Entscheidung sollte 1922 werden. Noch im April hatte Mehmed VI. den Briten in Geheimgesprächen einen Frieden ohne Rücksicht auf Ankara angeboten. Doch die Alliierten wussten um die Schwäche des Sultans und wollten, dass Mustafa Kemal mit am Konferenztisch sitzt. Im Oktober luden sie beide Seiten zu Verhandlungen über „Angelegenheiten des Nahen Orients" ein, die Mitte November im schweizerischen Lausanne beginnen sollten. Mustafa Kemal blieben etwas mehr als zwei Wochen, den Machtkampf mit Istanbul zu entscheiden.

Während der folgenden Parlamentsdebatten versuchte er, die Abgeordneten für die Abschaffung des Sultanats zu gewinnen und sprach dabei, so sein Biograf Hanioğlu, „wie ein muslimischer Gelehrter und nationalistischer Ideologe zugleich". Am 29. Oktober beschloss die Nationalversammlung auf Druck Mustafa Kemals die Auflösung des Osmanischen Reiches. Dessen Nachfolge trat die Republik Türkei an.

Die Abschaffung des Sultanats folgte kurz darauf am 2. November. Damit, so Mustafa Kemal, sei „das Amt des Kalifen, das zu den legitimen Rechten der türkischen Regierung gehört, aus den Händen der Ausländer, in deren Macht es sich befindet, befreit". Wenige Tage später verließ der letzte Sultan an Bord eines britischen Kriegsschiffes Istanbul.



Historische Postkarte von 1925

Zum neuen Kalifen von Mustafa Kemals Gnaden wurde Abdülmecid II. ernannt, ein Cousin des geschassten Mehmed VI. Um ihm klarzumachen, dass er nur ein symbolisches Amt ausfüllte, durfte der Kalif keinen Säbel tragen, nicht einmal in seinem eigenen Palast. Seine einzige Aufgabe war es, den islamischen Charakter des Landes zu betonen und den Traditionsbruch zu kaschieren.

Die Installation des an Politik nicht interessierten Hobbymalers erwies sich als guter Schachzug. Sogar die mächtige Azhar-Institution in Kairo erkannte Abdülmecid II. als Kalifen an, und die Gemeinschaft der indischen Muslime verlieh Mustafa Kemal als Befreier seines Landes begeistert die Ehrentitel „Schwert des Islam" und „Erneuerer des Kalifats". Der letzte Mohammed-Nachfolger hielt sich indes keine zwei Jahre. Am 3. März 1924 erklärte die Nationalversammlung: „Der Kalif ist seines Amtes enthoben." Die religiöse Führungsaufgabe sei „in den Konzepten von Staatsregierung und Republik enthalten" und die „Institution des Kalifats aufgehoben". Abdülmecid II. wurde ins Exil abgeschoben und starb 1944 mit 76 Jahren in Frankreich.

Nun war für Mustafa Kemal der Weg frei, die Türkei energisch auf Westkurs zu trimmen. Ohne Rücksicht auf die tiefe Verwurzelung des Glaubens im Leben der eher schlichten Landbevölkerung wurde der Islam per Verfassungsreform aus der Politik verbannt. Das bis dahin an der Scharia orientierte Straf- und Zivilrecht folgte jetzt dem Vorbild Italiens und der Schweiz, und die Regierung führte das lateinische Alphabet ein. Die Kopfbedeckung der Männer, der Fes, musste dem Hut weichen; das Kopftuch wurde zum verpönten Zeichen für die Rückständigkeit einer Frau.

Und während er die Türkei radikal umbaute, erfand Mustafa Kemal auch sich selbst neu. Nach dem treuen Offizier, dem Freiheitskämpfer und dem Schein-Religiösen zeigte er sich nun in jener Rolle, die ihn weltberühmt machte: als Kulturrevolutionär.

Das Phänomen Atatürk erklärt dessen Biograf Hanioğlu so: „Mustafa Kemals politische Karriere mit ihrem großen Pragmatismus bietet genügend Stoff zur Konstruktion unterschiedlicher Kemalismen, in denen der ‚Vater der Republik' wahlweise als Sozialist, Religiöser, Nationalist oder Aufklärer, als Bewahrer oder als Zerstörer des Kalifats auftreten darf."

Und weil der Staatsgründer somit jedem eine Projektionsfläche bietet, konnte sich auch Erdoğan bei seinem Auftritt vor drei Jahren auf einen Mustafa Kemal seiner Wahl berufen: den Freiheitskämpfer. Günter Seufert, Türkei-Analytiker der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin, spricht von einem „Befreiungskampf reloaded": Wie ein zweiter Atatürk werde Erdoğan nicht müde zu behaupten, dass sich das Land auch heute wieder seine Unabhängigkeit vom Westen erkämpfen müsse – ganz im Geist von Samsun.

Zumindest in jenem Feldzug vor knapp zweieinhalb Jahren war Erdoğan erfolgreich. Fünf Wochen nach seinem Auftritt im historischen Schatten Atatürks eroberte er mit absoluter Mehrheit das Amt des Präsidenten.

dieter.bednarz@spiegel.de

Alexander Flores über die systematische, brutale Vertreibung arabischer Palästinenser im Zuge der Gründung Israels – und die anhaltenden Folgen

ZIONISMUS UND „NAKBA“

Das arabische Wort „Nakba“ bedeutet „Katastrophe“. Heute bezeichnet Nakba die massenhafte Vertreibung und Flucht von Palästinensern während des arabisch-israelischen Kriegs von 1947 bis 1949. Erst der israelische Sieg in diesem Krieg ermöglichte die Gründung und Konsolidierung des Staates Israel. Für die Palästinenser waren diese Vertreibungen freilich die Katastrophe ihrer nationalen Existenz. Sie wirkt bis heute fort.

Der Konflikt selbst war eine Folge des Zionismus. Sein Ziel war es, möglichst viele Juden nach Palästina zu bringen und dort einen jüdischen Staat zu gründen. Der Zionismus war in Europa als defensives Projekt entstanden – als Antwort auf die Unterdrückung und Verfolgung von Juden im nationalistisch aufgeladenen Europa des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Auf Pogrome und Diskriminierung reagierten jüdische Vordenker wie der österreichisch-ungarische Publizist Theodor Herzl ihrerseits nationalistisch: nämlich mit der Idee eines Judenstaates. Zunächst war dies nur das Ziel einer kleinen jüdischen Minderheit. Erst die furchtbare Verschärfung des Antisemitismus bis hin zum Holocaust verschafften dem Programm allgemeine Rechtfertigung und massenhaften Zulauf.

Am Ort seiner Verwirklichung, in Palästina, wurde das zionistische Projekt dann vom defensiven zum offensiven. Dies war konsequent: Das Land war bereits so dicht besiedelt, wie es bei der vorherrschenden Wirtschaftsweise möglich war, und zwar zu 95 Prozent von Arabern. Die Einwanderung einer großen Zahl von Juden und die Gründung eines jüdischen Staats konnten nicht ohne massive Schädigung der einheimischen Bevölkerung erfolgen. Die Einheimischen wandten sich – ebenso konsequent – gegen das Projekt, das ihnen darum notfalls sogar mit Waffengewalt aufgezwungen werden musste. Diese Notwendigkeit formulierte der radikale zionistische Ideologe Wladimir Jabotinsky bereits 1923: „Unsere Kolonisierung muss entweder beendet oder gegen den Willen der einheimischen Bevölkerung fortgesetzt werden. Diese Kolonisierung kann daher nur weitergehen und sich entwickeln unter dem Schutz einer Kraft, die von der lokalen Bevölkerung unabhängig ist – eines eisernen Schutzwalls, den die einheimische Bevölkerung nicht durchbrechen kann.“ Die zionistische Führung hielt sich an Jabotinskys Rezept, obwohl sie sonst nicht mit dem Mann einverstanden war.

Der „eiserne Schutzwall“ bestand aus den Bajonetten der Briten, welche die Araber in Schach hielten. Ab 1920 herrschte Großbritannien als Mandatsmacht – das heißt de facto als Kolonialherr – in Palästina, und mit der Balfour-Deklaration hatte sich London 1917 verpflichtet, dort die Schaffung einer „nationalen Heimstätte“ für Juden zu unterstützen. Ohne diese Unterstützung hätte das Projekt keine Chance gehabt, denn vorläufig verfügten die Zionisten nicht über eigene Machtmittel. Im Lauf der Zeit und unter dem Schirm des britischen Mandats gründeten sie ihre eigenen militärischen Verbände.

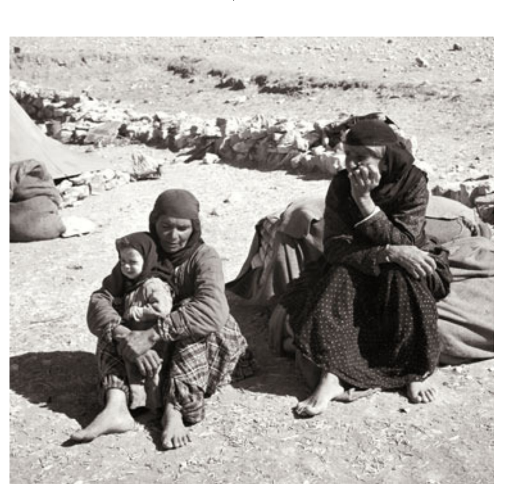
Schon bei Theodor Herzl beinhaltete das zionistische Projekt den Transfer der einheimischen Bevölkerung – den Plan, so viele Palästinenser wie möglich außer Landes zu schaffen. Je näher das Projekt seiner Verwirklichung kam, desto konkretere Gestalt nahm dieser Plan an. Bereits vor 1948 war es vorgekommen, dass palästinensische Pächter aus Ländereien, die von Zionisten erworben worden waren, vertrieben wurden. Die Gelegenheit, den Plan in großem Stil umzusetzen, ergab sich mit dem Krieg. Nun wurde das Land nicht mehr gekauft, sondern erobert und zum größten Teil entvölkert.

Von den ungefähr 900 000 Palästinensern, die auf dem Gebiet gelebt hatten, das dann der Staat Israel wurde, blieben nach dem Krieg nur noch 156 000. Die Methoden der Vertreibung waren vielfältig: direkte physische Vertreibung, massive Gewalt bei der Eroberung von Städten und Dörfern, psychologische Kriegsführung und Massaker, um die Fluchtbewegung zu verstärken. Dörfer wurden typischerweise bei ihrer Eroberung heftig beschossen und aus drei Richtungen angegriffen, um den Bewohnern die vierte Richtung als Fluchtweg zu weisen. Viele Leute, die dann nicht flohen, wurden mit vorgehaltener Waffe vertrieben oder erschossen.

Das effektivste Instrument zur Vertreibung war die Tötung von Zivilisten. Das Massaker von Deir Jassin bei Jerusalem ist das bekannteste; es war aber nur eines von vielen. Der palästinensische Historiker Saleh Abdel Jawad spricht von 68 wohldokumentierten Massakern. Das größte war das von Lydda (heute Lod), wo geschätzt tausend Zivilisten umgebracht und insgesamt 55 000 Menschen vertrieben wurden. Die Massaker waren so zahlreich und systematisch, dass man sie als Mittel einer bewussten Vertreibungspolitik ansehen muss.

Die meisten der derart entvölkerten Dörfer – mehr als 400 – wurden bald darauf zerstört, um unumkehrbare Fakten zu schaffen. Auch Städte wurden entvölkert und mit Juden besiedelt. Im Juni 1948 beschloss die israelische Regierung, keine arabischen Flüchtlinge zurückkehren zu lassen. Vier Monate später sagte der israelische Ministerpräsident David Ben-Gurion: „Die Araber Palästinas haben nur noch eine Funktion zu erfüllen – wegzulaufen.“

Wenn all das in seinen wahren Ausmaßen bekannt geworden wäre, hätte es dem Ansehen Israels im Westen, von dem es abhängig war, enorm geschadet. Also wurde es vertuscht. Die israelische Regierung behauptete, die Palästinenser seien auf Anweisung der arabischen Führer weggelaufen. So stellte es etwa Leo Kohn, hoher Beamter des Außenministeriums, 1961 dar. Diese Erzählung wurde lange im Westen akzeptiert. Erst seit den späten Achtzigerjahren stellen seriöse Historiker, auch in Israel, diese Version der Ereignisse infrage. Heute gilt sie im Wesentlichen als widerlegt.



Flüchtlinge im Westjordanland 1948

Unmittelbare Folge der Nakba war eine Flüchtlingsbevölkerung, die im Großen und Ganzen noch heute existiert – im Westjordanland, im Gazastreifen und in den umliegenden Ländern, vor allem in Jordanien. Aber das war nicht alles. Nach der Besetzung Restpalästinas im Krieg von 1967 wurden mindestens weitere 200 000 Araber aus dem Land getrieben. Vielfältige Prozesse der politischen Unterdrückung, Einzwängung, Landbeschlagnahme und Besiedlung gibt es bis heute – in den besetzten Gebieten, aber auch im Staatsgebiet Israels selbst.

Die Nakba ist nicht Geschichte, sondern geht weiter. Allerdings wurde die Erinnerung an sie nicht prominent heraufbeschworen, als mit den ersten Stadien des Oslo-Prozesses seit 1993 eine friedliche Regelung des Konflikts in Aussicht stand. In dem Maß aber, in dem sich dieser Prozess festfraß, drängten sich auch die Altlasten des Konflikts wieder nach vorn, und die gravierendste ist eben die Nakba. Palästinenser erinnern zunehmend an sie, während das offizielle Israel darum bemüht ist, ihr Gedenken zu unterdrücken. Seit 2011 gibt es sogar ein Gesetz, das „Budget Foundations Law (Amendment No. 40)“, das allgemein „Nakba-Gesetz“ genannt wird. Es ermächtigt den Finanzminister, Organisationen, die den Tag der Gründung Israels als Trauertag begehen, staatliche Unterstützung zu entziehen. Die Nakba ist zurückgekommen und sucht erneut die Palästinenser – und Israel – heim.

Die Nakba war ein Akt massiver ethnischer Säuberung. Damit Israel entstehen konnte, wurde Palästinensern ihre Heimat genommen. Sie wurden nicht vertrieben, weil sie etwas Bestimmtes getan oder unterlassen hätten, sondern weil sie dem zionistischen Unternehmen im Weg waren. Stellten Ende 1946 Juden 31 Prozent der Gesamtbevölkerung des britischen Mandatsgebiets Palästina, so war ihr Anteil Ende 1948 auf 82 Prozent im Staatsgebiet Israel angewachsen. Damit war der wichtigste Schritt zur Umwandlung des arabischen Palästina in einen jüdischen Staat erreicht. Und der Prozess geht weiter.

Wenn man das zionistische Ziel als gegeben voraussetzt, geschah all das konsequent. Die Erfahrungen der Juden im 20. Jahrhundert – bis hin zum Horror des Holocaust – machen die Zustimmung für dieses Programm und seine Durchsetzung verständlich. Die in dieser Vision unabdingbare Notwendigkeit eines jüdischen Staates stellte die eigenen Interessen absolut in den Vordergrund; die Folgen für die Opfer des Prozesses wurden und werden zumeist ausgeblendet.

Dass dies zur Ablehnung Israels in der Region führen würde, haben auch leitende Zionisten früh gesehen, aber für verkraftbar gehalten. So sagte Ben-Gurion in den Fünfzigerjahren zu Nahum Goldmann, dem Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses: „Warum sollten die Araber Frieden machen? Wenn ich ein arabischer Führer wäre, würde ich niemals mit Israel übereinkommen. Das ist natürlich: Wir haben ihr Land genommen. Sicher, Gott hat es uns versprochen, aber was bedeutet das für sie? Unser Gott ist nicht ihrer. Wir kommen aus Israel, das ist wahr, aber vor 2000 Jahren, und was ist das für sie? Es hat Antisemitismus gegeben, die Nazis, Hitler, Auschwitz, aber war das ihr Fehler? Sie sehen nur eins: Wir sind hierhergekommen und haben ihr Land gestohlen. Warum sollten sie das akzeptieren?“ Seine Konsequenz war: Israel muss weiter jede mögliche arabische Opposition in Schach halten – notfalls mit Panzern.

Das ist nach wie vor israelische Politik, gekoppelt mit der Behauptung, die Palästinenser und andere Araber seien allein für die Aufrechterhaltung des Kriegszustands verantwortlich – wie noch jüngst Benjamin Netanyahu vor der Uno-Vollversammlung sagte. Israel hält an der Besatzung und an der Siedlungspolitik fest, und das nicht nur zum Schaden für seine Nachbarn, sondern auch für die eigene Gesellschaft, die etwas Besseres verdient hat als das Leben mit der geografischen Isolation und der Sicherheitshysterie, das man ihr zumutet. Um das zu ändern, wäre kräftiges Umsteuern nötig, und zwar in erster Linie von Israel selbst. Wenn man sich die politische Szene im Land anschaut, erscheinen die Aussichten darauf allerdings gering. ■

Alexander Flores ist emeritierter Professor für Wirtschaftsarabistik der Hochschule Bremen. Mehr zu seiner Vita auf Seite 74.

Millionen Muslime leben seit Jahrhunderten unter *russischer Oberhoheit*. Meist herrscht Toleranz – doch es gibt auch Auseinandersetzungen mit Extremisten.

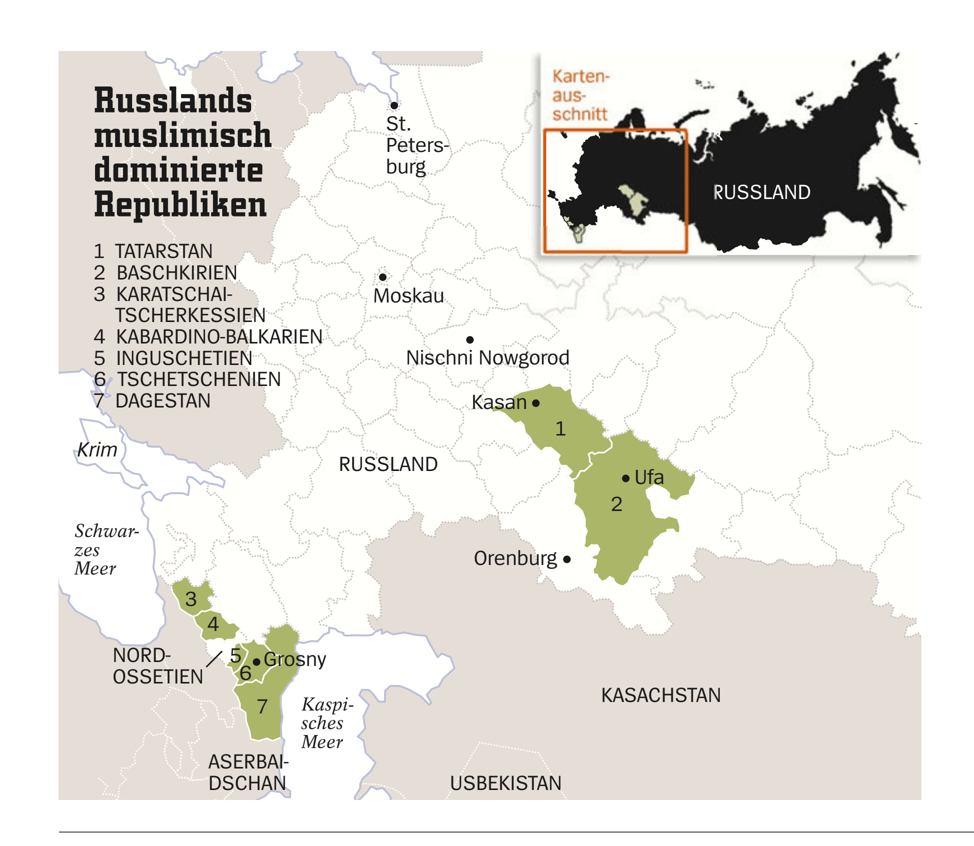
Zwischen Moskau und Mekka

Von Uwe Klußmann

Die mehrwöchige Belagerung in der Steppe entschied womöglich über die Zukunft des größten Landes der Erde. Es war ein Kampf der Superlative, der sich im Sommer und Herbst 1552 vor den Mauern der Stadt Kasan vollzog, 800 Kilometer östlich von Moskau. Zar Iwan IV., in Russland „der Gestrenge", im Westen „der Schreckliche" genannt, zog mit 150 000 Soldaten gegen die Hauptstadt des Kasaner Khanats, das sich mit 33 000 Kämpfern verteidigte.

Das Khanat war durch den Zerfall der Goldenen Horde entstanden, die Einwohner, vorwiegend Tataren, waren seit Mitte des 14. Jahrhunderts Muslime, dazu kamen viele Sklaven, mit denen die Herrscher handelten. Das Kasaner Khanat hatte schon zuvor rund 40 Feldzüge in zentralrussische Gegenden unternommen, bis in die Nähe von Nischni Nowgorod auf halber Strecke nach Moskau. Mehrfach waren russische Truppen daran gescheitert, im Gegenzug Kasan zu erobern. Und noch etwas anderes erbitterte die Herren Russlands. Seit 1521 setzte das gleichfalls von Sklavenhändlern beherrschte muslimische Krim-Khanat die Khane in Kasan ein. Das war eine Kampfansage an das von orthodoxen Christen beherrschte Großfürstentum Moskau, das 1547 zum Russischen Zarenreich geworden war.

Der Kampf um Kasan würde also darüber entscheiden, welche heilige Schrift in der Weltgegend zwischen dem Baltikum und den Steppen Asiens dominieren sollte: die Bibel oder der Koran.



Die Bewaffnung, die Zar Iwan wählte, entsprach der Bedeutung des Kampfes sowie der russischen Vorliebe für schwere Artillerie. Etwa 150 Kanonen ließ er an die Stadtmauern von Kasan heranbringen. Am 2. Oktober 1552 stürmten seine Truppen die Festung. Zuvor hatten sie schon, mithilfe eines deutschen Sprengmeisters, eine Lücke in die Stadtmauer gesprengt. Die Verteidiger Kasans kämpften sogar in der Moschee des Khan-Hofes gegen die Eroberer – ein verzweifeltes Unterfangen, bei dem der Imam Kul Scharif getötet wurde.

Die Russen zerstörten die Moscheen der Stadt, die Bevölkerung wurde niedergemetzelt oder versklavt. Iwan IV. annektierte Kasan und zerschlug das Khanat; den abgesetzten Herrscher ließ der Zar nach Moskau bringen und taufen. Der Zar ordnete überdies an, alle Moscheen in seinem Reich zu zerstören oder zu schließen. Knapp zwei Jahrzehnte später versuchte das Krim-Khanat eine Revanche. Krimtataren marschierten bis in die russische Hauptstadt und setzten Moskau in Brand; die Russen mussten sie mit Gewalt zurücktreiben.

Mit der Eroberung des Khanats von Kasan beherrschte Russland erstmals ein geschlossenes muslimisches Siedlungsgebiet. Der Staat wurde zum Imperium. Anfangs setzte Moskau auf eine Missionierung der neuen Untertanen. Doch die war wenig erfolgreich. Vor allem auf dem Lande hielt sich die islamische Kultur.

Zar Peter I. „der Große" (1672 bis 1725) blieb dieser Linie treu. Zwar ließ er zu, dass 1716 in Sankt Petersburg die erste russische Übersetzung des Korans erschien. Doch die konnte Muslime kaum erfreuen, denn sie war gespickt mit antiislamischen Kommentaren. Zar Peter verfolgte die Idee, ein einheitlicher Staat solle einen einheitlichen Glauben haben. Er ließ Moscheen zerstören und Muslime



Der Name der Kul-Scharif-Moschee in Kasan erinnert an das einstige Khanat.

zur Taufe nötigen. Als Reaktion darauf zettelten die drangsalierten Untertanen bewaffnete Aufstände an.

Es war dann Katharina II., die Deutsche auf dem Zarenthron, die ein halbes Jahrhundert später neue Maßstäbe im Umgang mit den Muslimen setzte. So gewalttätig, wie sie gegenüber politischen Gegnern auftrat – angefangen bei ihrem Ehemann Peter III., den sie wohl töten ließ, um ihre Herrschaft zu sichern – so geschmeidig war ihr Kurs gegenüber den andersgläubigen Untertanen. Dezent übte sie ihre staatliche Kontrolle aus, etwa durch die „Mohammedanische Geistige Versammlung“ im südrussischen Orenburg, die gut beobachtete Kontakte zu den Muslimen halten sollte.

Die Zarin, die rege mit dem Aufklärer Voltaire in Frankreich korrespondierte, nannte diese Politik „weise Duldsamkeit“. Im Juni 1773 erließ die selbst ernannte aufgeklärte Absolutistin einen Ukas zur „Toleranz gegenüber allen Glaubensrichtungen“. Darin erhielten die Muslime das Recht zum Bau neuer Moscheen und zur Ausübung ihrer Religion. Der Ukas benannte auch das politische Ziel, dass nämlich, so Katharina, „zwischen den Untertanen ihrer kaiserlichen Hoheit keinerlei Meinungsverschiedenheiten, sondern ausschließlich Liebe, Stille und Eintracht“ herrsche.

Am Schwarzen Meer eskalierten die Beziehungen zwischen dem russischen Reich und benachbarten Muslimen dennoch dramatisch. Im Krieg mit den Osmanen – 1768 bis 1774 – zerschlug Katharina „die Große“ das Krim-Khanat. Russische Truppen besetzten die Halbinsel; viele Krimtataren retteten sich zu den Türken. Die Zarin machte die Krim zu einem Teil Russlands: „von nun an und für alle Zeiten“.

Auch im Nordkaukasus vermehrte sie die Zahl ihrer muslimischen Untertanen mit Gewalt. 1768 ließ sie ihre Truppen gen Kaukasusgebirge marschieren. Russische Soldaten eroberten die heutigen Teilrepubliken Kabardino-Balkarien und Nordossetien.

Katharinas Nachfolger setzten die imperiale Ausdehnung im Nord- und Südkaukasus fort. Ende des 19. Jahrhunderts unterwarfen sich die schiitischen Aserbaidschaner. In Dagestan am Kaspischen Meer, dem Zentrum des sunnitischen Islam im Kaukasus, dauerte es bis 1859. Zuvor hatten die Dagestaner jahrelang mit einer 5000 Mann starken Rebellenarmee unter Führung des legendären Imam Schamil dem Imperium Widerstand geleistet.

Größere Probleme bereiteten den Russen die benachbarten Tschetschenen. Für den russischen General Alexej Jermolow, Held der Schlacht von Borodino gegen Napoleon, waren die Tschetschenen die „bösartigsten aller Räuber“. Jermolow verkörperte die zwei Gesichter von Russlands imperialer Politik. Er ließ widerständige Dörfer niederbrennen, erwies sich aber auch als belesener Kenner des Islam. Christliche Missionierungsversuche gegenüber Muslimen hielt er für „sinnlos“, er plädierte für eine Duldung loyaler Muslime.

Um einen Glaubenskampf ging es bei den russischen Kaukasusfeldzügen nie allein – sondern vielmehr um Geostrategie. Da die muslimischen Rebellen Unterstützung aus dem Osmanischen Reich erhielten, galt es, sie kleinzuhalten.

Wie widersprüchlich sich das Leben kaukasischer Muslime unter der Zarenherrschaft gestaltete, hat der russische Schriftsteller Leo Tolstoi in seinem letz-

ten Werk beschrieben, „Hadschi Murat" erschien posthum 1912. In der Erzählung schildert Tolstoi nach einem realen Vorbild das Schicksal eines muslimischen Kämpfers im nördlichen Kaukasus, der zeitweilig zwar mit den Russen kooperiert, dann aber flieht und am Ende erschossen wird.

Bewaffnete Gewalt prägte zunächst auch das Verhältnis Russlands zu den Muslimen in Zentralasien. 1865 eroberten russische Truppen Taschkent, die heutige Hauptstadt Usbekistans. Drei Jahre später besetzten sie auch Samarkand. Ein Jahr darauf folgte das heutige Tadschikistan. Das von Russland annektierte Zentralasien wurde als „Generalgouvernement Turkestan" dem Reich eingefügt. Statthalter des Zaren war dort jahrelang der deutschstämmige Generalleutnant Konstantin von Kaufmann. Der plädierte für eine vorsichtige Gangart gegenüber den Muslimen, eine Politik des „beherrschten Ignorierens".

Bei anderen Amtsträgern wuchs mit der Zahl der Muslime im Zarenreich – 1897 waren es bereits fast 14 Millionen Menschen – die Angst vor Aufruhr. Konstantin Pobedonoszew, erzkonservativer Oberprokuror des Heiligen Synod, der staatlichen Aufsicht über die Russisch-Orthodoxe Kirche, schrieb im März 1905: „Der Islam ist eine schreckliche Kraft, die nicht eine Minute lang ihre Waffen senkt." Die Koranreligion, so der Kleriker, kenne „keinen Vergleich, was die Glaubensintensität und den Fanatismus angeht". Auch Pjotr Stolypin, konservativer Premierminister Russlands, warnte in einem Brief an den Heiligen Synod 1909 vor der „islamischen Gefahr".

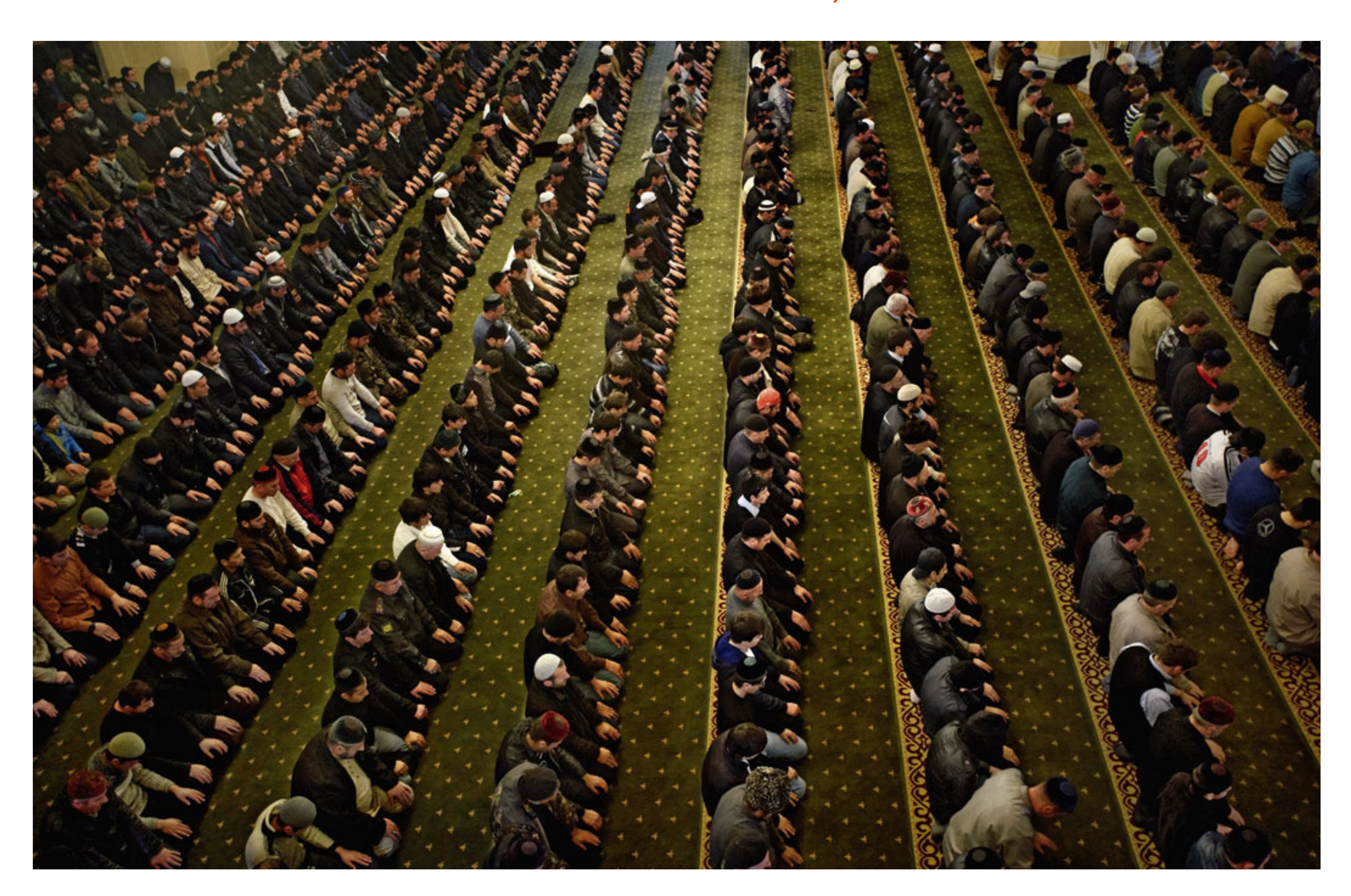
Stolypin, ein Politiker, den das heutige Russland verehrt, analysierte zugleich, dass das Nichtwissen über den Islam eine Wurzel der Probleme sei. 1911 schlug der Premier dem Ministerrat vor, „Kurse für Islamkunde" zu organisieren und eine Zeitschrift „zum Studium des Weltislam" zu gründen.

Stolypin wurde im September des selben Jahres in Kiew von einem linksradikalen Attentäter ermordet. Das zaristische System habe sich letztlich „unwillig" gezeigt, „in einen konstruktiven Dialog mit der muslimischen Öffentlichkeit zu treten", urteilte der 2015 verstorbene Moskauer Historiker Dmitri Arapow in einer Studie über das Verhältnis von Staat und Islam in Russland. Muslime wurden im Zarenreich immer wieder diskriminiert, etwa als die Instanz der muslimischen Militärgeistlichen 1896 abgeschafft wurde. Erst zwölf Jahre später führte Zar Nikolai II. das Amt der Armee-Mullahs wieder ein. Auch das Kokettieren des Zarenhofes mit xenophoben Nationalisten der rechtsradikalen „Schwarzen Hunderter" erwies sich für den russischen Staat als selbstzerstörerisch.

Das Zarenreich, so Arapows Fazit, habe sich gegenüber den Muslimen reformunfähig gezeigt. Die Abkehr von der moderaten Religionspolitik Katharinas wies neben den großen sozialen Problemen den Weg in Revolution und Bürgerkrieg.

Nach der Abdankung des Zaren im März 1917 und dem Sturz der folgenden „provisorischen Regierung" demonstrierten die Bolschewiki eine revolutionäre Wandlung der Politik gegenüber den Muslimen. Der „Rat der Volkskommissare" – die bolschewistische Regierung – wandte sich im Dezember 1917 an „alle Werktätigen und Muslime Russlands und des Ostens" mit der Botschaft: „Jetzt sind euer Glauben und eure Gebräuche, eure na-

Freitagsgebet in der Achmad-Kadyrow-Moschee im tschetschenischen Grosny



tionalen und kulturellen Einrichtungen frei und unantastbar." Im April 1918 beteuerten die Volkskommissariate für Verteidigung und Nationalitäten der Sowjetmacht gar ihren „heißen Glauben an die revolutionäre Kraft des muslimischen Proletariats".

Doch von diesem Glauben fielen die Bolschewiki bald ab. Schon in den Zwanzigerjahren setzte das sowjetische Regime Muslime wie auch Christen mit atheistischer Propaganda massiv unter Druck. Moscheen wurden zerstört, Geistliche verhaftet. 1924 notierte die sowjetische Geheimpolizei besorgt, dass Männer in den tschetschenischen Bergen die „Befreiung der Muslime von der sowjetischen Macht" wünschten.

20 Jahre später, 1944, deportierte das stalinsche Regime mehrere Hunderttausend Tschetschenen und andere nordkaukasische Muslime nach Zentralasien. Angeblicher Grund: Sie hätten mit der deutschen Wehrmacht kollaboriert.

Gleichzeitig versuchte der sowjetische Staat, Mohammeds Anhänger mit einer „Verwaltung für geistliche Angelegenheiten der Muslime" zu kontrollieren. Die Vereinigung stand unter Kontrolle des sowjetischen Geheimdienstes KGB und durfte ab 1960 sogar den Koran drucken – in begrenzter Auflage.

KGB-Führungsoffiziere tranken regelmäßig Tee mit Muftis, die sich religiös gen Mekka und politisch gen Moskau verneigten. Doch mit dem Zerfall der Sowjetunion wandten sich große muslimische Regionen von Moskau ab – Zentralasien und auch Aserbaidschan.

Als nach der Auflösung der Sowjetunion sich auch Tschetschenien von Moskau trennen wollte, kam es zum Krieg. Ein zweijähriger russischer Feldzug bis 1996 unter Präsident Boris Jelzin scheiterte; Ergebnis war die von Russland abgekoppelte „Tschetschenische Republik Itschkerija". Der De-facto-Staat litt unter Massenarbeitslosigkeit und geriet rasch unter den Einfluss muslimischer Radikaler.

Arabische Emissäre, ausgestattet mit Petrodollar, warben Kämpfer für Fundamentalistentrupps. Die Kaukasusrepublik führte das an die Scharia angelehnte Strafgesetzbuch des Sudan ein. Ab 1997 wurden in Tschetschenien sogar Frauen und Jugendliche mit Maschinenpistolen öffentlich hingerichtet.

Russlands Präsident Jelzin verurteilte diese Praktiken – eine hilflose Geste.

Die Gewalt der Islamisten eskalierte. Bewaffnete Muslim-Extremisten drangen im Sommer 1999 in die benachbarte russische Teilrepublik Dagestan ein. Daraufhin schlug Moskau unter Leitung des damaligen Premierministers Wladimir Putin zurück. Russische Truppen vertrieben die Islamisten im Spätsommer 1999 aus Dagestan. Danach zerschlug das russische Militär die Separatisten-Macht in Tschetschenien.



Tschetscheniens Muslime sind Anhänger des traditionellen Islam. Hier wird eine Braut in Grosny zur Hochzeit geschmückt.

Der von Putin eingesetzte tschetschenische Statthalter Ramsan Kadyrow, ein Provinzfürst, der keine Opposition duldet, propagiert seitdem einen „traditionellen Islam" mit rigiden Regeln: Kopftuchzwang für Frauen, Verbot von Ausschank und Verkauf aller Alkoholika.

Kadyrow hat in Grosny eine der größten Moscheen Russlands bauen lassen. Die Moschee „Herz Tschetscheniens" mit ihren vier 62 Meter hohen Minaretten bietet 10 000 Gläubigen Platz.

Das entspricht Putins Politik. Der russische Präsident wendet sich immer wieder an die etwa 15 Millionen Muslime seines Landes, gut zehn Prozent der Bevölkerung. Den Islam bezeichnet er als „traditionelle Religion unseres Landes" und kritisiert die Verfolgungen von Muslimen zur Sowjetzeit. Das Gewicht der Muslime Russlands nutzt Putin auch gern außenpolitisch. Sein Land hat seit 2005 einen Beobachterstatus in der Organisation für Islamische Zusammenarbeit.

Der Anteil der Muslime in Russland wächst, durch Zuwanderung aus Zentralasien, aber auch durch hohe Geburtenraten im muslimischen Nordkaukasus. Dort ist die Arbeitslosigkeit hoch und die Korruption allgegenwärtig. Die russische Staatsführung fürchtet daher eine Radikalisierung der Bevölkerung.

An der Seite des „Islamischen Staats" (IS) kämpfen heute nach Angaben des Inlandsgeheimdienstes FSB 2400 russische Staatsbürger, vor allem in Syrien. Allein 600 von ihnen stammen aus der Teilrepublik Dagestan. In dem „Land der Berge", das der Literaturnobelpreisträger Iwan Bunin mit einem „tausendäugigen Drachen" verglich, vergeht inzwischen fast keine Woche ohne bewaffnete Zusammenstöße zwischen salafistischen Untergrundkämpfern und Sicherheitskräften.

In Tatarstan hingegen halten sich auch junge Muslime bis auf seltene Ausnahmen von Terrortrupps fern. Die als moderat geltenden Gläubigen bevorzugen dort einen gemäßigten Islam.

Wie traditionsbewusst die Tataren zugleich sind, zeigt die 2005 eröffnete Moschee Kul Scharif in Kasan. Sie trägt den Namen des Imans, der 1552 starb – als russische Truppen Kasan eroberten.

uwe.klussmann@spiegel.de

Die ersten *Selbstmordattentäter* der Moderne gehörten zur Hisbollah. Seitdem wächst der Täterkreis – trotz fehlender islamischer Begründung.

Um den Preis des eigenen Lebens

Von Christoph Reuter

Die Männer in den Untergeschossen trister Betonblocks Südbeiruts hatten ein Problem. Prophet Mohammed, aber auch Gott selbst, so er denn seinem Entsandten 1400 Jahre zuvor tatsächlich die Verse diktierte, hatten sich nicht klar ausgedrückt. Schlimmer noch: Je nach Interpretation und Lesart einer zweideutigen Stelle im Koran würde das Vorhaben der Männer die Beteiligten umgehend ins Paradies oder aber in die furchterregendsten Abgründe der Hölle führen. Und von Dynamit stand auch nichts in den heiligen Schriften.

Was Anfang der Achtzigerjahre die führenden Kader der damals noch unbekannten schiitischen Untergrundorganisation Hisbollah da im Libanon ersannen, war eine theologisch höchst heikle, technisch aber verlockende Kombination: das Selbstmordattentat als gottgefällige, ja unbedingt preisenswerte Waffe einzuführen. Keine Kamikaze-Flieger, wie knapp 40 Jahre zuvor in Japan, sondern rollende Bomben, Lastwagen vollgestopft mit Sprengstoff, von ihren Fahrern ins Ziel gelenkt.

Die japanischen Generäle hatten kein Problem damit gehabt, wenn ihre Soldaten nicht im Kampf erschossen wurden, sondern sich selbst umbrachten. Denn im Reich der Sonne war der rituelle Selbstmord zur Reinwaschung von Schande sogar ehrenvoll.

Nicht so im Islam: Da galt der Selbstmord als Todsünde. Je mächtiger die Religion geworden war, desto vehementer waren alle Ansinnen unter Verdammnis geraten, sich diesem Verdikt entziehen zu wollen. Das war im Christentum nicht anders: Selbstmördern blieb das geweihte Grab verwehrt. Sich selbst zu richten forderte Gott heraus.

Um das Tabu zu begründen, zogen die Schriftausleger einen Vers aus der 29. Sure des Koran heran, dessen Bedeutung allerdings von der Lesart eines zweideutigen Personalpronomens abhängt: „anfusakum“. Es kann zweierlei bedeuten: „euch selbst“ oder „euresgleichen“. Im ganzen Satz führt das zu der Aussage: „Tötet nicht euch selbst!“ Oder: „Tötet nicht euresgleichen!“

Das Arabische ist manchmal nicht eindeutig. Im 9. Jahrhundert hatte der Gelehrte al-Tabari noch befunden, es gehe darum, keinen anderen Muslim zu töten. Aber schon Jahrzehnte später wurde der Selbstmord mit Höllenqualen geahndet. In den Hadithen, jenen lange nach Mohammeds Tod edierten Prophetenaussprüchen, sind ganze Litaneien der Verdammnis notiert: „Der Prophet sagte: Wer sich von einem Berg hinabstürzt und Selbstmord begeht, der wird im Höllenfeuer sein. Auf immer und ewig wird er dort sein und unendlich seine Tat wiederholen. Wer mit einem spitzen Gegenstand Selbstmord verübt, der wird sich im Höllenfeuer auf immer und ewig den Bauch aufschlitzen“, und so fort. Noch im frühen 18. Jahrhundert urteilte eine Fatwa, dass der Selbstmord ein noch größeres Verbrechen sei als der Mord.

„Der Prophet sagte: Wer sich von einem Berg hinabstürzt und Selbstmord begeht, der wird im Höllenfeuer sein.“

In der heutigen Zeit, da die Kommandeure des „Islamischen Staates“ im Irak manchmal ein, zwei Dutzend Fahrer sprengstoffbeladener Pick-ups und Lastwagen auf einmal in die gegnerischen Linien rasen lassen, mag es überraschend wirken, mit einem Rückgriff in die frühen Achtzigerjahre zu beginnen. Aber das Selbstmordattentat ist eben keine religiöse Konstante des Islam. Wer die Motive dafür reduziert auf die Aussicht auf 72 himmlische Jungfrauen und 80 Jahre währende Orgasmen, wird auf sexbesessene Loser als Täter schließen – und nichts begreifen. Denn das Paradies als Orgie war spätestens seit dem 9. Jahrhundert eine Spielart des islamischen Jenseits. Islamisch motivierte Selbstmordattentate aber kamen erst vor 35 Jahren auf – rund 800 Jahre nachdem die Assassinen einst in Persien und Syrien Angst und Schrecken verbreitet hatten (siehe Kasten Seite 128).

Um den massenhaften, irrsinnig erscheinenden Einsatz von Selbstmordattentätern heute zu verstehen, muss man zurückkehren zu diesen Anfängen in den Achtzigern. Denn bei der Rekrutierung des Personals spielt es eine essenzielle Rolle, die Selbsttötung als Mittel zum Ermorden anderer religiös aufzuladen. Um das zu erreichen, mussten die Strategen der Hisbollah erst einmal das absolute Tabu ummodeln zu einem Akt tiefster Frömmigkeit.

Keine leichte Sache. Folglich hatte es die Hisbollah auch überhaupt nicht eilig, sich zu ihrem ersten Selbstmordanschlag am 11. November 1982 auf das Hauptquartier der israelischen Armee in der besetzten südlibanesischen Stadt Tyros zu bekennen. Ein mit Sprengstoff voll beladener Peugeot war in das siebenstöckige Gebäude gerast und hatte es zum Einsturz gebracht. 75 israelische Soldaten, Polizisten und Geheimdienstler starben, allerdings auch mehr als ein Dutzend arabische Gefangene. Militärisch war das ein immenser Erfolg gegen die Besatzer. Trotzdem bekannte sich die Hisbollah nicht (das tat sie Jahre später), sondern ließ die Welt im Unklaren. Denn es war, nüchtern gesehen, ja immer noch ein Selbstmord gewesen.

Doch die Führer der Hisbollah, der „Partei Gottes“, waren mitnichten reli-

Kämpfer des „Islamischen Staats“ posieren an der Grenze zwischen Syrien und dem Irak (7. Juli 2014).

305 Menschen sterben beim Selbstmordattentat auf die multinationalen Streitkräfte im Libanon (23. Oktober 1983).

giöse Dogmatiker, sondern überaus kreative Arrangeure alter Mythen und eigener Erfindungen. Da gab es, in makelloser islamischer Tradition, den Märtyrer, der sich in der Schlacht oder von den Erschießungspelotons des verhassten Diktators oder der Kolonialmacht umbringen ließ für Gott und Vaterland: den „Schahid“ auf Arabisch.

Um nun den Märtyrer mit dem Selbstmord kombinieren zu können, schuf die Hisbollah ein neues Wort: den „Istischhadi“, den sich selbst dem Märtyrertum Übereignenden. Der aber, hier kommt das Paradies ins Spiel, ja eigentlich gar nicht sterben, sondern weiterleben will. Nur eben woanders. Und keinesfalls zu verwechseln sei mit einem normalen Selbstmörder, „Intihari“ auf Arabisch.

Letztlich soll es Irans Revolutionsführer Ajatollah Khomeini höchstselbst gewesen sein, der dem Tabubruch durch die schiitischen Glaubensgenossen seinen Segen gab. Vor allem aber war es schlicht ihr Erfolg, der „Märtyreroperationen“ nach gleichem Muster legitimierte, vor allem die Lkw-Attacken auf die Quartiere der US-Marines und französischer Fallschirmjäger in Beirut im Oktober 1983, als 305 Menschen starben. Auf einmal schaute die ganze Welt auf die Hisbollah.

Mit fünf Menschen, die bereit waren, sich zu opfern, fünf Autos und fünfmal einigen Hundert bis tausend Kilogramm TNT war aus einer kleinen Gruppe radikaler Schiiten die berühmteste Terrorgruppe der Welt geworden – die Frankreich und die USA dazu brachte, ihre Truppen aus dem Libanon abzuziehen, die Israels Armee bis hinter den Litani-Fluss im Südlibanon zurückweichen ließ. Nüchtern gesehen war es, in der Sprache des Marketing, welches die Hisbollah so virtuos beherrscht, eine gnadenlos erfolgreiche Markeneinführung.

Im schiitischen Islam mit seinen ausgeprägten Opfer- und Märtyrermythen war es leichter gewesen als unter Sunniten, das Selbstmordattentat als Märtyreroperation einzuführen. Aber der Erfolg der Tat ließ es bald konfessionelle und ethnische Grenzen überspringen: 1987 erreichte es Sri Lanka, wo die Tamil Tigers ihren Sezessionskrieg führten, 1993 die Palästinensergebiete, später die PKK in der Türkei, Tschetschenien – lauter unterschiedliche Umgebungen, radikale sunnitische Muslime, atheistische Kurden, Hindus.

Was gleich blieb, war das David-gegen-Goliath-Moment: die Ohnmacht jener Organisationen, die dieses Mittel einsetzten, gegenüber ihren Feinden. Keine von ihnen konnte siegen, die Palästinenser nicht gegen Israel, die PKK nicht gegen die türkische Armee und so fort. Aber das Selbstmordattentat war ihr Mittel, der anderen Seite klarzumachen, dass auch sie nicht siegen könne. Denn was ist das ultimative Druckmittel der Machthaber? Den anderen ihr Leben zu nehmen. Doch womit soll man einen Selbstmordattentäter bedrohen? Ihn zu erschießen? Wer sich der Logik der Macht versagt, wird durch deren Mittel nicht zu bremsen sein.

Auch in einem zweiten Merkmal ähnelten diese Konflikte der Ungleichen einander: Selbstmordattentate blieben beschränkt auf das Territorium und die Feinde des bestehenden Konflikts. Sie richteten sich gegen einen gleichbleibenden Gegner, und auch die Attentäter wurden nur aus der eigenen Bevölkerung rekrutiert. Die Ziele waren erreich- oder wenigstens verhandelbar. Auch verebbten die Selbstmordanschläge nach einer Weile wieder, wenn zumeist eine gewisse Balance der Stärke wiederhergestellt war. Kein Volk hält es auf Dauer aus, seine Angehörigen zur kontinuierlichen Selbstopferung zu bewegen, aller propagandistischen Märtyrerverehrung zum Trotz.

Ebenso aufschlussreich wie die Konjunktur solcher Anschläge war auch ihr Verschwinden: Im Libanon sprengte sich der letzte „Istischhadi“ 1997 inmitten israelischer Soldaten in die Luft – drei Jahre vor deren endgültigem Abzug aus dem Südlibanon. „Wir brauchten sie nicht mehr“, sagte damals Scheich Mohammed Fadlallah über seine suizidale Truppe lakonisch. Bis zu seinem Tod war der Mann die höchste schiitische Autorität im Libanon. Schon seit den frühen Neunzigerjahren hatte die Hisbollah die israelischen Besatzer zu Belagerten in ihren Stützpunkten gemacht und ihren Bombenkrieg mit Minen anstatt mit Menschen weitergeführt.

Dann kam al-Qaida, kam Osama Bin Ladens Kriegszug gegen den Westen, gegen die Ungläubigen, aber auch die arabischen Diktaturen. Mit den Männern

Legendäre Killer

In der Geschichte des Islam gab es schon einmal fanatische Suizidmörder: die Assassinen.

In Syrien und Nordiran existierte ungefähr vom Ende des 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts eine Sekte, die Anführer ihrer Feinde ermordete – ohne Rücksicht aufs eigene Überleben. Aber damit enden auch schon die historisch halbwegs gesicherten Kenntnisse über jene Abspaltung einer frühislamischen Gemeinschaft, deren unsterblicher Nachruhm sich vor allem aus der Propaganda ihrer Gegner speist.

Schon der Ursprung des Namens „Assassinen“ ist rätselhaft, wahlweise leitet er sich von der arabischen Wortwurzel für „Fundament“ oder für „Haschisch“ ab – weil ihnen Drogenkonsum als Ursprung ihres Fanatismus unterstellt wurde. Die spätere Konjunktur des „assassin(o)“ war umso größer: Als Bezeichnung für Killer ist er vom Italienischen ins Französische und Englische eingegangen.

Wer waren die Assassinen wirklich? Im Kampf darum, welcher Fraktion die Führung der rasch wachsenden muslimischen Gemeinde gebühre, kam es in den ersten Jahrhunderten nach Mohammeds Tod zu immer weiteren Abspaltungen. Aus dem Erbstreit zweier Söhne eines der konkurrierenden Kalifen gingen jene Nisariten hervor, die später als Assassinen bekannt wurden und sich als radikale Verteidiger der islamischen Grundordnung verstanden. Mehrere spektakuläre Morde an Würdenträgern sowohl aus islamischen Reichen wie auch den Kleinstaaten sind verbürgt, darunter die Erdolchung des Großwesirs Nisam al-Mulk 1092. Überliefert ist auch das Erstaunen der Zeitgenossen, dass die Täter keine Fluchtversuche unternahmen, sondern sich anschließend umbringen ließen.

Doch dass diese frühen Selbstmordattentäter dafür gefügig gemacht wurden mit Drogen und Sexorgien in ihrer Bergfeste, um ihnen auf diese Weise das Paradies vorzugaukeln, in das erst ihre Tat sie zurückbringen würde: Das sind Legenden, nach Europa einst von Marco Polo getragen, aber durch nichts belegt. Dass die Täter nur getrieben würden von Gier und Geilheit, aber nicht von politischen Motiven – diese Märchen wurden fast tausend Jahre später wieder bemüht, als israelische Medien über palästinensische Selbstmordattentäter das Gleiche verbreiteten. *Christoph Reuter*



Anflug des zweiten Flugzeugs auf das World Trade Center in New York (al-Qaida-Attentat, 11. September 2001)

von al-Qaida fielen alle Grenzen, die Selbstmordanschläge als örtlich und zeitlich beschränktes Phänomen im Zaum gehalten hatten. Nun war der Feind überall. Es gab verheerende Attacken im Jemen, in Kenia, Tansania, Indonesien, Jordanien, Spanien, Großbritannien, Pakistan, Saudi-Arabien und, der größte Terrorakt jenseits von Kriegen: die Entführung von vier Linienmaschinen in den USA am Morgen des 11. September 2001, von denen zwei das World Trade Center zum Einsturz brachten, eine von ihren Kidnappern ins Pentagon geflogen wurde.

Es war die ultimative Umkehr gültig geglaubter Machtverhältnisse. Um vier Passagierflugzeuge in zielgenaue Marschflugkörper zu verwandeln, genügten ein paar Tapeziermesser als Waffen, weniger als eine Million US-Dollar und ein Vorbereitungsjahr – sowie, vor allem, die Bereitschaft der 19 Attentäter, mit in den Tod zu fliegen, den sie rund 3000 anderen bereiteten. Die 19 waren sunnitische Muslime, Männer aus behüteten, begüterten Verhältnissen, die weder militärische Besatzung, noch Erniedrigung je am eigenen Leib erfahren hatten. Und ausgerechnet ihr Anführer Mohammed Atta hatte eine ausgeprägte Sexualphobie, was schlecht passt zur Annahme, es sei hier nur um 72 Paradiesjungfrauen gegangen.

Sie einte eher, was auch in der am besten erforschten Gruppe der palästinensischen Selbstmordattentäter als stärkstes Motiv immer wiederkehrt: Macht.

Als vor 20 Jahren der israelische Psychologe Ariel Merari und der palästinensische Psychiater Eyad Sarraj unabhängig voneinander die Biografien palästinensischer Täter untersuchten, kamen sie fast wortgleich zu den gleichen Ergebnissen: Es seien Menschen, „die am wenigsten ihre Ohnmacht ertragen“ (Merari), die „ein Problem mit der Macht über sich haben“ (Sarraj). Es sei dieser jähe Moment der Allmacht, mit einer Explosion aus der Nichtigkeit zu dämonischer, unbesiegbarer Größe zu wachsen, der die Täter antreibe – um den Preis des eigenen Lebens.

Doch anders als die palästinensische Hamas rekrutierte al-Qaida weltweit Willige für ihre Anschläge. Dabei wurde immer unübersichtlicher, wer unter dem Label der irgendwo im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet herumziehenden Qaida-Führung alles mitmischte (abgesehen von Bin Laden, der bewohnte eine Villa im Kurort Abbotabad nördlich von Pakistans Hauptstadt Islamabad, wovon die Regierung nichts mitbekommen haben will). Im Irak etwa kamen ab 2003 über mehrere Jahre Tausende radikale Libyer, Saudi-Araber, Tunesier an, um sich auf den Straßen von Bagdad und anderen Orten zu sprengen.

So gut wie alle gelangten über Syrien ins Land. Dort hatte der Militärgeheimdienst unter Führung des Schwagers von Präsident Baschar al-Assad ein weitverzweigtes Netzwerk errichtet, um ankommende Islamisten von Damaskus aus über die Grenze in den Irak zu schaffen – oftmals nachdem man sie vorher trainiert und ausgerüstet hatte. Motiv der diskreten Terrorunterstützung war Selbstschutz: Man wollte den US-Besatzern das Dasein im Irak zur Hölle machen, um sie vom 2003 öffentlich erwogenen Einmarsch in Syrien abzuhalten.

Von dort war es nach wenigen halbwegs ruhigen Jahren von 2009 bis 2011 nur ein kleiner Schritt zum (Wieder-)Aufstieg des „Islamischen Staats“ (IS) – ein Name, den sich der stets unbotmäßige irakische Qaida-Zweig schon 2006 gegeben hatte. Straff und abgeschottet, geführt von einer kleinen Schar einstiger Offiziere vor allem aus Saddam Husseins 2003 aufgelösten Geheimdiensten, nutzte der IS die Auflösung der staatlichen Ordnung in Syrien und Libyen, um diese Gebiete zunächst zu infiltrieren und dann blitzartig eigene Areale zu erobern.

Mit dem IS ist das Selbstmordattentat im Zeitalter seiner massenhaften Reproduzierbarkeit angekommen: Durch unaufhörliche Propaganda, technisch brillante Videos, das Dauerfeuer via Twitter oder Instagram und eigene Hochglanzmagazine im pdf-Format hat der IS Zehntausende Jünger in aller Welt zur meist finalen Reise in sein selbst erklärtes „Kalifat“ gelockt. Hier hatte man gepanzerte Fahrzeuge für Anschläge in Serie gefertigt, hierhin waren hunderte Tonnen Sprengstoff und Zünder über Tarnfirmen in der Türkei und anderswo geschmuggelt worden.

Auf den Schlachtfeldern rund um Mossul rasten am 2. Januar 2017 bei einer einzigen IS-Attacke knapp 30 sprengstoffbeladene Wagen in die Reihen der irakischen Armee. Das Selbstmordattentat ist mehr entgrenzt denn je: Befohlen von einer sinistren Führung, für die der Islam nur noch Mittel zum propagandistischen Zweck ist, verübt von indoktrinierten Ausländern und halben Kindern. Es funktioniert als Waffe: Das ist seine einzige Rechtfertigung. Noch funktioniert sie.

Christoph Reuter, SPIEGEL-Reporter in Beirut, ist Autor von: „Mein Leben ist eine Waffe: Selbstmordattentäter. Psychogramm eines Phänomens“. Bertelsmann; 448 Seiten; antiquarisch erhältlich.

Nach der Kolonialzeit und dem Kalten Krieg zerreißt auch das Versagen ihrer Eliten die arabische Welt. Wie Dschihadismus entsteht und was Europa dagegensetzen kann, erklärt der Islam-Experte *Loay Mudhoon*.

„Da tobt auch ein Klassenkampf!"



SPIEGEL: *Herr Mudhoon, seit wann gehört der Islam zu Deutschland?*
Mudhoon: Seitdem es deutsche Muslime gibt. Zwar ist die erste Moschee hierzulande vor hundert Jahren gebaut worden. Aber in der öffentlichen Wahrnehmung ist der Islam erst mit der ersten türkischen Gastarbeitergeneration angekommen.

Geistesgeschichtlich gesehen gehört die islamische Kultur schon sehr lange zu Europa. Der Aufschwung der Wissenschaften im Mittelalter hat ein persisch-arabisches Fundament. Dieser Ost-West-Wissenstransfer ist aber wenig bekannt.

Das ist wirklich bemerkenswert. Die Vermittlungsleistung der islamischen Kultur, die zwischen der griechischen Antike und dem späteren Europa eine Brücke geschlagen hat, ist aus dem öffentlichen Bewusstsein weitgehend verschwunden. Die Zäsur kam mit dem Aufstieg westlicher Mächte im Nahen und Mittleren Osten. Um ihren Herrschaftsanspruch zu legitimieren, tilgten die Europäer ihr muslimisches Erbe aus der Geschichte und konstruierten einen zivilisatorischen Vorsprung. Als Antwort darauf veränderte sich aber auch der Islam: Er wurde von den lokalen Eliten instrumentalisiert, um die jeweilige nationale Identität gegen die der Kolonial- oder Hegemonialmacht zu schärfen.

Die Radikalisierung war eine Antwort auf den Kolonialismus?

Der Fundamentalismus ist ein Produkt der Moderne. Wir erleben in vielen islamischen Ländern einen epochalen Zerfall religiöser Autoritäten. Erst diese dramatische Entwicklung führte zum Erstarken ultrareligiöser und salafistischer Islambewegungen. Die erste salafistische Bewegung war jedoch reformorientiert.

Wann war das?

Die Bewegung des islamischen Reformismus ist im 19. Jahrhundert überwiegend in Ägypten entstanden. Einer ihrer Gründungsväter, Ägyptens damaliger Großmufti Mohammed Abduh (1849 bis 1905), rief zur Rückbesinnung auf den idealisierten Frühislam. Dabei pochte er auf die Wiederbelebung des rationalistischen Erbes des Islam, dessen Kultur einst der westlichen überlegen gewesen war. Seine Salafisten wollten den Weg in eine aufgeklärte Moderne gehen …

… im Gegensatz zu den heutigen Salafisten.

Genau. Erst sehr viel später bildete und verbreitete sich der (Neo)-Salafismus als ideologisches Eindeutigkeitsangebot, das einen vermeintlich wahren und „reinen" Islam konstruiert. Doch „den Islam" als statische, unveränderliche Einheit gibt es nicht, er ist ein Sammelsurium von Werten und Normen, eine Religion mit vielen Ausprägungen. Sogar das Alkoholverbot gab es nicht durchgängig, und es gibt eine reiche homoerotische Literatur.

Leidet die islamische Welt also am Dominanzstreben einzelner Strömungen, die für sich in Anspruch nehmen, den wahren Islam zu vertreten?

Natürlich! Der Wahhabismus etwa stellt eine Art ultra-islamische, puritanische Interpretation dar. Ihr Begründer Mohammed Bin Abd al-Wahhab (um 1703 bis 1792) formulierte eine rigide Lehre, die den Koran wörtlich verstehen wollte. Mit einem Federstrich versuchte er, mehr als ein Jahrtausend islamische Geschichte auszulöschen. Diese Lehre aus der Arabischen Halbinsel wäre ein Provinzereignis geblieben, wenn Bin Abd al-Wahhab nicht eine Allianz mit der Saud-Dynastie eingegangen wäre, und diese wiederum mit dem Westen. Im 20. Jahrhundert eroberte ein saudischer Kämpfer weite Teile der Arabischen Halbinsel – mit Unterstützung der Briten. Später wurde der Wahhabismus im West-Ost-Konflikt massiv instrumentalisiert: im Kampf gegen das gottlose Reich der Sowjets.



„Arabischer Frühling“: Ägypter feiern den Jahrestag auf dem Tahrir-Platz am 25. Januar 2012.

Bitte erklären Sie das.

Nach dem Sturz der Monarchie 1973 suchten starke politische Kräfte in Afghanistan die Nähe der Sowjetunion. Als 1979 die Sowjetarmee einmarschierte, um den Kommunisten zu helfen, waren der Westen und seine Verbündeten alarmiert: Die USA, Saudi-Arabien und Pakistan unterstützten daraufhin die islamistischen Guerillakämpfer, die sogenannten Mudschahidin. Mit diesem Kampf hatten sich große Teile der islamischen Welt solidarisiert. Die Allianz zwischen dem Westen und islamistischen Kriegern veränderte die Weltpolitik.

Wie funktionierte die Allianz?

Osama Bin Laden war damals ein guter Diener des Westens. Der spätere Qaida-Chef, ein vermögender Saudi-Araber, hat überall Mudschahidin für den Afghanistankrieg rekrutiert. Repressive Staaten wie Ägypten oder Jordanien waren heilfroh, ihre radikalen jungen Männer loszuwerden! In Afghanistan fand die erste weltpolitische Instrumentalisierung des radikalen Islamismus statt; hier wurde der globale Dschihadismus geboren.

Was unterscheidet die Taliban von den damaligen Mudschahidin?

Man muss lokale nationale Islamisten – Taliban oder Hamas – von global agierenden Dschihadisten unterscheiden. Dschihadisten haben eine utopisch-eliminatorische Ideologie. Mit al-Qaida oder dem „Islamischen Staat“ (IS) kann man nicht verhandeln – worüber denn?

Sie meinen, lokale Islamisten vertreten immerhin lokale Interessen?

Islamistische Bewegungen sollte man immer im jeweiligen nationalen Kontext betrachten. Für mich ist der IS zum Beispiel nur ein Symptom, und zwar einer epochalen sozioökonomischen Krise im Nahen und Mittleren Osten. Jeder dritte Araber ist unter 23 Jahre alt und in der Regel gebildeter als seine Eltern. Diese junge Generation ist dank neuer Medien Teil einer globalisierten Moderne – gleichzeitig merkt sie, dass sie im eigenen Land perspektivlos ist.

Der Linke Oskar Lafontaine macht die amerikanische Interventionspolitik für das Entstehen des IS verantwortlich. Die USA und Großbritannien sind 2003



Anti-Schah-Protest in Iran mit einem Plakat des Revolutionsührers Ajatollah Khomeini (in Teheran am 13. Januar 1979)

ohne Uno-Mandat in den Irak einmarschiert …

… das ist populistisch verkürzt! Der IS, da hat Lafontaine recht, ist ein Kind des Irakkriegs 2003. Aber seine Entstehung war natürlich nicht von den Amerikanern beabsichtigt. Festzuhalten ist: Der Einmarsch in den Irak 2003 war völkerrechtswidrig und neokolonial motiviert. Richtig erschreckend aber waren die Fehler nach dem Sturz Saddam Husseins. Die Bush-Administration hat den irakischen Staat faktisch zerschlagen. Diejenigen, die einst die Elite des Landes gestellt und es jahrhundertelang geprägt hatten, die arabischen Sunniten, wurden an den Rand gedrängt und massiv verfolgt – auch, weil der schiitische Iran an Einfluss gewann. Viele Führungsköpfe des IS saßen in US-Gefängnissen wie Abu Ghuraib oder Camp Bucca. Da schmiedeten dann ehemalige Geheimdienstler, Militärstrategen von Saddam und gefolterte Qaida-Anhänger eine Allianz.

Wo Sie gerade Iran erwähnen: Es gibt ja die These, dass der Sturz des liberalen Premiers Mohammad Mossadegh 1953 durch britische und amerikanische Geheimdienste die junge Demokratie dort zerschlug und indirekt einem islamistischen Staat den Weg bereitete.

Mossadeghs Sturz hat die westliche Politik diskreditiert. Seitdem existieren bei vielen Iranern massive Vorbehalte gegenüber den USA. Vor allem aber deshalb, weil die Amerikaner danach das Schah-Regime unterstützt haben, eine brutale Diktatur, die Zigtausende inhaftierte und folterte. Das antiwestliche Ressentiment hilft dem heutigen Mullah-Regime, seine Politik, etwa beim Atomprogramm, als stolzes Nationalprojekt zu verkaufen. Und dennoch: Für mich ist die Figur des Schahs zentral bei der Schuldfrage. Niemand zwang ihn zu so viel Brutalität.

Gibt es dafür eine Erklärung?

Viele muslimische Führer versuchten damals, Mustafa Kemal Atatürk nachzuahmen. Er hat sich das Volk geformt, es zwangssäkularisiert. Wir haben im Vorderen Orient eine Grundkrankheit: Der Otto-Normal-Bürger hat keine wirkliche Stimme; eine kleine Elite bestimmt das Schicksal der Völker. Daraus resultiert eine permanente Krise der Legitimation der Herrschaft. Atatürk setzte sich durch, weil er von einem ungeheuren Nimbus zehrte: Er hatte die Türkei nach dem Ersten Weltkrieg vor kolonialer Fremdherrschaft bewahrt – als eines der wenigen Länder der Region.

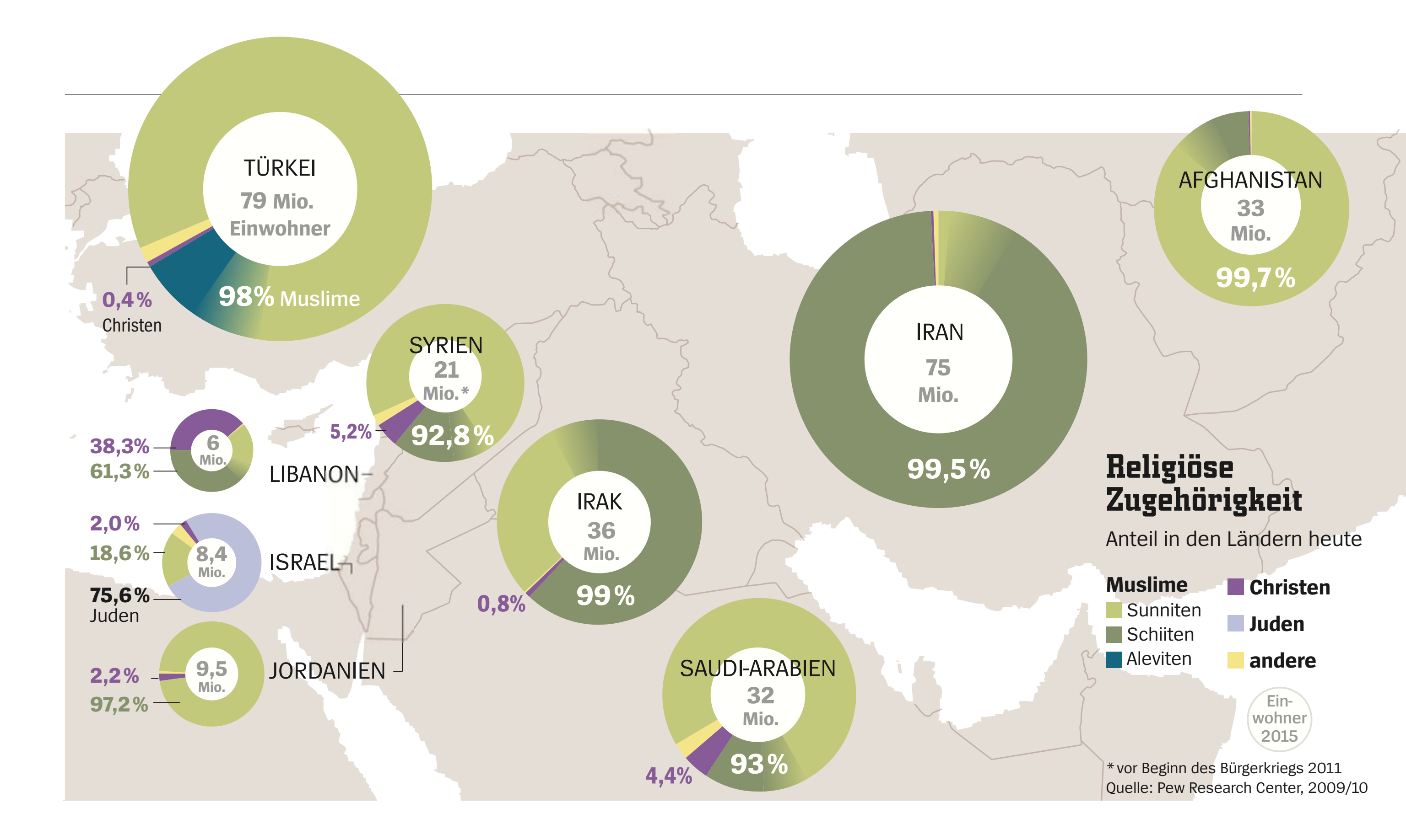
Atatürk war also der Pate nah- und mittelöstlicher Diktatoren?

Jedenfalls ein Vorbild. Sei es der Panarabist Gamal Abdel Nasser in Ägypten, sei es der persische Schah Mohammad Reza, sie alle haben versucht, Atatürk zu imitieren. Sie haben versucht, ein modernistisch-laizistisches Modernisierungsprojekt durchzuboxen. In der Türkei war das weitgehend gelungen – wenn man darüber hinwegsieht, dass die „Schwarzen Türken“, die Anatolier, sowie die Kurden, jahrzehntelang marginalisiert wurden. Panarabisten wie Nasser sind schon 1967 kläglich gescheitert, und damit nahm die Re-Islamisierung in Ägypten stetig Fahrt auf.

Im Arabischen Frühling schien das Freiheitsstreben wichtiger zu sein als der Glaube.

Der große Slogan der Arabellion war nicht zufällig: „Al-Schaab jurid“ („Das Volk will“). Von Marokko bis Indonesien hatten sich militärische und andere Eliten angemaßt, die Menschen zu bevormunden. Meine persönliche Hoffnung lag übrigens jahrelang auf Erdoğans AKP. Dass es seiner Partei gelingen würde, eine Art islamische Volkspartei zu werden.

Im Grunde genommen holt die Türkei das nach, was anderswo längst passiert ist. Die Türkei war besonders stark säkularisiert – und jetzt kommt mit



Macht der Umschwung hin zum Islam, und zwar aus dem Volk, aus Anatolien. Heißt das nicht, dass der Islam, so wie er gelebt wird, am Ende gewinnt – also die Religion über die weltliche Macht?

Da widerspreche ich. Sowohl islamistische Apologeten als auch westliche Islamkritiker wiederholen diese Thesen mantraartig.

Ist nicht die Trennung zwischen Staat und islamischer Religion besonders schwierig?

Ja, aber das liegt nicht am Islam! Sondern an der Unterentwicklung staatlicher Institutionen, an der Schwäche der Zivilgesellschaften, am Mangel an Öffentlichkeiten. Der Reformdenker Mohammed Arkoun, er starb 2010 in Paris, hat einmal gesagt: „Wer heute behauptet, im Islam kann es keine Trennung zwischen der weltlichen und der geistlichen Sphäre geben, schildert zwar den Status quo in den meisten islamischen Ländern, verkennt jedoch, dass dieser auf der verhängnisvollen Geiselnahme der Religion durch die Politik beruht.“ Aus den islamischen Grundlagentexten lässt sich jedenfalls keine bestimmte Staatsform ableiten.

„Es sind meist die säkularen Autokratien selbst, die sich die Islamisten als Verbündete heranzüchten!“

Wenn es nicht an der Religion liegt, woran sonst?

Es sind ja meist die säkularen Autokratien selbst, die sich die Islamisten als Verbündete heranzüchten! In der Türkei hat die Armee seit den Siebzigerjahren im Rahmen der „Türkisch-islamischen Synthese“ den Islam als Legitimationsressource aufgewertet – als Gegengewicht zum sozialistischen Mainstream. Oder in Ägypten: Nach Nassers Tod 1970 war der politische Mainstream auch in Ägypten links. Sein Nachfolger Anwar el-Sadat hatte Angst vor den Linken, deshalb empfahlen ihm seine Berater den Aufbau einer Gegenmacht. Die saß im Gefängnis, das waren Islamisten. Sadat hat sie entlassen und den Geheimdienst angewiesen, diese Leute zu fördern. Die Beispiele lassen sich beliebig fortsetzen; in Syrien etwa hat Hafis al-Assad 1990 eine Art Staatsislam geschaffen. Also: Religion wird nicht böse, weil sie so ist – sondern weil sie missbraucht wird.

Warum gelingt es nicht, moderate religiöse Autoritäten zu stärken wie etwa die hoch angesehene Azhar-Universität in Kairo?

Gute Frage. Die Azhar-Universität war wohl die letzte Bastion islamischen Rationalismus, bis sie nach dem Sturz der Monarchie 1952 in den Staat integriert wurde. Die Azhar-Gelehrten wurden zu staatstreuen Beamten. Dadurch verlor sie ihre Autonomie und somit ihren Status als moralische Autorität. Das meine ich mit dem Zerfall unabhängiger Autoritäten: Es gibt in der Region kaum eine bedeutende Instanz, die nicht für politische Zwecke eingespannt wird. Das führt dazu, dass die Religion nicht mehr bloß Religion ist, sondern ein Machtmittel, eine Ideologie, eine Projektion. Für den einfachen Muslim ist das schwer zu durchschauen …

… für einfache Christen und Christinnen auch! Die sagen sich, der Islam führt bloß zu Dingen, die wir in unseren Demokratien nicht wollen.

Verständlich, auch wenn es andersherum ist: Erst das Versagen des Staats führt zur Entstehung eines Machtvakuums, in das radikale Kräfte vorstoßen. Der Aufstieg radikaler Islamisten erfolgt dort, wo der Staat schwach ist – siehe Hamas, siehe Hisbollah. Wir haben es mit einer Krise der Staatlichkeit zu tun.

Eine Krise, das klingt, als hätte es mal eine starke Staatlichkeit gegeben.

Sagen wir mal so: Der postkoloniale Repressionsstaat wurde zusammengehalten. Einen Staat, der von seinen Bürgern freiwillig getragen wurde, den hat es im Nahen und Mittleren Osten kaum gegeben. Mit dem Sykes-Picot-Abkommen von 1916, als Briten und Franzosen ein großes Gebiet entlang willkürlicher Grenzen aufteilten, entstanden künstliche Länder, die mit brutaler Gewalt seitens der Hegemonialherren aufrechterhalten wurden – und nach dem Zweiten Weltkrieg vor den Karren des Ost-West-Konflikts gespannt wurden. Anfangs unterstützte die Sowjetunion Syrien, den Irak und sogar Israel, während Saudi-Arabien, Jordanien und Marokko in westlichen Augen zu „den Guten" gehörten. Später zog der Westen dann auch Israel und Ägypten auf seine Seite.

Haben die einstigen Kolonialmächte versagt beim Aufbau von Demokratien?

Während der britischen Herrschaft in Ägypten gab es so etwas wie aktiven Parlamentarismus. Aber die Machtfrage war geklärt: Das letzte Wort hatte der britische Generalkonsul in Kairo. Die eigenen Interessen – Nutzung und Kontrolle der Ressourcen – machen am Ende die eigenen Werte zunichte.

Und die lokalen Eliten spielen mit.

Und wie! Wir nehmen meist nur die Pole „Säkularisten" versus „Islamisten" wahr. Die extreme Polarisierung nach der Arabellion darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass da auch ein Klassenkampf tobt. Wer hat den Zugang zu Ressourcen in diesen Ländern? In der Regel nicht die Islamisten, sondern die säkularen autoritären Herrscher. Die Islamisten repräsentieren immer noch die benachteiligten Bevölkerungsschichten. Deshalb ist die türkische AKP in meinen Augen auch keine Partei – sondern eine soziale Bewegung benachteiligter Menschen aus Anatolien, Menschen, die die kemalistischen Eliten vernachlässigt haben. Ähnlich verhält es sich in Marokko oder in Ägypten. Dafür ist der Westen nicht verantwortlich. Die lokalen Eliten haben vielmehr kolossal versagt. Ihr Interesse gilt nur dem Machterhalt.

Was werfen Sie dem Westen vor?

Dass er keine langfristige Strategie zur Förderung von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit entwickelt hat. Die EU ist doch eine wunderbare selbst ernannte Wertegemeinschaft. Warum gab es nach der Arabellion keinen neuen „Marshallplan", um postrevolutionäre Staaten auf dem Weg der Transformation zu unterstützen? Die EU könnte aus Tunesien eine Art „Modellstaat" machen, ein kleines, überschaubares Land mit einer relativ gut ausgebildeten Bevölkerung. Es ist ressourcenarm und angewiesen auf Touristen, die nicht mehr kommen. Wieso helfen die Europäer nicht intensiv diesem Land, auch im eigenen Interesse? Das wäre gut investiertes Geld!

Wie nehmen die Menschen im arabischen Raum eigentlich uns Europäer wahr? Sind wir der „böse Westen"?

Bei den jungen Menschen konnte man nach der Arabellion überraschenderweise kaum antiwestliche Stimmung wahrnehmen. Aufseiten der Revolutionäre hätte man ja genug Gründe gehabt zu sagen: Ihr macht Deals mit Diktatoren auf Kosten der Menschenrechte. Die westlichen Nichtregierungsorganisationen, etwa die deutschen Stiftungen, haben allerdings sehr gute Arbeit beim Aufbau der Zivilgesellschaft geleistet. Ich war 2007 bei einem Seminar in Ägypten: „Nutzung der neuen Medien für gesellschaftliches Engagement". Hört sich harmlos an, war aber eine Keimzelle des Aufstands …

… weshalb viele Stiftungen heute verboten sind.

Genau. Die Machthaber in Ägypten, aber auch in den Golfstaaten haben deren Einfluss erkannt. Die Konrad-Adenauer-Stiftung in Abu Dhabi wurde 2012 geschlossen, das gesamte Team ausgewiesen; in Ägypten wurden Mitarbeiter der Spionage verdächtigt. Da hätte ich schon mehr Standhaftigkeit seitens der Bundesrepublik erwartet!



Loay Mudhoon, Politik- und Islamwissenschaftler, lehrt und forscht in Köln zum Nahen und Mittleren Osten im Kontext der internationalen Politik. Zu seinen Schwerpunkten gehören das Verhältnis von Islam und Demokratie sowie innovative Reformansätze im heutigen Islamdiskurs. Er ist außerdem Nahostexperte bei der Deutschen Welle und verantwortlicher Redakteur des Internetmagazins „Qantara.de – Dialog mit der islamischen Welt".

Haben Sie den Eindruck, der Westen geißelt die Chinesen mehr in puncto Menschenrechte als die Araber?

Allerdings. Vizekanzler Sigmar Gabriel hat bei seinem letzten Besuch in Ägypten in einer Pressekonferenz zu den ägyptischen Journalisten gesagt, sie hätten „einen beeindruckenden Präsidenten". Eine absurde Aussage angesichts von mehreren Zehntausend politischen Gefangenen unter Exgeneral Abdel Fattah el-Sisi.

Sie sagen, junge Araber hätten kein schlechtes Bild von Europäern. Wie leben denn „Ungläubige" heute in der islamischen Welt?

Es gibt Millionen Atheisten im arabischen Raum. Diese sind online sehr aktiv, jedoch im realen Leben unsichtbar, denn der Atheismus zählt zu den letzten großen Tabus in diesen Ländern. Man kann sich eher zu seiner Homosexualität bekennen als zum Atheismus. Viele junge Araber lehnen das verbreitete konfessionelle Sektierertum gänzlich ab. Sie setzen sich für eine zivile Bürgergesellschaft ein.

Wie man ja auch bei den Aufständen des Arabischen Frühlings gesehen hat.

Der Arabische Frühling war ein ungeheurer Bruch mit den herrschenden Autoritäten. Für die größte Massenmobilisierung arabischer Bürger der jüngeren Geschichte bereiteten Onlinemedien den Boden. Heute wird an Raif Badawi, diesem saudi-arabischen Blogger, der wegen „Beleidigung des Islam" zu jahrelanger Haft und 1000 Stockhieben verurteilt wurde, ein Exempel statuiert. In Saudi-Arabien twittern elf Millionen Menschen! Badawis Fall zeigt, wie groß die Angst der Machthaber vor den sozialen Medien ist.

Die Islamwissenschaftlerin Lamya Kaddor sagt, dass junge Muslime in Deutschland durch Diskriminierungserfahrungen anfällig dafür würden, sich zu radikalisieren. Glauben Sie das auch?

Die salafistische Radikalisierung ist ein Massenphänomen geworden. In Deutschland leben fast 10 000 überwiegend junge Salafisten. Der Salafismus

Afghanische Mudschahidin auf einem zerstörten sowjetischen Hubschrauber (in der Provinz Kunar, 18. Januar 1980)



bietet Jugendlichen vor allem Orientierung, Gruppenzugehörigkeit und Eindeutigkeit in Bezug auf ihre Lebensführung. Die Gruppe fungiert für die verunsicherten Jugendlichen als eine Art Jugendkultur, charismatische Salafisten wie Pierre Vogel werden zu Idolen für Jugendliche. Warum? Weil sie sich zu ihren Ansichten bekennen, sich den Mund nicht verbieten lassen, trotz der Ablehnung, die ihnen entgegenschlägt. Das bewundert ein pubertierender Junge, der die eigenen Eltern als passiv gegenüber der gesellschaftlichen Marginalisierung erlebt. Das ist häufig ein zentrales Moment bei der Radikalisierung.

Was können wir dagegen tun?

Wir brauchen generell bessere Angebote für Jugendliche und bessere religiöse Bildung. Um diese zu erreichen, brauchen wir eine islamische Infrastruktur unter der Obhut einer freiheitlichen Rechtsordnung …

… statt von der Türkei bezahlte Imame, meinen Sie.

Ich sehe eine große Chance, weil wir uns in einer einzigartigen Situation befinden. In der EU leben etwa 20 Millionen Muslime, in Deutschland etwa 4,5 Millionen. Diese treffen mit ihrer Religion auf eine weitgehend areligiöse, postchristliche Gesellschaft – und treten in einen fruchtbaren Prozess der gegenseitigen Zumutung. Die europäischen Muslime müssen das, was sie unter dem Islam verstehen, unter anderen Bedingungen als in der islamischen Welt definieren. Sie müssen lernen, mit ihrer Umgebung ins Gespräch zu kommen. Die Muslime sollen sich nicht beklagen, sondern in den Dialog treten.

Das ist ja auch die Idee der Deutschen Islam Konferenz.

Genau. Es war übrigens Wolfgang Schäuble, der diesen Dialog mit den deutschen Muslimen initiierte, der zuerst gesagt hat, der Islam gehöre zu Deutschland. Und nicht Expräsident Christian Wulff oder Kanzlerin Angela Merkel. Das deutsche Grundgesetz ist ja nicht laizistisch wie etwa das französische; es ermöglicht ein partnerschaftliches Verhältnis von Religion und Staat. Dementsprechend treibt der Staat auch Kirchensteuer ein, deshalb sind die Muslime befugt, sich hier eine Repräsentation zu suchen, ähnlich wie etwa der Zentralrat der Juden – als Ansprechpartner des Staates.

Vielen Deutschen macht der Islam Angst, weil sie ihn mit unterdrückten Frauen assoziieren, mit nicht nachvollziehbaren Fatwas oder selbstmordbereiten Terroristen. Da hilft es wenig, wenn der Zentralrat der Muslime in Deutschland festlegt, der Islam sei eine „Religion des Friedens“.

Es ist ehrenwert, dass fromme Menschen ihre Religion verteidigen – sie sind traurig, dass ihre Religion in den Dreck gezogen wird. Aber man muss der Realität ins Auge sehen: Wenn man die Nachrichten verfolgt, gewinnt man den Eindruck, dass da, wo Islam ist, Gewalt und Unterdrückung herrschen. Das kann man nicht wegdiskutieren. Ich plädiere dennoch dafür, zwischen den Verhältnissen in den islamischen Ländern und denen der Muslime in Europa strikt zu trennen. Muslime, die in Aachen, Berlin oder Hamburg aufgewachsen sind, werden oft automatisch mit der Situation im Nahen und Mittleren Osten in Verbindung gebracht – nur, weil sie einen iranischen Vater haben oder türkische Eltern. Das ist wirklichkeitsfremd. Die beste Therapie ist das reale Leben. Im Alltag funktioniert das Leben viel besser als in den schlimmen Schlagzeilen.

Herr Mudhoon, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Gespräch führten die Redakteure Annette Bruhns und Dietmar Pieper.

Wörter arabischer Herkunft

Von Admiral bis Zucker

Seit dem Mittelalter haben arabische Ausdrücke die deutsche Sprache bereichert. Hier ausgewählte Beispiele:



Admiral
Ein *Amir* ist ein hochrangiger Anführer, ein Befehlshaber, Fürst oder Gouverneur. Schon im 7. Jahrhundert wurde in Byzanz daraus *amirátos*. Der Bedeutungswandel begann im 12. Jahrhundert auf Sizilien, wo der *amiratus* nicht nur das Staatsgebiet, sondern auch die Flotte kommandierte.

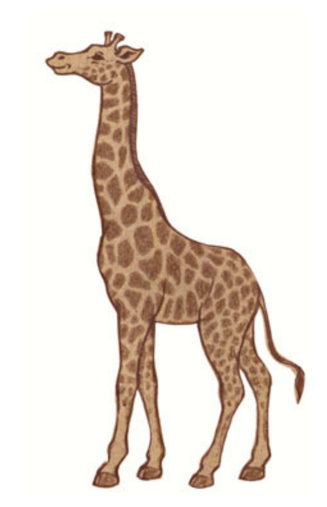
Algebra
Im 9. Jahrhundert veröffentlichte der in Bagdad lebende Mathematiker *al-Chwarismi* ein Lehrbuch, in dem es auch um die Kunst des *al-Dschabr* ging („Zusammenfügen auseinandergebrochener Teile"). Das arabische Wort wurde später in lateinischen Übersetzungen zu Algebra.

Algorithmus
Was heute vor allem für digitale Codes steht, bezog sich bis ins 19. Jahrhundert lediglich auf grundlegende Rechenmethoden. Das Wort entstand durch die Latinisierung des Namens *al-Chwarismi* (siehe unter Algebra).

Alkohol
Der Ausdruck *al-Kuhl* bezeichnet ein sehr feines Pulver aus Mineralien, das zum Beispiel als Schminke für die Augen verwendet wurde. Der schweizerische Alchemist und Mediziner Paracelsus (um 1493 bis 1541) betrachtete *Alcohol*-Puder als Destillat fester Stoffe; deshalb bezeichnete Paracelsus auch das Destillat von Wein als Alkohol.

Artischocke
Das arabische Wort *al-Churschuf* ist über Spanien und Italien nordwärts gewandert.

Giraffe
Durch Berichte von Kreuzrittern und Händlern fand der Ausdruck *Sarafa* – ursprünglich wohl äthiopisch – seinen Weg nach Norden.



Havarie
Awar heißt Fehler oder Schaden, über das italienische *avaria* gelangte der Audruck in viele europäische Sprachen.



Laute
Ein auf *al-Ud* zurückgehender Name für das Saiteninstrument findet sich zuerst im mittelalterlichen Spanien.

Magazin
Die Übernahme von *Machsan*, Lagerhaus, ist erstmals 1214 im venezianischen Herrschaftsraum belegt.

Matratze
Matrah bezeichnet ein großes Kissen oder einen Teppich, auf den man sich niederlegt.

Rabatt
Etwas festsetzen oder veranschlagen heißt arabisch *rabata*.

Razzia
Ghaswa, algerisch-arabisch *Ghasija*, bezeichnet einen Beute- und Rachezug. Als die Franzosen ab 1830 Algerien eroberten, verwendeten sie den Ausdruck für militärische Aktionen gegen Einheimische. Bald gelangte die Vokabel auch ins Deutsche.

Safari
Aus dem Kisuaheli kam das Wort Mitte des 19. Jahrhunderts ins Englische, es geht auf Arabisch *Safar*, Reise, zurück.

Sofa
Ein niedriges Podium, oft gepolstert mit Teppichen und Kissen, wird *Suffa* genannt. Über das Persische und Türkische gelangte das Wort in europäische Sprachen; seine heutige Bedeutung erhielt es Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich.



Ziffer
Sifr ist die Null. Zum erweiterten Sprachgebrauch kam es in Europa im 13. Jahrhundert.

Zucker
Der arabische Ausdruck *Sukkar* geht zurück auf das Sanskrit-Wort *Sarkara*. Im Mittelalter gelangte die Bezeichnung nach Europa.

Kompendium

Rainer Brunner (Hrsg.):
Islam. Einheit und Vielfalt einer Weltreligion.
Verlag W. Kohlhammer; 668 Seiten; 50 Euro

Experten beleuchten die komplexe Materie von allen erdenklichen Seiten: Es geht um Geografie und die Erweiterung des islamischen Raums (mit vielen Karten und Statistiken), die Entstehung des Korans, religiöse Rechtsvorstellungen, das Geschlechterverhältnis bis hin zu Architektur, Literatur und Kunst. Wer begreifen will, was „der Islam“ alles sein kann: Hier steht's.

Überblick

Mathias Rohe:
Der Islam in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme.
Verlag C.H. Beck; 416 Seiten; 16,95 Euro

Der Jurist und Islamwissenschaftler Rohe erklärt sachlich, wie vielfältig sich muslimischer Alltag hierzulande gestaltet, welche Glaubensrichtungen es gibt, wer hinter den verschiedenen Initiativen und Organisationen steht. Er beschreibt die Ausübung von Ritualen wie Schächten, Fasten oder Beschneidung und beantwortet die Schlüsselfrage, ob die islamischen Normen mit deutschem Recht vereinbar sind. Lesenswert!

Spurensuche

Monika Walter:
Der verschwundene Islam? Für eine andere Kulturgeschichte Westeuropas.
Verlag Wilhelm Fink; 533 Seiten; 69 Euro

Die Romanistin hat die spanische und französische Literatur akribisch auf ihr Erbe aus den Jahrhunderten arabisch-muslimischer Kultur in Spanien durchgesehen. Souverän gelingt es ihr, wie iberische Forscher sagen, „die Geschichte unter dem Teppich“ freizulegen.

Gegenwart

Christoph Reuter:
Die schwarze Macht: Der „Islamische Staat“ und die Strategen des Terrors.
Verlag Penguin/SPIEGEL-Buchverlag; 416 Seiten; 12 Euro

Hinter der Fassade des Fanatismus steuern nüchterne Strategen den IS: einstige Offiziere aus Saddam Husseins untergegangenem Spitzelstaat. Mit Unterwanderung, Brutalität und Zweckbündnissen haben sie den beängstigenden Siegeszug organisiert. Ihr Kalifat des Terrors entstand nach dem Vorbild des früheren Irak: als ultimativer Geheimdienststaat.

Analyse

Muhammad Sameer Murtaza:
Die gescheiterte Reformation. Salafistisches Denken und die Erneuerung des Islam.
Verlag Herder; 208 Seiten; 19,99 Euro

Meinungsstark erklärt der Islamwissenschaftler Murtaza, der bei der Stiftung „Weltethos“ von Hans Küng in Tübingen arbeitet, warum der Islam keiner Reformation bedürfe: weil der Wandel längst im Gange sei – mit ebenso negativen Folgen wie seinerzeit die Bauern- und Religionskriege. Murtaza analysiert Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen christlichen Reformatoren und muslimischen Salafisten im historischen Wandel. Aha-Erlebnisse garantiert!

Katalog

Stiftung Deutsches Historisches Museum (Hrsg.):
Kaiser und Kalifen. Karl der Große und die Mächte am Mittelmeer um 800.
Verlag Philipp von Zabern; 400 Seiten; 19,95 Euro

Selten bekommt man für so wenig Geld so viel von Experten erklärt und veranschaulicht wie in diesem großartigen Museumskatalog: ein lebendiges Panorama der Reiche Karls des Großen und Harun al-Raschids.











Impressum

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Telefon (040) 3007-0, -2700 (Kundenservice)

Telefax (040) 3007-2246 (Verlag), (040) 3007-2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de

Herausgeber Rudolf Augstein (1923–2002)

Chefredakteur Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.)

Stellv. Chefredakteure Susanne Beyer, Dirk Kurbjuweit, Alfred Weinzierl

Redaktionsleitung Dietmar Pieper; Dr. Susanne Weingarten

Redaktion Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr

Redakteurin dieser Ausgabe Annette Bruhns

Chef vom Dienst Anke Jensen, Thomas Schäfer

Gestaltung Kristian Heuer, Nils Küppers

Bildredaktion Frank Dietz

Infografik Gernot Matzke

Schlussredaktion Lutz Diedrichs, Tapio Sirkka

Dokumentation Dr. Hauke Janssen; Zahra Akhgar, Johanna Bartikowski, Ulrich Booms, Viola Broecker, Johannes Eltzschig, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Tobias Mulot, Sandra Öfner, Dr. Vasilios Papadopoulos, Heiko Paulsen, Maximilian Schäfer, Dr. Claudia Stodte, Rainer Szimm, Malte Zeller

Titelbild Suze Barrett, Arne Vogt; Svenja Kruse, Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg

Organisation Heike Kalb, Kathrin Maas, Elke Mohr

Produktion Christel Basilon, Sonja Friedmann, Usch Overbeck, Christiane Stauder, Petra Thormann

Herstellung Silke Kassuba; Mark Asher

Verantwortlich für Anzeigen André Pätzold

Anzeigenobjektleitung Johannes Varvakis

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-3631, www.spiegel-qc.de

Verantwortlich für Vertrieb Stefan Buhr

Druck appl druck GmbH & Co. KG, Wemding



Objektleitung Manuel Wessinghage

Geschäftsführung Thomas Hass

ISSN 1868-7318

Die Aufklärung

„Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Voller Elan suchten kritische Köpfe seit 1700 nach neuen Weltgrundsätzen. Das Abenteuer der Rationalität begann.



Im Licht der Vernunft Mit Zweifeln fing es an: Hat die Kirche recht mit ihrer Lehre von Gott als absolutem Herrn der Welt? Sind nicht vielmehr Naturgesetze am Werk, die jeder Mensch auch ohne Wunderglauben verstehen kann? Aus der religiösen Skepsis entstand eine Reformbewegung, die von der Bibelkritik bis zur Volksbildung, vom Staatsdenken über die Geschichtsdeutung bis hin zur Kunstlehre alle Lebensbereiche erfasste. Überall sollte es vernünftig zugehen, statt Willkür sollte die Helligkeit des kritischen Verstandes leuchten – wie bei der philosophischen Lektion am Modell des Sonnensystems im Bild.



Encyclopédie Das 1751 begonnene Gemeinschaftswerk machte alles Wissen in alphabetischer Ordnung zugänglich: Wissenschaften, Handwerk und Künste. Erst 1780 war das gewaltige Sammelbecken aufgeklärten Denkens vollendet – dennoch wurde es zum Bestseller.

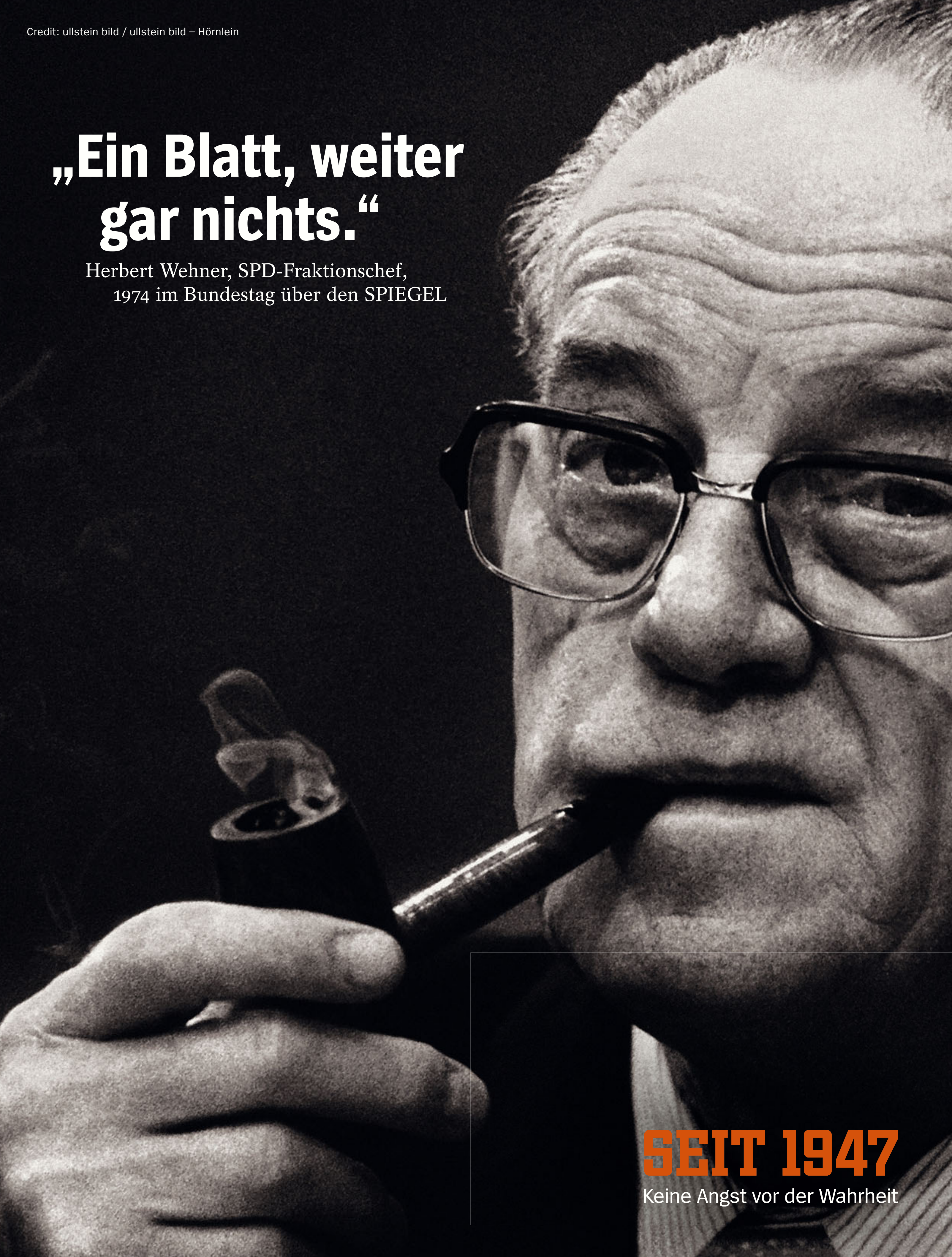


Geheimbünde Rätselhafte Symbole, dunkle Riten: Freimaurer, Illuminaten und andere geheime Gesellschaften sahen sich als verschworene Elite zur Verbesserung der Welt. Häufig jedoch endete das voller Idealismus begonnene Konspirationsspiel in bitterer Enttäuschung.



Immanuel Kant Aufklärung sei der „Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“, erklärte der Königsberger Denker. Er hoffte auf ewigen Frieden – stattdessen aber kamen bald Revolution und Krieg über Europa. Waren Aufklärer daran schuld?

Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE erscheint am Dienstag, dem 28. März 2017.


Credit: ullstein bild / ullstein bild – Hörnlein
„Ein Blatt, weiter gar nichts.“
Herbert Wehner, SPD-Fraktionschef,
1974 im Bundestag über den SPIEGEL
SEIT 1947
Keine Angst vor der Wahrheit